KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
Paed.
438/6

Ad Bibliothecam Ab / 3.6.
438.V

Hinsdelbaum
1830
Hornick
MXXXI
Baron
Hunkopf
1831

Vo [illegible]
1831.

MDCCXXI

Hic liber liber

Domino

Andreas Lotter

anno

Vide Pag. 345

Mettenleiter inv. et fec: 1797.

[illegible]

Kleine Geschichten

für

Kinder von 6—10 Jahren

die gern etwas lesen

was ihnen verständlich, nützlich

und angenehm ist.

Sechster und letzter Theil.

Mit einem Kupfer.

Leipzig 1801

bey Johann Benjamin Georg Fleischer.

Zur Königl.

Studienanstalts bibl.

Vorrede.

Mit diesem Bändchen wird die Sammlung kleiner Geschichten geschlossen; möchte es nicht schon zu spät geschehen. Mit aufrichtigem Dank erkennt der Verfasser die Schonung, mit der man bisher ihn beurtheilt hat. Er bedauert, daß er besonders die Winke, wenigstens bey Bearbeitung dieses letzten Bändchens nicht hat benutzen können, die ihm ein Recensent in der pädagogischen Bibliothek gegeben hat. Es war schon zum Druck fertig, als er sie las, und

er hatte zu wenig Muße, um viele Abänderungen vornehmen zu können. Sollten billige Richter, wie er sie bisher fand, glauben, daß er in Zukunft sich auf ähnliche Weise für die Jugend nützlich beschäftigen könne; so wird er ihre Zurechtweisungen, und selbst ihren strengern Tadel, wo er ihn verdient, dankbar benutzen. Das versprochene Sach-Register über alle sechs Bändchen wird diesem letzten beygedruckt werden.

Gh. am 25sten August 1801.

Sit. D.

Alpha-

Alphabetisches Verzeichniß des Inhalts der sechs Bändchen: Kleine Geschichten für Kinder von 6 bis 10 Jahren.

(Die römischen Zahlen deuten auf das Bändchen, die gewöhnlichen arabischen auf die Seiten derselben.)

Abhärtung sichert vor Empfindeley. V. 79 — 108. unterstützt die Gesundheit. VI. 317. flgd.

Adel, ein angeerbter Vorzug, Stolz darauf zeugt von Unverstand und macht uns lächerlich. IV. 143. flgd. VI. 114 — 127.

Ahme das Gute nach, aber nicht, wie der Affe, alles, was du siehst. VI. 14 — 21.

Annehmlichkeit, Grazie, wie sie verlangt wird. II. 264 — 266.

Anstand, äußerer, ist empfehlend, Mangel desselben erzeugt Blödigkeit. V. 25—31.
Armuth, unverschuldete, schändet nicht, VI. 114—127.
Aufmerksamkeit auf sich selbst. II. 39. auf alles, was um uns her vorgeht, Nutzen derselben. IV. 66—67. Mittel dazu. IV. 93—95.
Aufrichtigkeit, erwirbt Nachsicht, wenn man fehlt. I. 20—22.
Aufschieben, das, der Arbeit, bringt großen Nachtheil. V. 25—31.

Barmherzigkeit. II. 60. 61. gegen die Thiere. II. 200—210
Beispiele, böse, verderben gute Sitten. II. 165—200. III. 6—20. Kinder müssen davor bewahrt werden. VI. 127. flgd.
Bequemlichkeit, zu große, üble Folgen derselben. V. 1—9. 79—108.
Bescheidenheit an Kindern gefällt sehr. I. 20—22.
Bildung des Verstandes, Vernachläßigung derselben ist unverzeihlich. II. 124. flgd.
Blödigkeit, Ursachen und nachtheilige Folgen derselben. V. 165—172. Fortsetzung. VI. 193. flgd.
Bürgerstand, herabgewürdigt von Thoren. IV. 153. flgd.

Complimente, ihr Gutes. IV. 80. flgd.

Dank=

Dankbarkeit muß nicht zurückgestoßen werden, wenn sie auch zur Unzeit angebracht würde. IV. 223. Undank wird bestraft. V. 194—196.
Diebstahl, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. II. 165—200.
Dienstfertigkeit, unaufgefordert macht sie Freude. III. 1—5. sie kann fehlerhaft werden. IV. 14—31.

Eckel, unüberwindlicher, vor gewissen Dingen, ist unausstehlich. VI. 38—48. vor unschädlichen Thieren ist unweise. I. 125—138.
Edelmann, Mangel an Bildung ist ihm schimpflicher, als dem Bürger IV. 160—162.
Ehre, wahre, worin besteht sie? VI 114—127.
Ehrgeiz, traurige Folgen desselben. III. 43—78. 223—224. IV. 254.
Eigensinn. I. 9—22.
Eitelkeit, verderbliche Folgen derselben bey Knaben. III. 43—78. bey Mädchen. III. 140—178. IV. 48—66. VI. 60—72.
Elend in der Welt, Ursachen desselben. III. 208—209.
Eltern, gute zu haben, welches Glück es ist. II. 169—200. VI. 238. flgg. Ungehorsam gegen sie, bestraft sich selbst. III. 38—43. I. 5—8. Ist es immer ein Unglück, wenn Kinder sie frühzeitig verlieren? VI. 238. flgg.

Empfindeley, gewöhnliche Ursachen derselben. V. 79 — 108. verleitet zu Lieblosigkeit. II. 122 — 139.
Empfindlichkeit, Nachtheil derselben. V. 148 — 158.
Enthaltsamkeit, eine höchstnöthige Tugend. V. 109 — 138.
Erschrecken, wie gefährlich es oft ist. V. 34 — 40.
Erziehung, schlechte. IV. 143. flgg. VI. 114 — 127. zum Mitleiden. VI. 253. flgg.

Falsch, wer ist es? IV. 79. falsche Freunde. IV. 258. flgg.
Fehler, ein kleiner, zieht oft die größten Verbrechen nach sich. II. 163. flgg.
Fleiß, süße Belohnung desselben. V. 10 — 19. 31 — 40. VI. 1 — 7.
Folgsamkeit hat angenehme Folgen. I. 5 — 8.
Fragen, das, wenn wird es unbescheiden? III. 214.
Freunde, sind nicht mit Geld zu erkaufen. III. 91 — 109. Warnung derselben ist nicht zu verachten. IV. 50 — 63. Beispiel treuer Freundschaft. IV. 224. flgg. falsche Freunde. IV. 258. flgg.
Froh zu seyn bedarf man wenig. III. 78 — 91.
Fürsprache für Nothleidende ist oft so verdienstlich, als eigne Hülfsleistung. II. 8. 9.

Furcht-

Furchtsamkeit, Schädlichkeit derselben. I. 45 — 54. Mittel dagegen. IV. 7 — 114. Furcht vor Gewittern. II. 27 — 29. vor Gespenstern. II. 213 — 226. III. 115 — 140. Furchtsame müssen nicht erschreckt werden. V. 34 — 40. Furcht vor unschädlichen Thieren, siehe Eckel.

Gedächtniß, Uebung desselben. IV. 93 — 95.
Gefälligkeit, besonders gegen Geringere, wird oft sehr nützlich. II. 66 — 79.
Gefundene Sachen, was hat man damit anzufangen? V. 196 — 204.
Gehorsam gegen Eltern muß willig geleistet werden. I. 5 — 8. II. 37 — 38.
Geitz ist eine Wurzel vieles Bösen. VI. 7 — 14.
Gelegenheit macht Diebe. VI. 49 — 60.
Gerechtigkeit, ist auch gegen Thiere Pflicht. II. 240. flgg.
Geschickte Leute hält man werth. I. 158 — 214. VI. 1 — 7. VI. 114 — 127.
Geschwisterliebe und Geschwisterhaß. VI. 92 — 114.
Gesellschaft für Kinder ist mit Vorsicht zu wählen. I. 97 — 117.
Gesinde, vertrauter Umgang mit demselben kann Kindern oft sehr gefährlich werden. I. 78. flgg.

Gespensterfurcht ist lächerlich und schädlich. II. 213 — 226. III. 115 — 140.
Gesundheit, Regeln zur Erhaltung derselben. IV. 101 — 109.
Gewitter sind wohlthätig, Vorsichtigkeitsregeln dabey. II. 27 — 29. Furcht vor denselben zeugt oft von einem bösen Gewissen und ist schädlich. Eben daselbst.
Gewissen, seine Stimme belohnt und bestraft uns. II. 20 — 21. III. 217.
Großmuth. III. 229 — 236.

Haß unter Geschwistern. VI. 92. flgg. verdient der nicht, der schlecht erzogen wurde. VI. 253. flgg.
Herzhaftigkeit, Vortheile derselben. I. 3 — 4.
Hexerey, Ursprung des Aberglaubens an Hexen. II. 228. flgg.
Hitze, aufbrausende, thut nicht, was recht ist. II. 66 — 79.
Höflichkeit ist nicht Falschheit. IV. 66 — 89. Nutzen derselben, besonders für junge Personen. Eben daselbst.

Jähzorn, siehe Hitze.
Jung gewohnt, alt gethan. VI. 1 — 7.

Kinder

Kinder müssen die Warnungen verständiger Erwachsener nie verachten. I. 117 — 125. dürfen ohne Vorwissen der Eltern nichts verschenken. II. 37. 38.

Klätscherey stiftet viel Böses. II. 139 — 149. wie leicht man sich dazu gewöhnen kann. IV. 14 — 46.

Kleider machen Leute. I. 31 — 38.

Körper, menschlicher, Beschreibung desselben. IV. 97 — 101.

Lachen, lautes, ist unanständig, über das Unglück anderer, — ist empörend. II. 41 — 44. 251 — 253. III. 216.

Laune, gute und böse. Beispiele derselben. VI. 92 — 114.

Leichtgläubigkeit, führt zum Aberglauben. II. 227.

Leichtsinn, Gefahr desselben. I. 10 — 39. II. 1 — 4.

Lob, soll ermuntern, unzeitiges schadet oft sehr. III. 180 — 184. V. 31 — 45.

Lügner, der, wenn er auch einmal die Wahrheit sagt, findet keinen Glauben. I. 151. — 157.

Mädchen, wie sie ihre Zeit und Kräfte benutzen, so werden sie glücklicher, oder unglücklicher.

III. 140 — 178. sollen sich vor Eitelkeit hüten. Siehe Eitelkeit.

Menschenliebe, macht keine Ausnahmen. II. 45 — 56.

Mitleiden, belohnt sich selbst. II. 132 — 139; gegen Feinde, zeugt von einem edeln Charakter. III. 224. 225. verdienen schlecht erzogne Kinder. VI. 259. figg.

Mittelstand, Glück desselben. III. 87 — 90.

Müßiggang, aller Laster Anfang. IV. 177 — 220.

Muthwille macht sich verhaßt. II. 62 — 66. Folge des Müßiggangs. IV. 177. figg.

Nachahmen und Nachäffen. VI. 14 — 21.

Nachläßigkeit hat oft die traurigsten Folgen. V. 20 — 24. VI. 49 — 60.

Nachsicht, fehlerhafte der Eltern gegen Kinder, wird beiden sehr schädlich. VI. 238. figg.

Nächstenliebe. II. 45 — 56. Wer ist mein Nächster? VI. 7 — 14.

Naschhaftigkeit. I. 138. bestraft sich selbst. I. 145 — 151.

Neckereyen zwischen Kindern sind unerlaubt. I. 125 — 130.

Neid, Ursache und schädliche Folgen desselben. V. 46 — 71.

Neugierde ist, besonders für Mädchen, unanständig. II. 253. Wenn ist sie zu befriedigen? IV.

IV. 27—30. verführt oft zu größern Fehlern, und wird bestraft. VI. 72—91.
Nothlüge, wenn ist sie es in der That? II. 149—165.

Offenherzigkeit ist lobenswerth. I. 55—57.
Ordnung, großer Nutzen derselben. I. 28—30. VI. 49—60.

Pflichten gegen die Thiere. II. 200—210. gegen das Vaterland. III. 226—227. gegen Andersdenkende. II. 41—44. III. 216.
Plauderhaftigkeit, siehe Klätscherey und Schwatzhaftigkeit.
Putzliebe. gewöhnliche Folgen derselben. VI. 60—72.

Recht thun, lässt sanft ruhn. II. 4—10.
Rechthaberey, ist an Kindern sehr zu tadeln. I. 9—20.
Reichthum, macht an sich selbst nicht glücklich. III. 78—91. ohne andere Vorzüge erwirbt er uns weder wahre Achtung noch Liebe. 107—115. ist unsicher. I. 164. flgg.
Reinlichkeit, Nutzen derselben. I. 28—30. geht vor Schönheit. VI. 27—37.

Schaden, den wir andere leiden sehen, soll uns klug machen. II. 1—4.

Scha-

Schadenfreude, verräth großen Leichtsinn, oft ein böses Herz. II. 41 — 44. 251 — 253. III. 216.

Schaam, falsche, ist sehr nachtheilig, uns und andern. VI. 193 — 238.

Schaamhaftigkeit, wird dringend empfohlen. VI. 184 — 192.

Schein trügt. I. 117 — 125.

Schießpulver, wie gefährlich es ist, damit zu spielen. VI. 80 — 86.

Schmeichler, sind gefährlich. IV. 48 — 55. beleidigen verständige Menschen. IV. 64. flgg.

Schönheit, ohne andere gute Eigenschaften, hat nur wenig Werth. I. 22 — 27. VI. 27. flgg.

Schreck, wie schädlich er der Gesundheit werden kann. V. 34 — 40.

Schwatzhaftigkeit. II. 139 — 149. Quellen dieses Fehlers. IV. 14 — 46.

Schweigen, ist eine nützliche Kunst. IV. 66 — 67.

Selbstverleugnung, eine schwere, aber rühmliche Kunst. V. 109 — 138.

Spiel, verderbliches, eine Folge des Müßiggangs. IV. 194. flgg. V. 165. traurige Folgen. VI. 49 — 60. I. 166 — 167.

Spott, bessert den Blöden nicht. V. 165. flgg. VI. 193 — 238. macht verhaßt. II. 62 — 66.

Sprüch=

Sprüchwörter, sind mit Vorsicht zu gebrauchen. I. 37 — 38.
Stolz, auf zufällige Vorzüge zeugt von Unverstand und macht lächerlich. IV. 139. flgg.

Thiere, Barmherzigkeit und Pflichten gegen sie, siehe oben unter diesen Worten.
Tod, frühzeitiger, der Eltern, ist er wohl immer ein Unglück für ihre Kinder? VI, 238. flgg.
Trägheit, üble Folgen derselben.
Träume, was ist von ihnen zu halten? VI. 21 — 27.
Träumerey, wie schädlich sie ist. IV. 110 — 139.

Uebel in der Welt, Quellen desselben. III. 208. flgg.
Uebung macht den Meister. III. 30 — 34.
Verführung, Warnung davor. I. 78 — 97.
Verheimlichung, begangener Fehler, wie schädlich sie uns und andern werden kann. I. 55. flgg.
Vermögen, ist ein sehr unsicheres Gut. I. 164. flgg.
Versagen, sich etwas, ist eine schwere, aber unentbehrliche Kunst. V. 109 — 138.
Verschwendung, traurige Folgen derselben. V. 115. flgg.

Ver-

Verspottung anderer, erbittert sie. II. 62 — 66.

Verwegenheit stürzt oft in große Gefahr. IV. 4 — 7.

Verzärtelung, Ursachen und Nachtheil derselben. V. 79 — 108.

Umgang, ist mit großer Vorsicht zu wählen. I. 79 — 117. vertrauter Umgang mit Gesinde. S. eben daselbst.

Unachtsamkeit, üble Folgen derselben. I. 38 — 45. VI. 49 — 60.

Unanständigkeit, Ursachen und Folgen. III. 10 — 17.

Unaufmerksamkeit, eine Folge der Schwatzhaftigkeit. II. 140 — 149. Des Leichtsinns. IV. 110. flgg.

Unbarmherzigkeit, Beweis eines rohen Herzens. III. 224 — 225. Siehe auch Barmherzigkeit.

Unbedachtsamkeit hat oft traurige Folgen. V. 229 — 231. VI. 49 — 60.

Undankbarkeit, Reue darüber. V. 194. flgg. Schändlichkeit derselben. I. 1 — 8.

Undienstfertigkeit verräth ein rohes Herz. III. 1—5.

Ungehorsam gegen Eltern. Folgen desselben. I. 5 — 8. 78 — 97. III. 38 — 48.

Unordnung und ihre Schwester Unreinlichkeit. VI. 27 — 37. Siehe auch Unachtsamkeit und Ordnung.

Unreinlichkeit, siehe Unordnung.

Unver=

Unverschämtheit, Warnung vor derselben. VI. 184 — 192.

Unwahrheit reden ist entehrend. I. 151 — 157. Siehe Lügner und Wahrheit.

Unwissenheit, selbstverschuldete, zieht uns Verachtung zu. II. 79 — 122.

Unzucht, eine Folge des Müßiggangs, bestraft sich fürchterlich. IV. 191. flgg.

Unzufriedenheit, eine Folge des Neides. V. 46 — 71.

Vorsatz, wenn er ernstlich ist, hat immer das Gelingen zur Folge. III. 8 — 20. 34. flgg.

Vorurtheile gegen Andersdenkende. II. 56.

Vorwitz bringt zu Schaden.

Urtheile nicht blos nach dem Aeußern, es trügt oft. I. 31 — 38. V. 165. flgg.

Wahrheit muß uns immer heilig seyn. II. 164. flgg. Siehe auch Lügner.

Wahrsagen, was ist davon zu halten? VI. 297 — 301.

Warnungen verständiger Leute müssen Kinder nicht leichtsinnig anhören. I. 117. flgg.

Widersprechen, macht Kinder unausstehlich. I. 20 — 22.

Wiederholung des Gelernten, Nutzen desselben. V. 10 — 19.

Ziererey. Siehe Empfindeley, auch Eckel.

Zigeu-

Zigeuner, wer sind sie? ihre Sitten und Lebensart. 297. flgg.
Zorn. Siehe Hitze und Empfindlichkeit.

Zum Schluß bittet der Verfasser, daß man doch ihm nicht die Schuld mehrerer, auch in dem letzten Bändchen, eingeschlichener Druckfehler beymessen wolle; wie es sogar von einem, sonst sehr billigen Recensenten in der Allg. Deutschen Bibl. geschehen ist!

Was eine Nessel werden will, die brennt schon in der Jugend.

Dieses alte Sprüchwort, womit ich oft Mütter ihre Töchter zum Fleiß ermuntern hörte, hatte ich schon oft Gelegenheit, als eine große Wahrheit bestätigt zu finden, aber vornehmlich dann, als ich die beyden Töchter eines meiner Freunde näher kennen lernte. Ich war fast täglich in seinem Hause, zumal in seiner letzten Krankheit, von der er nicht wieder aufkam, und konnte sie zu allen Stunden beobachten, und immer fand ich an ihnen dasselbe, Julchen, als ein sehr fleißiges, und Fiekchen, als ein sehr träges Mädchen.

Ich mochte so früh kommen, als ich wollte, so fand ich Julchen gewiß schon an ihrem Nehtischchen, oder mit irgend einer andern häuslichen Arbeit beschäftigt, und gab ich etwa im Scherz meine Verwunderung darüber zu erkennen, daß sie schon so früh so fleißig sey? — so hörte ich von ihr, oder von ihrer Mutter,

daß sie schon gar vieles andere verrichtet habe. Fragte ich aber nach Fiekchen — so hörte ich oft noch um acht Uhr: — der kleine Langschläfer hat noch nicht ausgeschlafen! — Julchen sah ich nie müßig, und es mochte jemand da seyn oder nicht, man mochte mit ihr sprechen, oder nicht, sie war ununterbrochen emsig und verwendete fast kein Auge von ihrer Arbeit. Selbst wenn sie sich vom Sitzen etwas erholen sollte, gieng sie wenigstens nicht, ohne den Strickstrumpf in der Hand zu haben, in dem Garten spazieren, und auch hier sah' sie nach allem, wo etwas fehlte. Fiekchen war nichts willkommner, als wenn jemand sie besuchte, — dann flog gewiß ihre Arbeit sogleich auf die Seite, und winkte ihr ja die Mutter, daß sie doch nicht so unthätig seyn möchte — so nahm sie zwar die Arbeit wieder, — aber die Arbeit blieb auch ruhig in ihrer Hand. Ihr langes Schlafen machte sie den ganzen Tag über träge, sie dehnte sich oft auf die unanständigste Art auf den Stühlen und Canapee, — und bey einer solchen Gelegenheit erfuhr ich sogar einmal, daß sie sich oft unausgekleidet schlafen lege, — denn mehrmals hatte sie Julchen noch im Bette auskleiden müssen,

und

und wünschte sie, daß sie jemals früher als gewöhnlich aufstehen möchte, so hatte sie es nicht eher von ihr erhalten können, als wenn sie ihr noch im Bette die Strümpfe angezogen hatte. Und damals war Fiekchen schon vierzehn Jahr alt, und Julchen etwa zwölf Jahr!

Aber warum ließ das die Mutter zu? fragt Ihr, liebe Kinder. Freylich war das nicht gut. Die gute Frau glaubte, es würde sich mit Fiekchen schon noch geben! Sie hatte einen sehr zärtlichen Körper und war daher von Kindheit auf immer sehr geschont worden, und um ihr nicht durch strenges Sitzen, oder schwerere häusliche Arbeiten zu schaden — glaubte man sie auch jetzt noch schonen zu müssen. — Man überlegte aber nicht, daß mäßige Arbeit vorzüglich den Körper stärkt, und daß ihn nichts erschlafft, als zu langer Schlaf und Trägheit? — Vielleicht glaubte auch die gute Mutter, ihre Kinder würden es einmal nicht so nöthig haben, sich durch Arbeit ihren Unterhalt zu gewinnen, — und Fiekchen hatte überdieß ein sehr hübsches Gesichtchen und weiße, kleine, zarte Händchen. Die gute Frau, wenn sie hätte vorher sehen können, was sehr unerwartet für sie erfolgte!

Ihr Mann wurde von einem bösartigen Fieber befallen, das endlich in eine langsame Auszehrung ausartete. Ein halbes Jahr übertrugen ihn seine Collegen und verrichteten alles gern für ihn, denn er war immer ein fleißiger und dienstfertiger Mann gewesen, aber als sich seine Krankheit so sehr in die Länge verzog, mußte er sich es gefallen lassen, daß man ihm einen Gehülfen beysetzte, dem er die Hälfte seiner Einnahme abtreten mußte. — Der Arzt kostete viel, die Einnahme langte nicht zu — man mußte Geld aufnehmen — und er war ohnehin noch schuldig, denn er hatte immer auf Verbesserung seiner Einnahme gehofft! — Nach anderthalbjährigem Leiden unterlag er; er starb und hinterließ den Seinigen nichts, als das Haus und den Garten, auf welchen er bisher gewohnt hatte, — aber so viel Schulden, daß beydes bald nach seinem Tode von seiner Wittwe verkauft werden mußte.

Sie bezog nun mit ihren Töchtern eine kleine gemiethete Wohnung, konnte keine Magd mehr halten, und auch nicht hoffen, von dem Wenigen lange zu leben, was sie noch besaß. Viele ihrer Freunde baten sie, ihnen Julchen zu überlassen; denn jedermann hatte dieses

fleißi-

fleißige und geschickte Mädchen lieb gewonnen, — aber Julchen war jetzt ihre einzige Stütze, ihr einziger Trost. — Dieß liebe Mädchen bat ihre Bekannten, ihr Arbeit zuzuweisen, und da man ihre Geschicklichkeit kannte, bekam sie viel zu thun, und wurde gut bezahlt. Mit diesem Verdienst, — denn Fiekchen mußte sich nun bequemen, die Stelle einer Magd zu vertreten, waren sie denn im Stande, sich nothdürftig zu unterhalten, — bis auch die Mutter der Kummer über den Verlust ihres rechtschaffenen Mannes, und besonders auch über ihre nunmehrige traurige Lage, auf das Krankenlager warf. — Julchen war unermüdet, bald um ihre Mutter, bald mit ihrer Arbeit beschäfftigt, und wiewohl sie eben so herzlich um sie betrübt war, als ihre Schwester, so wußte sie doch ihren Schmerz immer zu verbergen und ihr freundlich Trost zuzusprechen. Denn darüber hatte sie sie längst beruhigt, was sie um Fiekchens willen bekümmerte, die freylich mit ihrer Mutter alles vorlohr, wenn sie nach ihrem Tode von Julchen verlassen wurde. —

„Gott wird meinen Fleiß schon so segnen, hatte sie ihr gesagt, daß auch Fiekchen bey

mir keine Noth wird haben dürfen, wenn sie nur mit dem Wenigen verlieb nehmen will, was sie bey mir haben kann. Und sollte sich ja ein rechtschaffner Mann finden, der einem armen Mädchen, wie wir sind, seine Hand geben wollte, so hoffe ich gewiß, er wird mir auch erlauben, meine Schwester bey mir zu behalten. Und wer weiß, ob nicht Gott auch für sie sorgt, wenn sie nur noch ein wenig fleißiger werden will."

Julchen hat ihr Versprechen redlich erfüllt. Nach dem Tode ihrer Mutter lebte sie noch zwey Jahre mit ihrer Schwester, ohne ihr merken zu lassen, daß sie ihrer Gnade lebe; gerne ertrug sie auch ihre Unarten — die, leider! zu tief schon bey ihr eingewurzelt waren. Oft mußte sie selbst thun, was Fiekchen thun sollte. Ein würdiger Landgeistlicher lernte Julchen kennen; er hatte seine junge Frau in dem ersten Wochenbette verlohren, und wünschte, für seine Wirthschaft eine gute Wirthin, und für sein Herz eine Freundin wieder zu finden, wie er an seiner ersten Gattin gehabt hatte, und trug Julchen seine Hand an. Sie hatte von ihren Freunden viel Gutes von ihm gehört, und nahm daher mit Vergnü-

gnügen seinen Antrag an. Fiekchen folgte ihr und lebt nun schon seit sechs Jahren bey ihr. Niemand verlangt sie zur Gattin, ungeachtet ihrer wirklich schönen Bildung, und ungeachtet oft viele junge Leute ihren Schwager besuchen. Der Unterschied zwischen beyden Schwestern ist zu auffallend. — Eine Dame, die sich immer nur aufwarten läßt, sagte neulich ein junger Mann, dem man sie vorgeschlagen hatte, und der sie nur einmal zuvor sahe, — kann ich nicht unterhalten. Ich muß arbeiten und meine Frau muß sich der Arbeit auch nicht schämen.

Ich bin mir selbst der Nächste.

Nun, wie hat es Euch denn gefallen? fragte eine Mutter ihre Kinder, als sie des Abends von einem Besuch wieder zurück kamen, den sie, mit ihrem Vater, bey einer adlichen Familie auf dem Lande gemacht hatten?

Je nun, sagte Lisettchen, ihre älteste Tochter, wir wurden zwar sehr gut aufgenommen, und an Vergnügen hat es uns nicht gefehlt —

 aber

aber ich weiß nicht, die Fräulein hat mir doch nicht recht gefallen. Bruder Adolph meynt es auch, der Junker sey viel besser.

Adolph. Ein recht guter Junge, Mutterchen, aber Fräulein Malchen? — Ja siehst du, Lieschen, wenn du so wärest, ich könnte dich keinen Augenblick lieb haben! —

Mutter. Ist sie Euch vielleicht ein wenig stolz vorgekommen? — das müßt ihr nicht so genau —

Adolph. Stolz? — nichts weniger! — Sie schäkert ja mit den Mägden herum, als ob sie ihres Gleichen wären, und so — wie Sie es uns gewiß nicht erlauben würden. Nein! darüber hätten wir uns gewiß nicht zu beschweren! — aber — doch du weißt das besser, Lieschen! —

Lieschen. Ihnen, gutes Mutterchen, kann ich es wohl sagen, aber ich möchte es nicht jedem erzählen, es ist wirklich fast zu schlimm, und ich weiß nicht, wo ich zuerst anfangen soll. Die Fräulein nahm mich vor Tische noch bey der Hand und sagte mir: Es würde noch nicht sobald angerichtet werden, ich möchte also noch zuvor mit ihr ein Weilchen in den Garten kommen. Ich folgte ihr — und als wir an die

Gar-

Gartenthüre kamen, stand ein armer, armer alter Mann da, der ein kleines Pelzmützchen in der Hand hielt, und kläglich um ein kleines Allmosen bat.

Seyd ihr schon wieder da, ihr alter Sauf... (ich mag es gar nicht nachreden, wie sie ihn nannte!) wenn ihr nicht gleich geht, so will ich den Vogt rufen! —

Er sah mich aber so wehmüthig an, daß ich ihm geschwind einen Sechser in sein Mützchen warf, ehe mich die Fräulein daran hindern konnte. Er dankte ach! so herzlich — aber die Fräulein schimpfte immer fort auf ihn, — und dann verwies sie es mir, daß ich ihm etwas gegeben hätte. Und als ich ihr sagte: wenn den armen Leuten Niemand etwas geben wollte, so müßten sie ja verhungern. — Ey, meynte sie, sie dürften nur arbeiten und nicht so viel Branntwein saufen — verzeihen Sie, liebes Mutterchen, — sie redete wirklich nicht anders — da würden sie auch leben können. Aber wenn sie nun so alt und vielleicht gar krank sind, fragte ich, wie der arme alte Mann mir es wirklich schien? — Ach! die Alten könnten auch arbeiten, oder ihre Kinder könnten sie versorgen; und wer krank wäre, könne

nicht betteln gehen, glaubte sie, aber sie stellten sich nur immer so, um andere zum Mitleiden zu bewegen. Ich suchte sie zu widerlegen so gut ich konnte, aber ich hätte mir diese Mühe ersparen können, wenn ich zuvor gewußt hätte, was ich nachher erfuhr. Denn als ich ihr besonders sagte, daß es mir allemal eine wahre Freude sey, wenn ich einem Armen etwas geben könne — da schlug sie ein lautes Gelächter auf, und schrie dazu:

Gerade, wahrhaftig! gerade wie unser Hofmeister! Aber meine Mutter spricht immer: die Aermsten sind immer die Freygebigsten. Er beredete auch einmal meinen Bruder, daß er einen ganzen Gulden, den er von unserm Vater, ich weiß nicht bey welcher Gelegenheit, zu seinem Vergnügen bekommen hatte, einer solchen Bettelfamilie geben sollte, weil der Vater davon von einem Balken in unserer Scheune gefallen war und lange nicht arbeiten konnte. Denken Sie nur — einen ganzen Gulden! aber die Mutter ließ nicht nach, er mußte ihn wieder herbey schaffen! Mein Bruder sagte zwar, der Hofmeister hätte ihn von seinem eignen Gelde wieder gegeben, aber —

Mutter. Liebes Kind, das trau ich der Frau von T. kaum zu, hat dir vielleicht die Fräulein wohl nur ein Märchen erzählt?

Lieschen. Ich wünschte, es wäre so, aber — ich hörte hernach von den Bedienten, und von ihrem eignen Bruder — du mußt es selbst mit angehört haben, Adolph — daß die Fräulein im ganzen Hause immer die leibhafte Mutter genennt wird, wenn sie einmal recht hart gegen die Leute ist. Das könnte doch nicht seyn, wenn nicht die Mutter eben so dächte! Denn, hören Sie nur weiter, das ist wirklich noch Kleinigkeit, was ich Ihnen bis jetzt erzählt habe. Die Fräulein sagte mir unter andern: Wenn sie allen Armen geben, oder wenn sie alles thun wollten, was die Leute immer von ihnen verlangten, so hätten sie lange selbst um Allmosen betteln gehen müssen. Ihr Vater wäre immer auch so gut, an ihn wendeten sie sich daher immer, aber wenn es nur die Mutter erführe, dann wäre es schon gut.

Wir kamen, indem sie so redete, an einen Kirschbaum, er hing voll reifer Kirschen, und eine Leiter stand angelehnt. Warten Sie, sagte sie, ich will Ihnen ein Paar Kirschen pflükken, aber geben Sie ja ein wenig Achtung,

daß

daß Niemand kommt. Dürfen Sie denn keine abpflücken, fragte ich sie? — Nein, sie sind verpachtet, antwortete sie. Und als ich nun die Kirschen verbat, so sagte sie: Ach! der Hundsfott von Pachter hat sie ohnedem zu wohlfeil, der Vater hat sich von ihm hintergehen lassen. Sie stieg die Leiter hinauf, brach ein Paar Hände voll ab, und als sie wieder heruntersteigen wollte, blieb sie mit den Schuhen hängen, und wäre herabgefallen, wenn ich sie nicht gehalten hätte. Sie las die verlohrnen Kirschen auf und verzehrte sie mit großem Appetit, als ich keine davon genießen wollte. — Sie besah sich dabey ihre Schuhe, und da die Sohle abgetrennt war, sagte ich ihr: Sie würde andere Schuhe anziehen müssen, weil sie sonst leicht fallen könnte. Ach nein! erwiederte sie, die müssen noch lange gehn, ich kann mir die Sohle selbst wieder anheften. Ich sahe sie verwundernd an: Haben Sie denn Niemand, der Ihnen das machen kann? — Ja, versetzte sie, da wäre ich ein großer Narre, da müßte ich ihn ja bezahlen! Nein! sehen Sie, ich bekomme monatlich einen Thaler Schuhgeld, — und was ich davon erspare, ist mein. O Sie sollten nur mein Sparbüchs-

chen

chen sehen! Warten Sie, nach Tische! — da will ich Ihnen auch meinen Handel zeigen!

Mutter. Einen Handel? —

Lieschen. Ich wunderte mich freilich auch, aber nach Tische sahe ich denn, was Sie kaum glauben werden. — Die Fräulein schloß mir einen Schrank auf, in welchem sie eine große Anzahl Cattunreste, seidene und wollene Bänder, Spitzen, Glaskorallen — schlechte baumwollene Tücher und viel mehr solchen Kram hatte — und erzählte mir, daß das Gesinde und viele Bauersleute zu ihr kämen und ihr alles gern abnähmen. Ihr koste es nicht viel, denn sie kaufe es in Leipzig, wohin sie jährlich mit den Aeltern zur Ostermesse gehe, weil sie da gewöhnlich ihren Caffee, Zucker und andere Waaren einkauften, um ein Spottgeld, und habe daher oft die Hälfte Profit. — Ihr Bruder sagte, daß sie sogar alte Bänder färbe und für neue verkaufe, — und Sie nahm das nicht übel, sondern sagte nur — das dumme Volk versteht es doch nicht! — Aber ihre Sparbüchse war freilich auch sehr reich!

Pfui! sagte Adolph, — lieber keinen Heller, als so erworben! —

Wohl

Wohl Euch, liebe Kinder, setzte die Mutter hinzu, wenn Ihr nie so denken lernt. Gott sey dank, Ihr sehet es, daß wir manchem Armen manche frohe Stunde machen, und noch hat es uns nicht gefehlt. Diese Art Menschen sind mehr zu bedauren, als sie glauben; wie viel Freude entbehren sie nicht, und wer kann sie lieben? wer wird ihnen helfen, wenn sie einmal in Noth sind?

Ahme das Gute nach, aber nicht, wie der Affe, alles, was du siehst und hörst.

Es ist bekannt, daß Kinder gern das nachahmen, was sie von Erwachsenen sehen und hören. Das ist nun freilich zuweilen recht gut, aber nur überlegen Kinder selten, ob alles das, was sie sehen und hören, von ihnen nachgeahmet werden kann und darf? Wie mancher Knabe schadete sich schon an seiner Gesundheit, wenn er es Seiltänzern und Luftspringern nachthun wollte; und wie manches hübsche

Mäd-

Mädchen machte sich schon lächerlich, wenn sie nicht eher ruhete, als bis es ihr erlaubt war, sich auch so zu kleiden, wie diese und jene ihrer Freundinnen; oder wenn sie die Sprache, oder die Mienen, oder den Gang irgend eines andern Mädchens nachahmte, — weil man etwa ihr natürliches Gelispel, oder ihr schalkhaftes Blinzen mit den Augen, oder ihren leichten hüpfenden Gang hübsch gefunden hatte. Die guten Kinder überlegen nicht, daß nicht alle, alles kleidet.

Noch lächerlicher machen sich aber Kinder, wenn sie sogar so altklug sprechen, und so entscheidend bald loben, bald tadeln und über andere urtheilen wollen, wie Erwachsene. Bescheidenheit macht Kinder vorzüglich liebenswürdig; aber wer wird nicht ein junges Närrchen lächerlich finden, das überall mit sprechen, über alles urtheilen, überall auch seine Meinung sagen will? Ich kenne ein solches altkluges Mädchen, und wenn ich Euch jetzt etwas näher mit ihr bekannt mache, so prüfet euch ja, liebe Kinder — ehe ihr über sie lachet!

Ihre Mutter ist eine sehr verständige Frau, sie urtheilt gewöhnlich sehr richtig über die Menschen sowohl, die bey ihr aus- und eingehen,

hen, als über ihre Handlungen; nur pflegt sie das oft zu laut, und gewöhnlich, wenn sie Ursach zu tadeln hat, nicht ohne einige Bitterkeit zu thun. Sie hat überdieß ihren ganz eignen Geschmack, der zwar wieder untadelhaft an sich selbst, aber doch nicht immer der gewöhnliche ist — und nicht selten macht sie sich über diejenigen lustig, die gar zu ängstlich an der Mode hängen. Eben so hat sie eine ganz eigne Liebhaberey an Hunden, und wer sie zu sich bittet, muß nicht nur darauf denken, ihr gewisse Schüsseln vorzusetzen, die sie besonders liebt, sondern der muß sich es auch gefallen lassen, noch einen oder ein Paar Hunde bey Tische zu ertragen.

Da sie, wie ich schon gesagt habe, sonst eine sehr verständige Frau, und die Gattin eines sehr geehrten Mannes ist, — so sieht man über ihre Eigenheiten hin, und erträgt sogar ihre Fehler gern, zumal da sie überdieß eine außerordentliche Gabe zu unterhalten besitzt, die sie in großen Gesellschaften fast unentbehrlich machen. — Aber nun denkt Euch Konkordien, ihre Tochter, die sie in allem, bis auf das Kleinste, getreu nachahmt?

Da

Da sie selbst keinen Menschen richtig zu beurtheilen im Stande ist, so betet sie freylich alles Wort für Wort nach, was ihre Mutter jemals von einem Menschen Gutes oder Nachtheiliges sagte; aber wie klingt das in dem Munde eines zehnjährigen Mädchens? — Wer nicht überlegt, daß sie nur ihrer Mutter nachsprechen müsse, der thut ihr allerdings noch zu viel Ehre an, wenn er sie für naseweis hält, — und dafür gilt sie freylich bey vielen ihrer Bekannten; wer aber ihre Mutter und sie selbst näher kennt, der sieht denn wohl, daß sie nur ein kleiner Affe ist. — Nie wird sie daher auch unwilliger, als wenn einer ihrer Verwandten, dem ihre Einfalt wehe thut, und der sie gern auf ihre Thorheit aufmerksam machen möchte, sie um Erklärung bittet, wenn sie etwa einmal über jemand ein Urtheil gefällt hat. Denn gewöhnlich sind ihre Urtheile mit fremden Worten ausstaffirt, die sie nicht versteht. —

Was halten Sie von dem jungen M? fragte sie neulich ein Mädchen ihres Alters. — Ach! das ist ein sehr f a d e r Mensch, war die Antwort, — es ist gar nichts S o l i d e s an ihm. — Ihr Freund, der das hörte, fragte sie schnell:

Was nennen Sie denn fade? liebes Mühmchen? — Fade? je nun — es ist nichts Solides, gar nichts Solides an ihm — erwiederte sie. — Ja, das versteh' ich aber auch nicht, fuhr ihr Freund fort, was ist denn solide? — Ach! das werden Sie nicht wissen? — versetzte sie. — Nein! ich weiß es nicht, in Wahrheit nicht, versicherte er, ich höre es so oft, und habe es noch nie verstanden, und da Sie so bestimmt von dem jungen M. behaupten, daß nichts, gar nichts Solides an ihm sey, so müssen Sie ja wohl wissen, was Sie darunter verstehen. — Er trieb sie so weit, daß sie endlich sehr unwillig ihm versicherte, daß sie ihm auf keine Frage mehr antworten wolle. Aber er hat sie seitdem wohl schon zwanzigmahl wieder gefragt, und sie jedesmal wieder so weit gebracht, ohne daß sie sich noch gebessert hätte.

Das schlimmste dabey ist, daß jedermann durch sie sehr leicht erfahren kann, wie ihre Mutter von diesem oder jenem denke. Denn man darf sie nur um ihr Urtheil fragen; und ist sie mit ihrem Urtheil sogleich fertig, so kann man gewiß annehmen, daß sie nur ihrer Mutter nachbetet!

Wie ihre Mutter, so muß auch sie gekleidet seyn, und wie diese, so macht sie sich oft laut über diejenigen lustig, die etwa anders, vielleicht oft geschmackvoller und besser sich kleiden. Die einfache Kleidung der Kinder, die seit einiger Zeit üblich und für Kinder so gesund und so bequem war, fand sie immer unausstehlich, und sie trug daher einen frisirten Kopf und eine enge einzwängende Schnürbrust — weil ihre Mutter — oder vielmehr weil sie, (denn sie redet nie anders, als von sich selbst), die glatten Köpfe und die weiten, lose herabhängenden Kleider — nur für Bauerkinder erträglich fand. — Sie muß glauben, man weiß es nicht, warum ihre Mutter, als eine verständige Frau, ihre Tochter nicht ohne Frisur und ohne Schnürbrust gehen läßt! —

Unausstehlich wird sie fast, wenn sie einmal zu den Kindern eines ihrer Freunde gebeten wird. Denn sie bringt dann nicht nur auch ihren Joli mit, einen kleinen Hund, der sehr unsauber aussieht, und schon manches Kind, das ihn streichelte, durch sein plötzliches Auffahren und Knurren erschreckt hat, — sondern alles wird auch von ihr so günstig oder ungünstig be-

urtheilt, als ob sie die Person wäre, der das zukäme. —

Die gewöhnlichen Kinderspiele ekeln ihr an, sie spielt sie nur gezwungen mit, und zeigt dabey auf die unartigste Weise, daß sie die größte Langeweile habe. Sie redet dann nur von L'hombre, von Whist, von Casino — denn nur diese Spiele werden von ihrer Mutter gebilligt. — Spielen die Kinder gar ein Spiel, wobey gesungen werden muß, so hält sie während des Gesanges gewiß beyde Ohren zu. — Denn ihre Mutter kann das Geschrey, wie sie es nennt, nicht vertragen. — Musik in der Ferne, und allenfalls Tanzmusik, ja das läßt sie gelten, — denn ihre Mutter geht in kein Konzert, die nahe starke Musik betäubt sie, — und sie liebt den Tanz! — Werden nun endlich Erfrischungen oder eine Mahlzeit gegeben — so ist es fast nicht zum Ausstehen, wie das kleine altkluge Mädchen über das, was aufgetragen und was nicht aufgetragen wird, zu sprechen weiß. — Da ist das ein sehr gemeines Essen, da paßt die Sauce nicht zu der Schüssel, da ist ihr ein Stückchen Rehbraten doch lieber, als Hirsch, da ist ihr eine Wassermelone doch angenehmer, als eine gewöhnliche — da hat sie

doch noch größere Früchte gegessen, da zieht sie den Wein=Creme doch dem Chocolade=Creme vor, da kann sie durchaus den Käse nicht riechen, geschweige denn genießen — und warum das Alles? — weil ihre Mutter sich oft so darüber erklärte. —

Ich frage Euch, Kinder — möchtet Ihr wohl ein solches Mädchen zu Eurer Freundin haben, oder könntet Ihr wünschen, daß man an Euch selbst jemals diese Einfalt entdeckte, die jedermann an Konkordien wahrnimmt, sobald er sie nur einmahl sieht?

Was ist wohl von Träumen zu halten?

Eduard hatte die Geschichte Joseph's in der Bibel gelesen, und nichts war ihm darin so merkwürdig vorgekommen, als die sonderbaren Träume, die er noch in seines Vaters Hause selbst gehabt, uud die er dann den bekannten königlichen Bedienten im Gefängniß ausgelegt hatte. Von der Zeit an wußte er fast jeglichen Morgen seinen Geschwistern die wunderbarsten Träume zu erzählen, denn

er war ein sehr lebhafter Knabe; da er aber gewöhnlich von ihnen verlacht wurde, so wendete er sich unglücklicher Weise an eine alte Aufwärterin im Hause, die ihn nicht nur allemal geduldig anhörte, sondern auch seinen Träumen gewöhnlich bald diese, bald jene gute Deutung zu geben wußte. Er erzählte dann gutmüthig seinen Brüdern alles wieder, und diese, sie waren drey, und vier Jahr älter als er, trieben dann immer ihren Spott mit ihm, und neckten ihn den Tag über mit dem, was ihm etwa nach der Auslegung der alten Aufwärterin begegnen sollte.

Einmal hatte ihm geträumt: Er wäre mit einem bekannten Oberförster auf der Jagd, und hätte viel, viel Hirsche und wilde Schweine und Hasen und Rehe geschossen; und ein großer Herr hätte ihn dann zum obersten Jäger im Lande gemacht, hätte ihm vier schöne Pferde und viel Hunde geschenkt, und als er die Hunde an sich gelockt habe, sey einer davon an ihm in die Höhe gesprungen, und darüber sey er so sehr erschrocken, daß er erwacht sey! — Und kaum hatte er diesen Traum seiner Dollmetscherin erzählt, so klatsche sie freudig in die Hände und gratulirte ihm zum künftigen Ober-Land-Jäger-

meister.

meister. Ja, ja! sagte sie, das ist nicht anders! Der große Herr, das ist unser gnädiger Landesherr, und — der oberste Jäger, ja das ist bey uns der Ober-Land-Jägermeister. Und daß sie der Hund erschreckt hat, das ist ja kein Wunder. Er hat sich gefreut, Sie zu sehen, und wenn so ein großes Thier an einem in die Höhe springt, wer sollte denn da nicht erschrecken?

Freudig über diesen glücklichen Traum und die noch glücklichere Auslegung desselben, theilte er beydes sogleich seinen Brüdern mit, und hatten sie ihn je geneckt, so war es dießmal. Denn was ihnen vornehmlich zu statten kam, der arme Eduard war weder Freund vom Schießen noch von Hunden. Mit einer Flinte konnte man ihn wer weiß wie weit jagen, und einem Hunde wich er gewiß schon auf hundert Schritte aus. — Die losen Knaben trieben aber ihr Spiel, da sie bald als Hunde bellten, bald es ihm nachmachten, wie er hier einen Hirsch, dort ein Schwein, dort ein Reh geschossen habe, so arg, — daß der Vater, der in einem nahen Zimmer beschäftigt war, herbey kam, um zu sehen, was sie trieben.

Er verwies freilich den ältern ihren Muthwillen, als er alles ruhig angehört hatte, aber auch

sein jüngster Sohn kam nicht ohne Verweis davon — nicht darüber, daß er so kindisch von Träumen dachte, sondern daß er sich gerade an die alte Aufwärterin gewendet hatte. Denn schon oft hatte ihn der Vater gebeten, in solchen Fällen sich immer an ihn selbst zu halten; er war schon ein andermal durch dieselbe alte Aufwärterin in seiner Furcht vor Gespenstern bestätigt, und nur mit vieler Mühe durch den Vater wieder davon geheilt worden.

Daß du so viel auf deine Träume hältst, sagte ihm der Vater, das wundert mich nicht, denn du bist noch ein Kind, das über solche Dinge noch nicht urtheileu kann, und ich habe in meinem Leben viel hübsche Leute gekannt, die noch in ihrem funfzigsten Jahre nicht klüger dachten, als du, ob sie sich gleich für klug genug hielten; aber das wundert mich, daß du wieder der alten Catharine getrauet hast, da du schon einmal erfahren hast, wie wenig man sich in solchen Dingen auf sie verlassen kann.

Ja, sagte Eduard, Karl und Gotthelf lachten mich aber auch gleich aus, wie ich ihnen einmal einen Traum erzählte; und wie ich ihnen eine Geschichte aus der Bibel erzählte, wissen Sie? vom Joseph? — da sagten sie,

das

das wäre nicht wahr — sie wüßten es lange — es wären Fabeln.

Vater. Fabeln? — Wer hat Euch denn das gesagt?

Karl. Je nun, wir dachten's nur, weil Sie uns doch gesagt hatten, daß unsere Träume nichts —

Vater. Recht gut. Wenn Eure Träume nichts zu bedeuten haben, konnten darum Joseph's Träume nicht dennoch von Bedeutung seyn? — Ihr habt vermuthlich vergessen, daß ich gesagt habe; Die Zeiten sind vorbey, wo wir in unsern Träumen etwas außerordentliches zu suchen hätten. Das merkt Euch also nunmehr. — Wenn wir Träume haben, so kennen wir sie für nichts weiter ansehen, als für einen Beweis, daß unsere Seele auch noch im Schlafe beschäftigt ist. Wir wissen wenig davon, womit sie sich beschäftigt und gleichsam spielt; nur gegen Morgen, wenn wir bald erwachen wollen, oder wenn wir sehr unruhig schlafen, nur da erinnern wir uns daran, und wir nennen das Träumen. Wer gut schläft, sagt man, träumet gar nicht. Das ist nicht wahr, er träumt gewiß auch, aber er weiß nur nicht, daß er träumt, denn er schläft zu fest. —

Wer gesund ist und ein leichtes Blut hat, der hat auch leichte und angenehme Träume. Ein Kranker, oder wer dickes Blut hat, träumt schwer und unangenehm. Gewöhnlich beschäftigt sich unsere Seele im Schlafe damit, was wir kurz vorher gesehen, gehört, woran wir oft gedacht haben, was recht lebhafte Eindrükke auf uns gemacht hat. — Ja, daher ist es oft möglich, einen Menschen aus seinen Träumen zu beurtheilen. Dinge, von welchen er oft träumt, sind gewiß solche Gegenstände, die er vornehmlich liebt, oder die er fürchtet, und mit welchen er sich des Tages oft beschäftigt. — Du träumtest, zum Beyspiel, von Jagd; von Pferden und Hunden, lieber Eduard — weil du dir vielleicht schon einmal recht lebhaft eine Jagd vorgestellt hast; wenn unser Freund Martin (der Oberförster) davon erzählte, hast du vielleicht gewünscht, ein Jäger zu seyn, aber etwa ein Jäger, wie sein Ober-Forstmeister, von dem er so oft spricht. Du siehst Pferde und Hunde gern, aber du fürchtest sie — erkläre dir also ein andermal lieber selbst deinen Traum, als daß du zu Catharinen gehest und dann deinen Brüdern Gelegenheit giebst — dich auszulachen. — Eduard versprach es. Und wenn

ich nicht auf's Reine kommen kann, dann frage ich Sie? sagte er zum Vater. Das wünsche ich, antwortete er ihm.

Reinlichkeit geht vor Schönheit?

Karl und Ernestinchen freuten sich schon seit vierzehn Tagen auf einen Besuch, den ihnen ein Paar nahe Verwandte zu machen versprochen hatten, die schon seit länger, als vier Jahren, da ihre Mutter starb, von einer Freundin zu sich genommen worden waren. Seit dieser Zeit hatten sie sich nicht gesehen, sonst waren sie fast täglich bey einander, und hatten einander herzlich lieb. Jetzt wollten sie mit ihrer Pflegemutter eine Reise zu einem ihrer Brüder machen, und bey dieser Gelegenheit hatten sie geschrieben, würden sie vielleicht ein Paar Tage bey ihnen zubringen.

Wie nun die arme Mariane aussehen wird, sagte Karl zu seiner Schwester, da sie eben wieder von ihrem Besuch sprachen, und vor der Thüre nach der Gegend hinsahen, wo sie sie her erwarteten. Wie nur die arme

Mariane aussehen wird! — die garstigen Pocken!

Ja, erwiederte Ernestinchen, sie soll sich gar nicht mehr ähnlich sehen, sagte der Vater. Er hat sie gar nicht gekannt, als er sie vorm Jahre gesehen hat. — Aber mag sie doch aussehen, wie sie will, wenn sie nur noch so gut ist, und mich noch so lieb hat, wie sonst.

Karl. Ja, ob du gleich immer lieber mit Jettchen spieltest, als mit ihr. Ich habe sie immer sehr lieb gehabt. Jettchen war doch immer zu sehr wild.

Ernestinchen. Sie war lustig, und du warst damals immer ein kleiner Murrkopf!

Gott grüß Euch, Kinder! — redete jetzt ein Mädchen sie an, die sie nicht bemerkt hatten. Wo wohnt denn der Kaufmann Schmiedt? —

Die Kinder sahen das Mädchen an, die Stimme schien ihnen bekannt. — Es ist unser Vater, sagte endlich Ernestinchen? Wollen Sie mit ihm sprechen, er ist gleich hier im Gewölbe?

Kennt ihr mich denn nicht? — sie nahm eins nach dem andern beym Kopfe, mein liebes Tinchen, mein guter Karl, — kennt ihr denn eure Mariane nicht mehr?

Mariandchen? — jubelten beyde laut auf! Mariandchen? O du leichtfertiges Mädchen? dich so zu verstellen? — Ja, ja, du bist's, sagte Karl, als er sie genau angesehen hatte, ich wollte es gleich sagen, wie ich nur deine Stimme hörte!

Aber wo hast du denn Jettchen? fragte Ernestinchen.

O da hätte ich noch lange warten können. Die Mutter, so nannten sie die Freundin, welche sie zu sich genommen hatte, ist bis an den Gasthof mitgefahren, wo der Kutscher bleiben soll; sie will sich nur ein wenig anders anziehen, dann wird sie kommen, und Jettchen auch mitbringen, — denn Kinder, unter uns, es ist noch die Alte! Der Vater hörte seine Kinder laut sprechen, er trat an's Gewölbe — da ward ihn Mariandchen gewahr. Er nahm sie mit sich, und schickte nach seiner Frau. Die Kinder baten den Vater, daß er ihnen erlauben möchte, Mariandchen zur Mutter zu begleiten und da mit ihr zu bleiben, bis die Uebrigen kämen. Er erlaubte es, sie kamen zur Mutter. — Nein! sagte diese, allzu übel haben dich die Pocken doch nicht zugerichtet, als sie sie begrüßt hatte, — und was mir noch lie-

lieber ist, ich sehe immer noch das liebe Mädchen vor mir, die besonders Reinlichkeit liebte! — Wie weit seyd ihr heute gereiset?

Mar. Wir kommen gerades Weges von Hause! Wir sind früh ausgefahren! In M. haben wir Mittag gehalten und weiter sind wir nicht eingekehrt.

Sechs Meilen, sagte die Mutter, und heute Vormittags war nicht das beste Wetter! und doch stehst du vor mir da, als ob du dich zu einem Besuch angekleidet hättest.

Marianchen. Ich weiß nicht, wie es kommt, ich beschmuze mich nicht leicht.

Mutter. Du bist schon gewohnt, auf dich aufmerksam zu seyn, daß du selbst nicht mehr weißt, wenn du es bist. — Sieh, liebes Ernestinchen, was eine gute Gewöhnung thut!

Marianchen. Ey! mein gutes Tinchen war ja immer auch ein sehr ordentliches Mädchen.

Ernestinchen. Lobe mich nicht zu sehr. Mutterchen hat manchmal Ursache, mich an Dich zu erinnern!

Karl. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich dächte, (zu Ernestinchen) Marianchen wäre

viel

viel eher hübscher geworden, als daß sie entstellt worden seyn sollte.

Marianchen — Die jetzt ablegen mußte, hatte etwas davon gehört. — Wenn ich nur Dir gefalle, mein guter Karl! — Aber andere Leute meynen doch, ich habe mich sehr verändert.

Ernestinchen. Ja nun! Ein Paar Grübchen mehr — das ist's alles! — Aha! (sie macht die Miene einer Horchenden), — ich dächte, ich hörte Jettchen! —

Die Kinder liefen nach der Thüre. — Da sprang Jettchen auf Ernestinchen los: Guten Abend, und dann auf Karln — guten Abend, Junge! — Wo habt ihr denn eure Mutter? Ach! — als sie zur Thüre herein trat — da sind Sie ja! — Guten Abend, liebes Mühmchen! (Sie wollte sie küssen, aber sie hatte zuvor viel Noth, um ihre Haare, die ihr zerstreut und unordentlich um den Kopf hiengen, aus dem Gesichte zu bringen.) Das ist aber auch ein abscheulicher Wind! sagte sie.

Karl. Wo ist denn die Tante? — (Er gieng mit Ernestinchen ihr entgegen.)

Jettchen. Sie spricht noch mit Deinem Vater! — Nein! erlauben Sie nur, gutes

Mühmchen, daß ich mich erst ein wenig wieder in Ordnung bringen kann!

Marianchen. (Die schon am Halstuch und an dem Kleide ihrer Schwester manches gebessert hatte.) Laß mich Dir doch helfen!

Jettchen. Ach! so! ist's lange gut. Nicht wahr, Mühmchen, Sie nehmen mir's nicht übel? (Sie zog immer noch an ihrem Kleide, das nicht gut sitzen wollte.)

Mutter. Ich freue mich, Euch einmal bey mir zu sehen; Du wirst schon Zeit haben, (zu Jettchen) Dich anders anzukleiden. Wie lange wird uns denn Eure Tante das Vergnügen machen, bey uns zu bleiben?

Marianchen. (indeß Jettchen an das Fenster getreten war, um sich umzusehen.) Nur bis Morgen, gutes Mühmchen; sie hat einmal mit dem Kutscher ihre Reise so verabredet, und dieser hat schon andere Fuhren bedungen, wenn er Uebermorgen zurück kommt!

Muter. Sie wird aber doch wohl auf der Rückreise wieder bey uns einsprechen?

Marianchen. Sie wissen wohl, liebes Mühmchen, daß sie in manchen Fällen sehr geheimnißvoll ist! Wir wissen nicht einmal die eigentliche Absicht dieser Reise; denn daß es

nicht ein bloßer Besuch seyn soll, den wir ihrem Herrn Bruder machen, haben wir nur daraus schließen können, daß wir unsre besten Kleider und fast alle unsere Wäsche haben mitnehmen müssen. — Jettchen scheint mehr zu wissen, es muß ihr aber sehr ernstlich untersagt worden seyn, mir etwas davon merken zu lassen, denn sie ist sonst nicht so verschlossen, — daher wird es ihr auch dießmal so schwer, an sich zu halten, wenn ich einmal ein wenig neugierig scheine.

Mutter. Je nun! Ihr Mädchen wachset heran — Jettchen wird wohl siebenzehn Jahr alt seyn!

Marianchen. Ja, sie ist's schon gewesen!

Mutter. Nun sieh! und du sechszehn, — denn ihr seyd ja noch kein Jahr aus einander. — Wer weiß, was geschehen kann?

Die Tante kam jetzt mit dem Vater und den Kindern. Nach den ersten Begrüßungen bat die Tante, daß jemand in den Gasthof geschickt werden möchte, der mit einem gemietheten Tagelöhner ihren Coffer herbey holen könnte. Es wurde besorgt, und als der Coffer ankam, giengen die Kinder mit Ernestinchen und Marianchen zu den Leuten, die ihn brach-

ten und ließen ihn auf die Stube schaffen, in welchen die Tante mit ihren beyden Pflegetöchtern wohnen sollte. Während dieser Zeit entdeckte die Tante ihren Freunden die wahre Absicht ihrer Reise. Ihr Bruder, erzählte sie, habe einen einzigen Sohn, er sey entschlossen, ihm seine Handlung zu übergeben und ihn zu verheyrathen. Vor einigen Tagen habe er ihr in einem Briefe die Entdeckung gemacht: daß er dem verstorbenen Vater ihrer Pflegetöchter viele Verbindlichkeiten habe, und wünschte, daß eine derselben die Gattin seines Sohnes werden möchte. Sie setzte hinzu: Sie zweifele gar nicht, daß er Jettchen wählen werde, nicht nur, weil sie die älteste, sondern auch die schönste und artigste von beyden sey. Marianchen sey zu sehr von den Pocken entstellt und viel zu still für den jungen Mann, der ebenfalls sehr heiter sey! Und geschieht das, schloß sie endlich, so verkaufe ich mein Haus in D., und ziehe nach L., um den jungen Leuten desto näher zu seyn.

Ihre Freunde freuten sich mit ihr und wünschten ihr den besten Erfolg ihrer Reise. Nur, sagte der Vater, der nie Bedenken trug, das, was er von einer Sache dachte, laut zu sagen; —

nur

nur wünschte ich, daß Jettchen ein wenig mehr auf ihren Anzug sehen möchte! Ich kenne Ihren Herrn Bruder und kenne seinen Sohn! Wenn sie sich ihnen so zeigt, wie ich sie heute gesehen habe! Ich fürchte, ich fürchte!

Die Tante suchte sie damit zu entschuldigen, daß man auf der Reise es nicht so genau nehmen müsse! Wir sind heute den ganzen Tag gefahren, es hat unaufhörlich gestürmt und geregnet, wer kann da so genau auf sich sehen, daß nicht manches in Unordnung kommen sollte!

Ist wohl wahr, sagte der Vater, aber Marianchen hat die Reise auch mit gemacht, und gleichwohl —

Ja bey der, erwiederte sie, ist es Naturgabe; sonst wüßte ich's nicht, wie sie es machte. Denn das muß ich sagen, ich begreife oft nicht, wie es zugeht, daß sie sich immer so gut hält. Sie hat aber auch von Kindheit auf immer ein sehr ruhiges Temperament gehabt — fast zu ruhig. Ich habe manchmal meine Noth mit ihr. Was ist dagegen Jettchen für ein allerliebstes munteres Geschöpf.

Vater. Munterkeit macht uns allerdings angenehm, aber die Munterkeit, die besonders an jungen Frauenzimmern gefällt, habe ich an

Marianchen noch nicht vermißt. — Freilich vergiebt man auch einem so hübschen Mädchen, als Jettchen, noch etwas mehr, — aber Unreinlichkeit und Unordnung? —

Tante. Sie machen's auch ein wenig zu arg! — Und gesetzt, sie hätte den Fehler, in diesem Stücke ein wenig leicht zu denken — das giebt sich schon, wenn sie nur verheyrathet ist.

Vater. Verzeihen sie, liebe Freundin, — wenn ich Ihnen darin widerspreche — das wird vielmehr gewöhnlich noch schlimmer! — Und was soll der Mann von einer Frau erwarten, die nicht einmal auf sich selbst sieht! — Doch Ihr Herr Bruder und sein Sohn scheinen mir beyde Mann's genug, um sich selbst rathen zu können. Ich wünsche Ihnen das beste Glück.

Tante. Wenn mein Neffe Augen hat, so ist mir nicht leid.

Die Kinder kamen zurück und das Gespräch wurde abgebrochen. Aber jetzt besah sich die Tante selbst Jettchen näher. — Und leider! fand sie zu ihrer großen Beschämung, daß Ihr Freund nicht unrecht geurtheilt hatte, wenn er ihr Unordnung und Unreinlichkeit Schuld gab.

Das Halstuch, das Kleid, die Strümpfe, die Schuhe — alles, mit einem Worte, war so beschaffen, daß es kaum zu begreifen war, wie ein junges, hübsches Mädchen nicht mehr auf sich sehen konnte. Sie wußte freilich auf die lustigste Art alles zu entschuldigen, — aber doch schien die Tante zum erstenmale verdrüßlich zu werden, daß sie alles so leicht nahm. — Sie sagte ihr etwas in's Ohr; aber Jettchen schlug ein lautes Gelächter auf, und hüpfte trällernd davon.

Sie reisten am folgenden Morgen ab und in vierzehn Tagen erfuhr der Vater — daß seine Ahndung, leider! eingetroffen war. Die Tante war mit Jettchen allein zurückgereist, aber vor Verdruß nicht wieder bey ihm abgestiegen. Marianchen war, als Braut ihres Neffen, bey ihren Schwiegerältern zurückgeblieben.

Nichts ist eckelhafter, als der Mensch, bey dem der Eckel vor gewissen Dingen unüberwindlich ist.

Es ist bekannt, daß es Menschen giebt, welche gewisse Speisen nicht genießen, gewisse Dinge nicht berühren, nicht sehen, ja sogar von gewissen Dingen nicht einmal reden hören können. Sie sagen, sie hätten einen Abscheu, einen Eckel vor diesen Dingen, und es ist nichts Unerhörtes, daß solche Menschen sich in der That übel empfinden, wenn sie von ungefähr solche Dinge erblicken, oder berühren, oder, wenn sie gar gezwungen werden, sie anzusehen, oder, wenn es Speisen sind, sie zu genießen. Ich selbst habe mehrere, in andern Rücksichten, sehr verständige Menschen, kennen gelernt, welche sich von dieser Seite sehr schwach zeigten.

Ein würdiger Officier wurde, an der Tafel eines vornehmen Mannes, ohnmächtig, als ein Aal aufgetragen wurde. Eine Dame hatte ein ähnliches Schicksal, als ihr Abends beym Schlafengehen eine Maus über den Weg lief — und was das Unangenehmste für den

Freund

Freund war, bey dem sie übernachten wollte, — sie ließ sogleich anspannen und fuhr in der Nacht weiter, alles Bittens und aller Gegenreden ungeachtet. — Sie haben Mäuse im Hause, hieß es, ich kann nicht bleiben; ich wäre des Todes, wenn mir noch eine nahe käme! — Einer meiner Freunde mußte sich jedesmal vom Tische entfernen, wenn etwa — weil man seine Schwachheit nicht kannte, gekochte rothe Rüben aufgesetzt wurden. — Ein Kalbskopf jagte einem andern, schon durch den Geruch, Todtenblässe in's Gesicht; einen auftragen sehen, und sogleich übel werden, war bey ihm die Sache eines Augenblicks. Eben so ergieng es demselben, wenn er einen Käse roch! — Unwissend hatte ein Mann, dem man, seinem gesunden und festen Körper nach, nichts weniger, als eine solche Schwäche, zutrauen konnte, Froschkeulen gegessen, und er wurde auf der Stelle krank, sobald er erfuhr — was ihm wirklich sehr gut geschmeckt hatte, da er es genoß! — Und wer hätte nicht schon viele Personen, besonders des weiblichen Geschlechts, Uebelkeiten anwandeln sehen, wenn nur von Aderlässen, von großen Wunden und dergleichen Dingen gesprochen wurde, — geschweige

denn, wenn sie zufällig etwa dazu kommen, wenn ein Verwundeter verbunden, oder von einem Freunde die Ader geschlagen wurde? — Nicht an die schwachen Menschen zu denken, die schon beym Anblick eines Frosches, einer Kröte, einer Spinne und ähnlichen ihnen ekelhaften Thieren — laut aufschreyen, krampfhafte Zuckungen bekommen, oder wenigstens so weit davon laufen, als sie die Füsse tragen können?

Doch das sind alles nur Schwachheiten, die sich wenigstens damit entschuldigen lassen, daß man die Menschen, welche dadurch sich und andern lästig werden, in ihrer Kindheit und Jugend entweder zu nachsichtig, oder zu unklug behandelte. Aber wahre Narrheit war es, was ich vor einiger Zeit an ein Paar Menschen beobachtete, deren vornehmer Stand doch erwarten ließ, daß sie keine gemeine Erziehung genossen hätten. Etwas Unerträglicheres und in der That ekelhafteres läßt sich nicht denken, als diese Herr und Frau von X.

Sie kamen auf ihrer Reise in's Karlsbad nach D., und weil sie hier einen Tag auszuruhen gedachten, ließen sie sich bey einem ihrer Verwandten melden, der sie denn aus Artigkeit

keit auf den nächsten Mittag zu sich zu Tische bat. Ich war zufällig auch auf diesen Tag gebeten und trat eben in's Haus, als sie aus der Kutsche stiegen. Man empfieng sie mit der liebevollesten Freundlichkeit, aber — welch' ein Schreck! — als die Frau vom Hause, ein braves liebes, munteres Weib, — ihre Verwandte, die sie noch nie gesehen, die sie so lange zu sehen gewünscht hatte, küssen wollte! — Das gute Weib vergaß, daß sie auf dem einen Backen ein wenig durch die Pocken entstellt war. Ihre Verwandte riß sich unter einem lauten Schrey aus ihrer Umarmung, und stürzte auf ihren Bruder zu. — Ich habe vergessen, zu sagen, daß es Bruder und Schwester war! — Verzeihen Sie, gnädige Tante, stotterte dieser ängstlich — meine Schwester, — ich — sie hat eine kleine Aversion — die gnädige Tante haben einen bösen Backen! — Das ich nicht wüßte, erwiederte diese scherzend, es sind nur ein Paar kleine Marken von meiner etwas unartigen Pockenkrankheit — wenn ich aber hätte glauben können, daß ich so abscheulich aussähe, ich würde mich in einen zehnfachen Schleyer gehüllt haben, ehe ich einen solchen Schreck verursacht hätte. Die Sache wurde endlich noch scher-

zend bey Seite gelegt, — man stieg die Treppe hinauf, und das Unglück wollte, daß der Koch gerade über den Saal gieng, als die Frau von X. hineintrat. Der Herr des Hauses führte sie, — aber sobald sie den Koch ansichtig wurde, blieb sie stutzend stehen: Ist das Ihr Koch? fragte sie, — Ja! war die Antwort. — Mein Gott, mein Bruder, sagte sie diesem, der ihr folgte, in französischer Sprache, hast du gesehen? — Was ist Ihnen? fragte sie der Herr vom Hause. — Ihr Koch muß sehr unreinlich seyn, antwortete sie, — eine so schmuzige Schürze! — Es war blos das Wischtuch, erwiederte er, was sie gesehen haben; ich kann Ihnen aber versichern, daß er ein sehr ordentlicher Mann ist. Meine Frau würde ihn nicht vier und zwanzig Stunden im Hause dulden, wenn sie Unsauberkeit an ihm bemerkte. — Man kann aber doch, sagte sie hierauf und zwar mit einer äußerst widerlichen, gedehnten Stimme — und einem Naserümpfen, das ich in einem hübschen Gesichte noch nie häßlicher sahe, — man kann aber doch keine gute Opinion (Meynung) von einem Mann haben, der so unsaubere Wäsche trägt, und es ist, als ob man ihn bey jeder Schüssel röche, die er

angerichtet hat. — Der gute Mann suchte sie nach Vermögen zu beruhigen, und brachte sie glücklich in ein Zimmer, das gleich an das Tafelzimmer stieß.

Während sich hier die übrige gebetene Tischgesellschaft versammelte, giengen hundert ähnliche Dinge vor, als ich schon erwähnt habe. Nur ein Paar zum Beyspiel! — Der Sohn vom Hause, ein Knabe von acht Jahren, trat mit seinem Lehrer in's Zimmer, und hatte eben vom Koch die ausgehülsete Schaale einer ziemlich großen Seespinne erhalten. Voll Freude über diese Kleinigkeit, trug er sie mit sich herum, und nahete sich sogar seiner theuren Verwandten, als er ihr vorgestellt wurde, mit ihr in der Hand! — Sie aufspringen, zu ihrem Herrn Bruder eilen, und beyde den Kleinen, der nicht wußte, was ihnen geschah, und ihnen gerne die Hand küssen wollte, — von sich, unter tausend lächerlichen Grimassen, abwehren sehen, — das gab eine Comödie, dergleichen man nur selten sieht! — der arme Kleine Schelm mußte, als sein Verbrechen entdeckt ward, mit seinem Lehrer sich entfernen, und durfte nicht eher wieder erscheinen, als bis er

das

das Ungeheuer bey Seite gelegt, und sich rein gewaschen hatte! —

Kaum war dieser Auftritt vorbey, so wurden die Thüren des Zimmers geöffnet, und ein alter Obrister trat herein, der den Fremden auch als Verwandter vorgestellt wurde. Der alte Kriegsmann freute sich nach seiner Art herzlich, eine alte Bekanntschaft zu erneuern, — er hatte die jetzige Frau von X. oft, als Kind, auf dem Schooße geschaukelt. Aber indem er ihr so auf die traulichste Art die Hand schüttelte, und ihr manchen Schwank aus ihren Kinderjahren erzählte — hättet Ihr das Gesicht der zärtlichen Dame beobachten sollen, die gleich beym ersten Wort, das der Obriste zu ihr sagte, roch, daß er stark Taback rauchen müsse! — Sie wand sich, wie ein Aal, bald auf diese, bald auf jene Seite, hustete, fächerte sich, suchte ihre Hand los zu machen, rief nach ihrem Bruder, bis der Herr von Hause ihre schreckliche Angst gewahr wurde, und sie — mit dem Obristen zugleich fragte: was ihr fehlte? — Ach! einen Stuhl! einen Stuhl! rief sie, ich halte es nicht aus! — Der Herr Bruder, der eben jetzt erst dem Obristen etwas näher gekommen war, gab endlich durch einen drollichten Ausruf

ruf — drollicht wenigstens klang er in dem Munde eines Mannes, der einst auch Officier gewesen war, — Aufschluß: Ach! mein Gott! rief er, der Herr Obrist haben Taback geraucht! — Dieser lachte zwar herzhaft darüber, aber das Lachen vergieng ihm sogleich wieder, — als die theure Frau von X durch ein neues Geschrey aller Augen auf sich zog! Und was war es? — Der Bediente, welcher ihr einen Stuhl brachte, glaubte seine Sachen recht gut zu machen, da er sie beym Arme fassen und Ihr das Niedersetzen erleichtern wollte, — er war in der Meynung, sie würde ohnmächtig. — Aber indem er sie anrührt, bemerkt sie, daß er eine verbundene Hand hat! (Er hatte sich mit einem Messer verwundet!) — Daß Gott, mein Freund, hat er etwas Böses an der Hand? fragte sie, — und als der gute Mensch, ohne einmal die Absicht zu haben, ihr seinen Schaden zu zeigen, den Verband ein wenig auf die Seite zieht, und ihr sagt: daß es nur eine Kleinigkeit ist — geräth sie fast außer sich vor Entsetzen!

Ich darf die Possen nicht alle erzählen, die mit diesem zärtlichen Geschwister-Paar nur noch vor Tische vorfielen. Wer dieser Art

Men-

Menschen noch nicht selbst kennen lernte, der muß es unglaublich finden, muß es für erdichtet halten, daß sie in einem so hohen Grade thöricht seyn können. Und doch versichere ich, daß ich von dieser Frau von X keine Sylbe zu viel erzähle, daß ich vielmehr absichtlich noch vieles verschweige, was sie ganz lächerlich? — vielleicht ganz verächtlich machen würde, wenn ich es anführen wollte.

Nur von ihrem Betragen bey Tische noch ein Paar Worte. Daß der Obriste nicht neben ihr sitzen durfte, daß sie sich einen andern Nachbar verbat, weil er geritten war und nach Pferden roch, daß der Sohn vom Hause so gesetzt werden mußte, daß sie ihn nicht sehen und sich dabey an die Seespinne nicht erinnern konnte, daß der Bediente mit der verbundenen Hand ihr keinen Teller wegnehmen durfte, das sind Kleinigkeiten! Schade, daß sie nicht roch, daß der Tischnachbar, der endlich neben sie zu sitzen kam — ein Bürgerlicher war; ich stehe nicht dafür, ob er nicht noch einem vierten hätte Platz machen müssen!

Jetzt wurden die Speisen aufgetragen. Die Suppe verbat sie — denn sie konnte die weichen Eyer nicht sehen, nicht riechen! — Man

wollte ihr Suppe ohne Eyer geben — aber sie waren ja doch darin gewesen. Von den Pastetchen schälte sie nur die obere Rinde ab. Es kam Rindfleisch und Pöckelfleisch — aber beydes lag auf einer großen Schüssel — sie verbat beydes; ihr war schon der Geruch vom Pöckelfleisch zuwider und das Rindfleisch hatte dem Geruch von seinen Nachbar an sich gezogen! — Junge Hühner — sie langte zu, aber eben erzählte der Obriste von einem verstorbenen Freunde; er war bey seinem Ende gewesen, und war dabey etwas umständlich — und sie bat, um Gotteswillen das Gespräch abzubrechen, wenn sie nicht vom Tische aufstehen sollte! Es geschah — aber sie gab ihren Teller weg! — Blau gesottener Hecht, sie nahm ein wenig — aber sie schüttelte sich und gab den Teller dem Bedienten, — denn sie bemerkte, als der Bediente die Schüssel wieder zurückzog, daß eine Fliege ihren Tod in dem Salzwasser gefunden habe. Der arme Mensch bekam einen derben Verweis, daß er es nicht gesehen hatte! — Wildpretsbraten — der Herr vom Hause bat sehr um Verzeihung, daß er ihn in der heißen Jahreszeit nicht besser geben könne; — warlich! er stank, nur wenige aßen davon, —

die Frau von X aß ihre Porzion mit dem größten Appetit auf. — Eine Pastete, man erfuhr, ehe sie herum gegeben wurde, daß das Fülsel von der Seespinne sey — Frau von X. ließ sich ihre Porzion gut schmecken. Wäre Schnepfenkoth gekommen, — gewiß würde sie auch den köstlich gefunden haben!

Was sagt Ihr, Kinder, zu solch' einem ekelhaften Geschöpf? Was würdet Ihr sagen, wenn ich Euch noch erzählen wollte, daß ihr Herr Bruder ganz ihr Ebenbild war? Daß dieser Mann, wie seine Schwester, sich entsetzten, als sie hörten, daß einer der Herren, welche mitspeiseten, Spinnen füttere, um an ihnen die Witterung zu beobachten? — Daß sie sich, daß sie andern Menschen eine wahre Last sind, daß sie sich durch Schrecken oft schaden, daß sie sich manches Vergnügen versagen müssen, daß sie sich lächerlich und oft verächtlich machen müssen, das seht ihr wohl ein. Hütet Euch also vor ähnlichen Lächerlichkeiten. In der Natur giebt es nichts an sich Ekelhaftes, es ist es blos in unserer Einbildung. Der verständige Mensch sucht seine Einbildung zu beherrschen — nur der Thor wird durch sie unglücklich.

Gelegenheit macht Diebe.

Es macht mir allemal vieles Vergnügen, wenn ich zu einem meiner Freunde komme, und nicht nur an ihm, und in seinem ganzen Hause, sondern vornehmlich auch an seinen Kindern, eine Liebe zur Ordnung bemerke, die man nur selten antrift. Da ist alles an seinem rechten Orte, da geschieht alles zu der einmal fest gesetzten Zeit, und zwar ohne das kleinliche Wesen, daß man bey einer gewissen Art Menschen findet, die man Menschen nach der Uhr nennt. Man ist es einmal so gewohnt, und würde sich nicht wohl befinden, wenn es nicht so wäre. Nie — so oft ich auch da war, hörte ich nach etwas fragen, das etwa verlegt, oder nicht an den ihm einmal bestimmten Ort gelegt worden wäre. Nie hörte ich nur nachfragen, ob etwas geschehen wäre, was hatte geschehen sollen; man setzte allemal voraus, daß es gewiß geschehen sey, und man betrog sich nie. Besonders bemerkte ich immer eine sehr große Vorsicht mit Schlüsseln, und Verschließen der Thüren an Zimmern und Schrän-

Schränken und andern Dingen, die nicht für alle zugangbar seyn sollten. Jedes Kind hat sein Schränkchen, oder doch sein Fach in einem Schranke, worin es seine kleinen Habseligkeiten, Wäsche, kleinere Kleidungsstücke, Schreiberey, Bücher, Spielsachen, und dergleichen, aufbewahren kann. Und wenn man einmal dazu kommt, daß eines derselben sein Schränkchen öffnet, denn nie sahe ich auch nur auf eine Minute einen Schlüssel stecken, außer, wenn man etwas heraus nahm, oder hineinlegte, — so ist alles in der schönsten Ordnung zusammen, oder neben einander gelegt, was zusammen gehört, und von diesen Kindern kann man in Wahrheit sagen, so wie von allen in diesem Hause, daß sie alles im Finstern finden können.

Da ich in meinem Leben schon so vielen Verdruß in Familien, blos durch Unordnung, habe entstehen sehen, da ein verlohren gegangner, oder verlegter Schlüssel, oft auf Tage lang ein ganzes Haus in Unruhe bringt, da durch Vernachläßigung des Verschließens der Zimmer und Gewölbe und Schränke — oft so viele Gelegenheiten zu Veruntreuungen und zu Diebstahl gegeben werden, so gab ich meinem Freun-

de

de schon einigemal meine Freude darüber zu erkennen, daß es ihm gelungen sey, eine so musterhafte Ordnung bey den Seinigen einzuführen. Aber er hatte mir nur immer wenig und gewöhnlich mit großer Ernsthaftigkeit darauf geantwortet: Es ist alles möglich! wenn man nur selbst ein gutes Beispiel giebt und nicht ermüdet! — Es hat mir viel Mühe gekostet. — Wollte Gott! ich wäre in meiner Kindheit auch zu dieser Ordnung gewöhnt worden! Dieß und dem ähnliches erhielt ich gewöhnlich zur Antwort, und dann — wendete er sich schnell zu einem andern Gegenstande!

Mir mußte das um so mehr auffallen, da ich ihn schon lange als einen sehr heitern und besonders, wenn die Rede von Erziehung ist, als einen sehr gesprächichen Mann kenne. Ich konnte daher nicht umhin, ihn bey einer günstigen Gelegenheit, da ich gerade mit ihm allein war, über die Ursache seines mir auffallenden Betragens, in dieser Rücksicht, zu befragen. Er konnte nicht leugnen, daß er nur einigemal absichtlich kurz geantwortet habe, als ich davon gesprochen hatte, bat mich aber, nicht zu sehr dieserhalb in ihn zu dringen. Sie wissen nicht, lieber Freund, fuhr er fort, wel-

che Wunde Sie jedesmal in mir aufreißen, so oft sie von dieser Sache sprechen wollen.

Meine Neugierde wurde dadurch nothwendig nur noch mehr gereizt, und ich bat ihn bey seiner Freundschaft zu mir, wenn es ihm nicht gar zu viel kosten sollte, mir sein Zutrauen zu schenken. Ich zeigte ihm, daß er mir in Wahrheit schon zu viel gesagt habe, als daß ich nicht jedesmal, wenn ich sein Haus in Zukunft betreten, und die gewohnte Ordnung in demselben bemerken würde, an sein Mißtrauen gegen mich erinnert werden sollte. Jeder Kummer erleichtert sich durch Mittheilung; halten Sie mich Ihrer Freundschaft werth, sagte ich endlich, warum wollen Sie sich diese Erleichterung versagen? —

Es ist wahr, sagte er hierauf, ich habe Ihnen vielleicht mehr gesagt, oder vielmehr mehr Beschimpfendes für mich in dem ahnden lassen, was ich Ihnen gesagt habe, als mich im Grunde dabey trift. Unvorsichtigkeit war mein Fehler und er entstand aus Mangel an Ordnungsliebe. Sie sollen alles wissen! — Wie Ihnen bekannt ist, lebte ich vor meiner Versorgung einige Jahre in dem Hause des * * und hatte einen seiner Leute zu meiner Bedienung. Es war ein

ein junger Mensch, der in dem Hause seiner Aeltern eine gute Erziehung genossen hatte, aber bey ihrer Verarmung sich genöthiget sahe, als Bedienter und Schreiber sein Brod zu suchen. Sein gutes Ansehen, seine nicht gemeinen Sitten, eine gute Handschrift, — seine Neigung, sich mehrere Geschicklichkeiten zu erwerben, der Fleiß, den er dabey anwendete, so wie seine Aufmerksamkeit auf seinen Dienst, erwarben ihm die Liebe Aller im Hause. Man hoffte in ihm bald einen jungen Mann zu sehen, der zu etwas Besserm zu gebrauchen seyn würde, als hinter dem Stuhle oder auf der Kutsche zu stehen — und plötzlich sahe man sich auf das Unangenehmste in ihm betrogen.

Unordnung im Anzuge, Unsauberkeit seiner Wäsche, eine gelbe kränkliche Gesichtsfarbe, ein verstörter Blick, wenn man ihm scharf unter das Auge sahe, ließen befürchten, daß ein Gerücht, welches unter den Leuten im Hause sich verbreitete, nicht ungegründet seyn möchte. Man sagte ihm nach, er komme oft sehr spät in der Nacht, oft erst gegen Morgen, nach Hause, und bringe die Nächte in Spielgesellschaften hin. Man bedauerte, man warnte ihn, doch konnte man nichts gewisses auf ihn

bringen. In seinem Dienste versäumte er nichts, aber sein Fleiß in solchen Stunden, in welchen er für sich arbeiten konnte, war sichtbar verschwunden.

Um diese Zeit hatte ich einige Thaler Cassen-Billets, zu einer gewissen Bestimmung, auf meinem Schreibtische liegen lassen, und als ich sie brauchen wollte, vermißte ich zwey Stück, jedes von zwey Thaler. Vorher hatte mir schon verschiedenes, bald mehr, bald weniger gefehlt — ich hatte darauf nicht geachtet, denn ich war meiner Sache nie gewiß; selten wußte ich genau, was ich an baarem Gelde in meinem Schreibepult hatte. Selbst da mir jene beyden Cassen-Billets fehlten, beredete ich mich, daß ich mich wohl verzählt haben könne. Aber wenige Tage darauf mußte ich Geld nach Leipzig schicken, und weil ich hierzu, um des bequemern Packens willen, wieder Cassen-Billets bestimmte, zählte ich sie genau ab, und legte sie auf den schon fertigen Brief. Ich würde sie noch an diesem Tage noch weggeschickt haben, wäre ich nicht, indem ich sie einpacken und den Brief siegeln wollte, gestört worden. Am andern Morgen früh öffne ich mein Schreibepult, um den Brief zu schließen und zuzumachen,

zähle

zähle zufällig noch einmal die Cassen=Billets, und — es fehlen wieder zwey Stück — ganz neue, die ich gleich oben auf gelegt hatte. Jetzt war ich meiner Sache gewiß, und jetzt zum erstenmal fiel mir der Zweifel, ob nicht vielleicht der junge Mensch — ich getraute mich kaum, es mir selbst zu gestehen, denn indem ich mir es gestand, verurtheilte ich mich zugleich selbst — denn ich wußte nur gar zu wohl, daß ich ihm die Gelegenheit dazu selbst gegeben hatte, wenn er der Dieb gewesen seyn sollte. Ich dachte bisher nie daran, meinen Schlüssel weder am Schreibepult, noch an der Zimmerthür abzuziehen, und wenn ich mich auch oft auf ganze Tage entfernte. Ueberdieß hatte ich im Beyseyn des jungen Menschen oft Geld aus dem Schreibepult genommen, oft welches hineingethan; ja ich erinnerte mich sogar, daß er es gehört, als ich mich einst sehr unbedachtsam äußerte: ich wisse selten, wie viel baares Geld ich habe!

Wie? sagte ich mir da, wenn nun der Verdacht gegründet wäre, den man wider ihn hat? wenn er wirklich zum Spiel verführt, in demselben Verlust gehabt hätte, und, um sich zu retten, verleitet worden seyn sollte, dich zu be=

bestehlen? Wer hätte ihm die Gelegenheit dazu gegeben? — Was sollte ich thun? Er war gerade an diesem Morgen mit seinem Herrn auf etliche Tage verreiset, hatte mir aber zuvor, während ich noch in dem Cabinet, welches gleich an mein Wohnzimmer stieß, schlummerte, den Caffee gebracht. Das Pult war zwar zugedrückt gewesen, aber der Schlüssel, wie gewöhnlich, nicht abgezogen? — Es war fast so gut als gewiß, daß er es geöffnet und die Cassen-Billets daraus entwendet habe! Ich beschloß, ihn bey seiner Zurückkunft, so liebreich ich es nur vermöchte, zu warnen, und durch das Versprechen einer ewigen Verschwiegenheit und zugleich durch ein Geschenk, welches ich ihm zu machen gedachte, im Fall er noch Schulden haben sollte, ihm vielleicht das Geständniß abzulocken. Es gelang mir nichts. — Da ich von dem Augenblick an, als ich das letzte Geld vermißte, mir fest vornahm, nie wieder einen Schlüssel stecken zu lassen; so mochte ihn meine Vorsicht wahrscheinlich auf die Vermuthung gebracht haben: daß ich ihn im Verdacht habe — und er vermied mich daher, wie ein Mensch in einem solchen Fall wohl thun muß. Ich konnte ihn nie allein sprechen. — Sollte ich schwei-

schweigen? Wie? wenn er nun vielleicht gar auf schlimmere Wege geriethe?

Mit ihm waren noch zwey andere Bediente im Hause, einer von ihnen, ein verständiger Mann, hatte mit ihm zugleich die letzte Reise mit dem Herrn gemacht, dieser konnte bemerkt haben, was sein Camerad für Geld ausgegeben habe — ich nahm mir vor, ihn so behutsam, als möglich, auszuforschen.

Sag' Er mir doch, lieber Freund, redete ich ihn, als er einmal zu mir auf die Stube kam, an, giebt Euch denn der Herr gewöhnlich Cassen-Billets, wenn er Euch Euer Monatsgeld auszahlt? — Niemals, antwortete er, wir bekommen gewöhnlich Kreuzer; Cassen-Billets haben wir noch nie bekommen! — Aber, fragte ich ruhig, vielleicht hat er Friedrichen, (ich will den jungen Menschen so nennen) neulich — Er unterbrach mich schnell: Ja! der hat sich unterweges in ** eins wechseln lassen, und schon ehe wir abreiseten, noch an demselben Morgen hat ihm der Jäger ein's gewechselt — wir haben uns alle darüber gewundert, wo er das Geld her hat. Vom Herrn hat er sie nicht, denn ich selbst habe ihm sein Monatsgeld mitnehmen müssen, als mir

 der

der Herr das Meine auszahlte, und das waren Kreuzer. Ueberhaupt, fuhr er fort, ich versichere es Ihnen, wir haben ihn alle lieb, seit einiger Zeit ist es ein ganz anderer Mensch! — Ich unterbrach ihn: Man sagt, er spielt, — vielleicht spielt er glücklich? — Nein! das gewiß nicht, versetzte er, er hat seine Uhr schon versetzt, und neulich versicherte uns jemand, daß er an einem Abend über vier Thaler verlohren habe. — Ich ließ mir hierauf von diesem Bedienten die Versicherung geben, daß er Niemand von unserer Unterredung etwas sagen wolle. Und er gab sie mir. — Aber noch an diesem Abend höre ich ein fürchterliches Geschrey im Hause, als ich gegen neun Uhr von einem Spaziergange zurückkomme, indem ich betroffen nach jemand mich umsehe, den ich fragen kann, — bringt man den unglücklichen jungen Menschen geschlossen die Treppe herabgeführt! — Denken Sie meinen Schreck.

Was giebt's denn? frage ich einen von den Leuten. — Er hat gestohlen, antwortet man mir und will nichts gestehen! Ich bringe es so weit, daß man ihn noch nicht wegführt, eile zum Herrn — und hier höre ich die traurige Nachricht: daß der Unglückliche an diesem

Tage,

Tage, eben jenem Bedienten, mit dem ich früh gesprochen hatte, zwey Species aus seinem Coffer entwendet haben soll, daß man bey Durchsuchung seines eignen Coffer nicht nur die zwey Species, sondern viele andere Sachen gefunden habe, die er nach und nach, dem Herrn, mir und seinen Cameraden gestohlen habe, daß er aber durchaus zu keinem Geständniß zu bringen ist, und er jetzt in Verwahrung gebracht werden solle. Ich entdeckte hierauf dem Herrn meine Vermuthungen, und beschwor ihn, den jungen Menschen nicht ganz unglücklich zu machen. Er versprach mir, ihm zu verzeihen, und wenigstens keinen entehrenden Abschied zu geben, wenn er seinen Frevel eingestünde. — Froh sprang ich hinunter zu ihm, nahm ihn bey Seite, und drang so in ihn, daß er endlich erweicht wurde, und als ich ihm die Verzeihung des Herrn, und einen freyen nicht entehrenden Abzug ankündigte, wenn er alles eingestünde, — endlich unter vielen Thränen sein ganzes Vergehen gestand! —

Er war, wie ich es vermuthet hatte, zum Spiel verführt worden, hatte nach und nach alles verlohren, und da er sich nicht zu retten wußte, erst mich — dann den Herrn, und doch

nur

nur zuletzt — seine Cameraden bestohlen! — Er mußte den Tag darauf aus dem Hause, und Gott sey Dank — ich habe ein Jahr darauf ihn in Diensten einer andern Herrschaft, als einen ordentlichen Menschen loben hören! — Aber nun denken Sie sich, lieber Freund, wenn nun sein Herr sich nicht von mir erbitten ließ? wenn er ihn — wie es gewiß erfolgt wäre, in ein Zuchthaus bringen ließ? wenn dieser junge Mensch dadurch auf Zeitlebens, entehrt und gleichsam zum schlechten Menschen gestempelt wurde? — Ich würde nie wieder ruhig geworden sein. — Aber sehen Sie hier zugleich die Ursache der von Ihnen oft so hoch gelobten Ordnung in meinem Hause! —

Wohl Euch, liebe Kinder, wenn diese Geschichte auf Euch den Eindruck macht, den sie auf mich machte!

Muß ein Mädchen ein wenig eitel seyn?

Lottchen, ein hübsches Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, steht vor dem Spiegel, und probirt eine neue Haube auf, die sie

nur

nur erst von ihrer Mutter bekommen hat: — Nicht übel? wirklich nicht übel! — Das Rosaband — allerliebst! und die herrlichen Blonden! Ich glaubte nicht, daß Mutterchen mir sie geben würde! Nun Mamsell Brand, werden Sie sich doch nicht mehr in Ihrer neuen Haube so vornehm brüsten? (Sie verneigt sich scherzend) das altväterische Lottchen, hat auch einmal etwas, — was Sie ein wenig ärgern wird. Freylich — nur Blonden — die Elle kostet nur vier Thaler! Wo haben Sie denn Ihre Spitzen gekauft? — Ach! vermuthlich hat sie der Herr Vetter aus dem Gebirge geschickt. — Und — ja es ist neues Band! Ich dächte, das Violett wäre etwas verschossen, — unsere Magd wusch sich neulich ein Band, das bekam gerade die Farbe! Warte, du Närrchen! —

Wen nennst du denn so? — fragte Ihr Bruder, der sie belauscht hatte —

Lottchen (erschrocken). O du unartiger Mensch, wie du mich erschreckt hast. Das schickt sich auch —

Bruder. Dich zu behorchen? — Das war wahrlich meine Absicht nicht, als ich die Thür öffnete, aber da ich Dich in Dein Selbstgespräch so vertieft fand, war ich doch wirklich

be-

begierig zu hören, was Du einer Haube, oder wem sonst zu sagen hättest? — denn Schade! ich habe nur wenig verstanden!

Lottchen, (die ihn immer unterbrechen wollte, aber, weil er zu schnell sprach, nicht konnte.) — Ich werde es dem Vater sagen, daß Er gar nicht mehr auf unsere Stube darf. Das ist unartig, recht sehr unartig. —

Bruder. Wie Sie wollen, Mamsell Schwester, — aber ich würde auch jetzt nicht auf Ihre Stube gekommen seyn, wenn ich Sie nicht, auf ausdrückliche Bitte des Herrn Doktor Brand, zur übrigen Gesellschaft einladen sollte.

Lottchen. Da schleicht man sich auch so heimlich herein!

Bruder. Sie lieben die Selbstgespräche — ich lasse Sie wieder allein (er lief schnell fort.)

Aber, fragt Ihr wohl, was ist das für ein sonderbares Betragen zwischen Bruder und Schwester? Ihr habt wohl Recht. Ihr werdet Euch aber nicht länger wundern, wenn Ihr höret, daß der Bruder, ein junger Mensch von achtzehn Jahren, schon oft die große Eitelkeit seiner Schwester getadelt, aber weil sie von ihrer Mutter, (es war seine Stiefmutter,) immer

Himmel! mein Bruder, der Hofrath! rief der Doktor. Was in aller Welt bringt Dich einmal —

Ja, antwortete dieser, indem er den Doktor herzlich umarmte, wenn ich nicht einmal zu Euch komme? — Und komme ich, so finde ich Euch nicht einmal zu Hause!

Doktor. Wer hat dich denn hieher gewiesen?

Hofrath. Verzeihen Sie, lieber Freund, (zu Lottchen's Vater,) daß ich so geradezu mich bey Ihnen eindringe. Hatte viel Gutes von Ihnen gehört, und da mir meines Bruders Leute sagten, daß er bey Ihnen sey, wünschte ich zugleich, Sie näher kennen zu lernen. (Nachdem er die Frauen begrüßt hatte) — Aber sag' mir doch — erlauben Sie, daß ich mich setze; ich bin heute schon etliche Meilen gefahren, und das böse Pflaster bey Euch! — Ja — lieber Bruder — sag' mir doch, ist das kleine geputzte Ding, was ich da in einem Zimmer auf dem Gange fand, meine Pathe?

Der Doktor und seine Frau standen zugleich auf, um sie zu rufen — aber der Hofrath hielt sie zurück. Lasset das gut seyn. Genug, wenn ich weiß, daß sie's ist, gesehen hab' ich sie,

erkannt habe ich sie auch — aber, was macht Ihr Kinder für ein Närrchen aus dem Mädchen! — Ein so hübsches Gesichtchen — und laßt sie solchen Narrenputz —

Doktor (lachend.) Deine alte Leyer, lieber Bruder! Laß das gut seyn!

Hofrath. Was gut seyn! Ich habe keine Kinder, deine Kinder sind also so gut als die meinen, und ich soll sie — Ja, Frau Schwester, das hilft nichts — es muß heraus, — (er gieng zu ihr, und schüttelte ihr traulich die Hand) Hofrath Brand wird nicht anders, Sie müssen ihn nun einmal nehmen, wie er ist! Er kann's nun einmal nicht leiden, wenn aus Mädchen und zumal aus so hübschen Mädchen, schon so frühzeitig Narren gemacht werden. Zwölf — dreyzehn — ja, wahrhaftig, kaum dreyzehn Jahr, und geht schon im neumodischen Putz, wie die Tochter eines Ministers — ein seidnes Kleid, eine Haube wie ein —

Doktorin. Immer schmälen Sie, lieber Herr Bruder — wir kennen uns ja, böse Leute Ihrer Art werden immer bald wieder gut!

Hofrath. Gut! Herzensgut — aber, wollt Ihr, daß ich das Mädchen gern sehe — ich bleibe ein Paar Tage bey Euch — so, wie

ich sie jetzt sah, mag ich sie nicht wieder sehen!

Doktorin. Wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, lieber Herr Bruder —

Hofrath. Ja, Schwesterchen, und ein noch größerer dem Mädchen, und mir — wenn Sie mir versprächen, sie nie wieder so sich anziehen zu lassen —

Aber, lieber Herr Hofrath, fragte Lottchens Mutter, wodurch will ein Mädchen gefallen, wenn sie sich nicht geschmackvoll anzuziehen weiß?

Hofrath. Geschmackvoll? liebe Frau — ich habe alle Achtung für ein Mädchen, das sich geschmackvoll anzuziehen weiß, das heißt aber doch nicht, so, wie es gerade jede neuste Mode fordert, das heißt, nicht über ihren Stand, und über ihr Vermögen? — Geschmackvoll zieht sich, wie ich glaube, oder ich weiß nicht, was Geschmack heißt — ein Mädchen an, wenn sie sich so kleidet, wie es ihrem Stande, ihrem Alter, ihrem Wuchse, ihrem Körper, und nota bene — ihrer Bestimmung angemessen ist? — Soll sie als Tänzerin glänzen? — Soll sie als Buhlschwester Eroberungen machen? — Soll sie nie heyrathen — ey! meinetwegen, laßt sie sich kleiden, wie sie will, —

aber ein Mädchen, das bestimmt ist, einmal das brave Weib eines braven Mannes, Mutter gesunder Kinder, Erzieherin derselben, kluge Wirthin, Freundin guter Menschen zu werden — die wollt' ihr schon in ihrer frühsten Jugend mit dem Gifte der Eitelkeit anstecken?

Die Doktorin und ihre Freundin wollten ihm beyde zugleich antworten! — Still, lieben Leute, sagte der Hofrath, ich weiß Alles, was ihr mir sagen könnt, ich kenne die Sprache gewisser jungen Herren, die freilich nichts lieber sähen, als daß alle Mädchen ihren süßen Schmeicheleyen Gehör gäben: Ein Mädchen muß ein wenig eitel seyn! — Die Natur gab ihnen nicht umsonst so viele Reize! — Aber, um Vergebung, was nennen diese Herren eitel seyn, und an welche Reize denken sie, die ein Mädchen nicht vergraben soll? — Sie verstehen mich! Und jeder redliche Mann, der es mit Euch Weibern, und mit Euern Töchtern gut meynt, wird Euch sagen, was Hofrath Brand tausendmal schon tauben Ohren vorgepredigt hat: Daß ein Mädchen gerade am meisten gefallen wird, welche am wenigsten zu gefallen sucht! Aber, wenn ihr Euern Töchtern erlaubt, so auffallend sich anzuziehen, ist es

nicht

nicht gerade so viel, als wenn Ihr allen jungen Männern zuruftet: He da! ihr Herren, hier sind auch Mädchen, die Euch gern gefallen möchten. — Und der verständige Mann, der diesen Ruf hört und versteht, was wird der denken? Was Hofrath Brand dachte, als er sich nach einem Mädchen umsahe, mit der er hoffen könnte, zufrieden zu leben: Putzt Euch, wie Ihr wollet; ich will der Narre nicht seyn, der sich durch ein eitles Weib unglücklich machen läßt!

Die Frauen sahen sich immer eine um die andere an, das Gespräch schien Ihnen nicht zu gefallen. Der Hofrath bemerkte es: Ich weiß es wohl, lieben Leutchen, daß Euch meine Behauptungen, wenigstens übertrieben vorkommen mögen; nennt mich in Gedanken wie Ihr wollt, sagt mir's meinetwegen auch in's Gesicht — aber erlaubt mir nur, mein Glaubensbekenntniß vollends abzulegen, und dann — kein Wort weiter davon!

Es sind nun fast fünf und zwanzig Jahre, da ich endlich so weit kam, als ein ehrlicher Mann ein Weib ernähren zu können. Ueberhäufte Amtsarbeiten hatten mich seit meinen Universitäts Jahren in Wahrheit kaum einmal

daran denken lassen, mich ein wenig umzusehen, um mir etwa eine Frau auszusuchen. An dem Orte, wo ich angestellt wurde, war ich fremd, ich beschloß also, in meine Heimath zu reisen, um da zuzusehen, ob sich nicht etwa für mich etwas fände. Ohne mir von meiner Absicht etwas merken zu lassen, kam ich hieher, und da denn mein Bruder — gieb der Wahrheit die Ehre (sagte er zum Doktor, indem er ihm die Hand reichte) und sage Amen! wenn ich wahr rede! — da denn mein Bruder bey meinem Besuch verschiedene alte Bekannte zu sich bat, so erkundigte ich mich nach allen und jeden, und besonders nach allen hübschen Mädchen, die ich sonst gekannt hatte. — Und nun, lieber Bruder, sage selbst, was man mir antwortete! — Von wenigstens dreyßigen, die ich kannte, waren nur sechs verheyrathet, und von diesen letztern hatten vier ihre Männer ruinirt, nur zwey lebten glücklich, weil ihre Männer — Männer gewesen waren. Und die Ursache? — Ich höre noch unsern alten Freund Martens — Gott geb' ihm einen guten Tag! — Der Putzteufel ist in unsere Mädchen gefahren, sagte er, kein ehrlicher Mann wagt es, einer solchen eitlen Närrin seine Hand

zu

zu geben. Von Jugend auf sind sie gewohnt, sich den lieben Morgen lang zu putzen, oder ihren verbrauchten Putz neu zu modeln, zu waschen, zu platten, und die Nachmittage ihn zu zeigen? Wer will was Gutes von ihnen hoffen. Sie taugen weder in die Küche noch in die Kinderstube, und für den Umgang des vernünftigen Mannes — gar nicht. Ihre weißen Patschhändchen würden sie auch mit dem Küchenschmuz besudeln können, und ihre Hauben und ihre Kleider — ja die würden sie sich von den Kindern zerdrücken lassen? — Und was ist Ihnen der Mann — gegen die artigen Gesellschaften, in denen sie oft so viel Angenehmes sahen und hörten. Wer ihnen nicht eine Köchin, eine Amme, eine Putzmacherin, und eine zahlreiche Gesellschaft unterhalten kann, wer nicht einen Beutel hat, um ihre Liebe zur Veränderung zu befriedigen, — der komme zu uns nicht, um sich eine Frau zu holen. — So weit Freund Martens — denn ich merke, daß ich ihn schon zu viel habe sagen lassen — (Lottchen's Vater war an's Fenster getreten, — der gute Hofrath wußte nicht, daß seine eigne Frau gerade eine von jenen vieren war, die ihre Männer — wenigstens

dem Ruin sehr nahe gebracht hatten). — Ich kratzte mich hinter den Ohren, und dachte — Fehlgeschossen, lieber Freund! Geh weiter. — Brand gieng weiter, aber er ist nun fünf und sechszig Jahr alt, und es gereuet ihn noch nicht, daß er nicht wieder heyrathete, da er seine erste Frau verlohr, die er sich — aus einem Landstädtchen geholt hatte. Punktum, so viel, sagte er, und nun kein Wort weiter davon!

Die bestrafte Neugierde.

Man macht immer den kleinen Mädchen den Vorwurf, sie wären ein wenig neugierig. Ob ich nun schon einige gekannt habe, die diesen Vorwurf mit Grund verdienten, so kann ich doch nicht leugnen, daß ich auch mehrere kleine Knaben kennen lernte, die ihnen in diesem Stücke fast noch den Vorzug streitig machten.

So kannte ich unter andern einen gewissen Ferdinand, der seine Neugierde so weit trieb, daß er allen seinen kleinen Freunden und Freundinnen darüber zum Gespötte wurde, und

der doch nicht eher von diesem Fehler geheilt werden konnte, als da er schon die traurigsten Folgen desselben erfahren hatte. Seine Augen und Ohren waren niemals da, wo sie seyn sollten. Sprachen seine Geschwister mit einander, und sprachen sie zumal heimlich; so mochten Vater und Mutter und Lehrer mit ihm reden, was sie wollten, er hörte nicht auf sie; seine Augen und Ohren waren bey seinem Geschwister. Konnte er nicht erhorchen, wovon sie sprachen, oder sagte man es ihm nicht, wenn er darum fragte; so entstand jedesmal Zank und Streit. Gieng er vor einem verschlossenen Zimmer, oder vor der Küche vorüber, und er hörte darin reden; sogleich stand er still, horchte, und — konnte er nichts verstehen, so gieng er hinein, und stellte sich, als ob er etwas suche, blos um den Sprechenden näher zu seyn. Sogar auf der Straße, oder, wo es sonst seyn mochte, war er unbescheiden genug, stehen zu bleiben und zu horchen, wenn ihm ganz unbekannte Personen mit einander sprachen. Kam er in ein Zimmer, und es standen etwa verdeckte Sachen da, so wäre er nicht im Stande gewesen, eher sich wieder zu entfernen, bis er wußte, was unter dem Tuche, oder unter dem

Teller sey, und hätte man ihm, wer weiß was, geboten! Er war fast außer sich, wenn er in der Schule, oder bey Tische nicht aufstehen durfte, sobald nur irgend ein Geräusch auf der Straße, oder in einem Nebenzimmer entstand. Nicht nur in seiner Eltern Hause, auch bey fremden Personen konnte er nichts liegen sehen, ohne es in die Hände zu nehmen. Bekam jemand Briefe und sie wurden in seiner Gegenwart erbrochen und gelesen, so hätte er vergehen mögen, wenn er von dem Inhalte nichts erfahren konnte. War er den Personen aber nahe genug, die sie lasen, so drehete und wendete er sich so lange, bis er wenigstens die Hand des Briefschreibers oder seinen Namen erkannt hatte. Daß er sich kein Bedenken daraus machte, Briefe zu lesen, wo er sie fand, daß er sich nicht scheute, nahe hinzu zu treten, wo jemand Briefe schrieb, oder gar über die Schultern hinweg zu erlauschen, was geschrieben wurde, das darf ich kaum erinnern.

Wie gefällt Euch dieser neugierige Knabe? Wenn Ihr gute Kinder seyd, so werdet Ihr ihn gewiß bedauern; denn Ihr werdet Euch leicht denken können, daß er sich durch seinen Fehler viel Unannehmlichkeiten werde zuge-

zogen haben. Und das konnte denn freilich auch nicht anders seyn. Es vergieng fast kein Tag, ja zu manchen Zeiten fast keine Stunde, da er nicht die unangenehmsten Folgen erfahren hätte. Von seinen Eltern und Lehrern erhielt er oft die empfindlichsten Verweise, seinen jüngern Bekannten und Mitschülern diente er zum Spott, seine Geschwister liebten ihn nicht, weil er unaufhörlich mit ihnen zankte, und bey erwachsenen Personen, die ihn kannten, hatte er sich gar verächtlich gemacht.

Kam er in die Schule, und der Lehrer war noch nicht zugegen, so standen gewiß einige seiner Mitschüler beysammen, sprachen heimlich mit einander, oder steckten sich mit geheimnißvollen Mienen etwas zu, oder besahen irgend etwas Unbedeutendes mit scheinbarer Verwunderung, blos um Ferdinands Neugierde rege zu machen. Selten schlug es ihnen fehl. Und trat nun Ferdinand zu ihnen hin, oder fragte er: wovon sie sprächen? was sie vor hätten? wornach sie sähen? so ließen sie ihn entweder lange bitten und sagten ihm dann gewöhnlich etwas Unangenehmes, oder sie ließen sich wohl gar ihr Geheimniß, — das oft die unbedeutendste Sache war, von ihm abkaufen, oder sie lach-

lachten ihn geradezu aus! Oft, wenn sie merkten, daß er bald kommen werde, wickelten sie Unrath in Papiere, und legten sie vor die Thüre, durch die er hereinkommen mußte, oder sie warfen ihm scheinbar erbrochene Briefe in den Weg, in die sie entweder unartige Possen gemahlt oder geschrieben hatten, die er auf sich anwenden konnte; denn sie wußten, daß er alles aufhebe und begucke oder lese, was er nur irgendwo fand. Nicht selten erzählten sie ihm die abgeschmacktesten Unwahrheiten, die sie selbst ersonnen hatten, und hatten ihre Freude daran, wenn sie erfuhren, daß er sie weiter erzählt habe.

Ihr kennet wohl glauben, daß ich dieß muthwillige Betragen seiner Mitschüler nicht billige: aber ich mußte es Euch erzählen, wenn ich Euch darauf aufmerksam machen wollte, wie lächerlich sich ein junger Mensch auch bey seinen jungen Freunden machen kann, wenn er so neugierig ist, wie Ferdinand, und wie schwer es hält, sich von diesem Fehler zu befreyen, da auch solche Mishandlungen den armen Kleinen nicht besserten. Und wenn ich Euch nun noch sage, daß er schon oftmals von seinen erwachsenen Freunden, bald freundlicher,

bald

bald unfreundlicher beym Arm genommen und entfernt worden war, — wenn er sich ihnen bey solchen Gelegenheiten zu sehr aufgedrungen hatte, wo sie miteinander über Dinge sprachen, die sie eben nicht jedermann wissen lassen wollten; wenn ich Euch sage, daß er schon oft auf die demüthigendste Art beschämt worden war, wenn er in Briefe guckte, die etwa gelesen oder geschrieben wurden; wenn ich Euch sage, daß sogar die Mägde und Bedienten in seiner Eltern Hause und in allen den Familien, in welchen er bekannt war, ihr Gespötte mit ihm trieben, wenn er, wie das seine Art war, zu ihnen in die Küchen oder auf ihre Stuben kam, und Ihr nun höret, daß er sich doch das Alles nicht bessern ließ — werdet ihr ihn denn nicht von ganzem Herzen bedauern? — Und wenn etwa gar eines von Euch diesen Fehler an sich bemerkte, werdet Ihr Euch dann nicht die möglichste Mühe geben, um ihn Euch abzugewöhnen? Oder könntet Ihr wünschen, Euch auch so lächerlich und verächtlich zu machen, als Ferdinand? Oder wolltet Ihr abwarten, bis Ihr so arg gezüchtigt würdet, wie er? — Höret nur, wie es dem armen Schelm noch gieng.

Er war zwölf Jahr alt, und das, was er von Fremden und von Bekannten, von seinen jüngern und von seinen ältern Freunden Unangenehmes erfahren hatte, gar nicht gerechnet, zu zwey verschiedenen Mahlen, schon für seine Neugierde sehr hart bestraft worden. Einmahl war er auf dem Wege nach der Schule, und siehe da, ein betrunkner Bettler, hinter welchem die Gassenbuben herliefen, zog seine Neugierde so stark an, daß er selbst dem Schwarme folgte. Die unartigen Possen, welche jene Buben trieben, schienen so ganz seinen Beyfall zu haben, daß er kein Auge von ihnen verwendete. Indem er so hinterher läuft, stößt er sich mit dem Kopfe an eine Stange, die, wie er wohl wissen konnte, zum Warnungszeichen an ein Haus angelehnt war, dessen Dach ausgebessert wurde. Er aber, der seine Augen jetzt nöthiger brauchte, hüpfte, unerachtet der empfangenen Warnung, ruhig und sorglos an dem Hause hin. Jetzt hörte er über sich schreyen — er sah auf — wollte auf die Seite springen — zu spät! — ein Dachziegel flog ihm so unglücklich mit der Schärfe auf den Kopf, daß er durch den Hut in die obere Bedeckung der Hirnschale eindrang und den armen

Ferdinand betäubt zu Boden streckte. Halb todt und mit Blut bedeckt brachte man ihn zu seinen Eltern. Der Schreck, den er ihnen verursacht hatte, die Todesgefahr, in der er gewesen war, die Schmerzen, die er empfand, die Vorwürfe, die er hören, und die er sich selbst machen mußte, wenn er überlegte, daß alles eine Folge seiner Neugierde war, hätten ihn, so wie seine übrigen Erfahrungen, ja wohl auf das Schädliche seines Fehlers aufmerksam machen können — aber nichts weniger als dieß. Kaum konnte er wieder ohne Schmerzen umhergehen, so war er wieder der alte! Denn noch durfte er sich nicht ganz der freyen Luft aussetzen, und besonders war ihm noch untersagt, sich stark zu bewegen, so brachte ihn seine Neugierde in eine fast noch größere Lebensgefahr.

Am Hause seiner Eltern war ein Garten. Er gieng in den Nachmittagsstunden darin spazieren; da hörte er in einiger Entfernung eine schmetternde Musik. Es war eine Gesellschaft englischer Bereuter, die eben jetzt vor die Stadt ritt, um auf einem freyen Platze, vor derselben, dem versammelten Volke ihre Bereuter-Künste zu zeigen. Das nicht zu sehen? Wer denkt sich Ferdinand's Unwillen!

Er fieng laut an zu weinen, versuchte auf die Mauer des Gartens zu kommen; aber, als er endlich auch oben stand, konnte er doch nicht über die vorliegenden Gärten hinwegsehen. Eine Magd sah ihn: Gehen sie doch auf den Boden, rief sie ihm zu, wenn sie die Bereuter sehen wollen! — Ferdinand ließ es sich nicht zweymahl sagen — in zwey Minuten war er oben! Aber ach! da war keine Kammer offen, er versuchte an allen — riß an den Thüren, siehe! da sprang eine auf! Es war die Mondirungs-Kammer eines Hauptmanns von der Infanterie, der in seiner Eltern Hause einquartirt war. — Er erschrak Anfangs, als er die Menge Gewehre und Pallasche und Patrontaschen erblickte — aber die Trompeten der Bereuter schmetterten jetzt stärker als zuvor; er räumte, was ihm im Wege lag, auf die Seite, erreichte das Fenster und sah nun zwar das versammelte Volk, unterschied auch wohl die Bereuter, aber doch war der Platz zu fern, um etwas deutlich zu erkennen. Aergerlich zog er den Kopf zu dem kleinen Fenster wieder herein, trat, weil es, wie gewöhnlich die Dachfenster, etwas hoch angelegt war, auf einen in der Nähe stehenden Kasten, sprang her-

ab — aber im Herabspringen bemerkte er, daß der Deckel des Kastens nur aufgelegt und nicht verschlossen sey. Einen Kasten zu verlassen, ohne gesehen zu haben, was darin wäre, wer möchte das von Ferdinand glauben! Der Kasten wurde geöffnet. Was ist das? Kleine Päcktchen! — Eins wurde heraus genommen; — es war schwer. Auf einer andern Seite lagen andere, diese waren leichter. Was wohl darin seyn mag? Es waren, dem Ansehen nach, mehrere kleine Rollen in ein Päcktchen zusammen gebunden, aber so fest, daß keines einzeln herauszuziehen war. — Wenn jetzt jemand käme und sähe dich hier, dachte Ferdinand — was zu thun? Er nahm von jeder Art eins, ein leichtes und ein schwereres, legte den Deckel wieder auf den Kasten, verschloß die Kammerthür und schlich sich mit seiner Beute in den Garten.

Bemerket Ihr wohl, liebe Kinder, zu welcher Art Handlung Ferdinand durch seine Neugierde verführt wird? — Im Garten suchte er den entlegendsten Winkel, um ungestört seinen Raub untersuchen zu können. Und was fand er, als er mit vieler Mühe die Päcktchen geöffnet hatte? Es waren Patronen, das heißt,

abgemeßne Ladungen Schießpulver für die Soldaten, die jede einzeln in Papier gepackt und zum Gebrauch aufbewahrt werden. Die schwerern waren sogenannte scharfe Patronen, in deren jeder er eine bleyerne Kugel, die leichten waren sogenannte Exerzier-Patronen, in welchen er blos Schießpulver fand. Die erstern erhalten die Soldaten, wenn es gegen den Feind geht, wenn sie Gefangene bewachen müssen, oder bey ähnlichen Gelegenheiten; die letztern gebrauchen sie, wenn sie im Frühjahr, oder als Rekruten, oder in Lustlägern sich üben. — Was sollte aber Ferdinand mit dem Schießpulver und den Kugeln anfangen? Freilich hätte er noch am wenigsten gefehlt, wenn er alles wieder dahingelegt hätte, wo er es weggenommen hatte; aber er machte sich selbst so vielerley Einwendungen, — denn er hatte sogleich Lust, es zu behalten, daß er endlich alles zusammenpackte und es unter Gras und Blätter im Garten verbarg.

Einige Tage darauf besuchte ihn Moritz, ein Knabe seines Alters. Nichts hätte für Ferdinand erwünschteres kommen können, denn Moritz war es, auf den er besonders gerechnet hatte, wenn er jemals Gebrauch von seinem Raube machen sollte. Kaum sahe er sich da-

her

her mit ihm allein, so entdeckte er ihm alles, — denn er kannte ihn als einen der verschwiegensten und klügsten seiner Schulkameraden. Moritz überlegte sich die Sache. Ja, sagte er endlich, aber hier im Garten können wir nichts damit anfangen; aber sobald du wieder ausgehen darfst, so komme du zu mir, ich will unterdeß für alles sorgen, was wir etwa sonst dabey brauchen könnten, und dann wollen wir uns einmahl einen Spaß machen.

Es vergiengen ungefähr acht Tage, da wurde Ferdinanden erlaubt, wieder außer dem Hause spazieren zu gehen, und sein erster Gang war natürlich zu Moritz. Dieser hatte Schwamm, Stahl und Stein herbey geschafft, und zugleich eine hölzerne Büchse, in die sie das Pulver schütten wollten. Es geschah, denn Ferdinand hatte es schon zu sich gesteckt, und nun giengen sie mit einander in ein nahe bey der Stadt gelegenes Wäldchen. Hier wurde zunächst Feuer angeschlagen, und als der Schwamm zündete, brennten sie kleine Häufchen Schießpulver, erst mit vieler Vorsicht, allmählich aber immer unvorsichtiger an. Moritz hatte sich schon beym dritten Häufchen die Augenbraunen versengt, aber sie ließen sich nicht

warnen. Jetzt nahm Ferdinand die Büchse mit dem Pulver in die rechte Hand, in der linken hielt er ein Stückchen brennenden Schwamm, wollte, auf Moritzens Rath, eine Schlange mit Schießpulver ziehen — (eine etwas längere krummlaufende Linie, die, wenn sie an einem Ende angezündet wird, gleichsam wie eine Schlange sich bis zum andern Ende abbrennt) — und indem er Pulver schüttet, und mit der Linken nachhelfen will, damit es nicht zu stark laufen soll, fällt ein Körnchen Pulver auf den brennenden Schwamm, es zündet, ergreift das Pulver in der Büchse und mit einem starken Knall zerschmetterte sie in viele Stücken — Ach! — wimmerte Ferdinand, und stürzte (er hatte sich auf die Knie niedergelassen,) mit dem Gesichte in den Sand — und Moritz — mit versengtem Gesicht springt vor Angst fort. Glücklicherweise läuft er nur einige Schritte. Welch' ein Schreck, als er sich jetzt nach Ferdinand umblickt und ihn im Feuer sich wälzen sieht. Das Pulver hatte seine Wäsche gezündet — der Schmerz mochte ihn aus einem Anfall von Ohnmacht erweckt haben. Moritz sprang hinzu, drückte mit seinen Armen das Feuer aus, warf Sand über ihn her. Ach! meine

meine Hände! schrie jetzt Ferdinand, mein Hals! und zeigte beydes dem ganz betäubten Moritz. Gott! was fangen wir an! jammerte dieser. Ferdinand war fürchterlich beschädigt. Der Daumen seiner rechten Hand war durch die Gewalt des Pulvers fast ganz von dem Muskel losgerissen, der ihn bewegt; von allen Fingern derselben Hand war die innere Bedeckung ebenfalls zerrissen, die linke Hand war verbrannt. Der Hals sah nicht besser aus; Brandblasen, schwarze Flecke, und eine Wunde dicht an der Gurgel, die, wie sich in der Folge zeigte, durch ein von der Büchse losgesprengtes Stück Holz verursacht worden war, das jetzt noch in derselben fest saß — welch ein Anblick für Moritz, und welche Verlegenheit für beyde! ich halte es nicht aus! heulte Ferdinand vor Schmerz. Ach! wenn ich nur das Schießpulver nicht angerührt hätte! Das hilft dir jetzt alles nichts, lieber Ferdinand, bat Moritz, sage nur, was wir machen können. Soll ich dich zu deinen Eltern führen, oder willst du zu mir kommen? — Moritzens Wohnung war näher, dahin giengen sie, nachdem sie zuvor darin überein gekommen waren, daß sie zwar gestehen müßten, sie hätten mit Schieß-

pulver gespielt, aber vorgeben wollten, Ferdinand habe es in seinem Garten von ungefähr gefunden.

Ich will mich nicht dabey aufhalten, Euch zu sagen, wie diese beyden Knaben von ihren Eltern empfangen wurden, welche Unruhe besonders in Ferdinands Familie entstand, als ihn Moritzens Vater gegen Abend, nachdem er schon verbunden war, zu Hause brachte! Ihr könnet es Euch zum Theil selbst denken, und ich muß eilen, um diese Geschichte nicht zu sehr in die Länge zu ziehen. Nur so viel wisset, daß Ferdinand nach diesem traurigen Vorfall, der ihm fast das Leben kostete, und der doch im Grunde durch seine Neugierde veranlaßt worden war, etwas aufmerksamer auf sich wurde. Aber ein solcher Fehler legt sich nicht so leicht ab, fast täglich bedurfte er noch der Erinnerungen seiner Eltern und Geschwister, und der höchste Grad von Beschimpfung heilte ihn ganz.

Hast du wieder gehorcht? rief ihm eines Tages seine Mutter entgegen, als er eben zur Thüre hereintrat.

Gewiß nicht, Mutterchen, erwiederte er, aber —

Mutter. Ferdinand! Ferdinand! Wem galt denn das: Schämen Sie sich doch! draußen in der Küche?

Ferdinand. Ja, die Sophie redete wieder mit —

Mutter. Ich will von dir nichts Neues hören, am allerwenigsten Entschuldigungen für deine unglückliche Neugierde! Guter Gott! wenn wird man dich nicht mehr erinnern dürfen! Ferdinand schwieg und küßte seiner Mutter beschämt die Hand, denn sie hatte sehr richtig gehört. Sophie, die Köchin, war mit dem Bedienten des Hauptmanns, der im Hause wohnte, bekannt worden. Das Einverständniß dieser beyden Leute mißfiel Ferdinands Mutter, und sie hatte ihrer Köchin schon einmahl untersagt, diesen Umgang zu genau werden zu lassen. Wie es aber geht, sie sahen und sprachen einander dennoch oft, mochten auch wohl schon außer dem Hause zusammen gekommen seyn. Das wußte Ferdinand, und da er gerade bey der Küche vorbey gieng, als die Köchin, zum Fenster hinaus, mit dem Bedienten redete, war er stehen geblieben, um zu hören, was sie einander sagten. „Riemer's Gartenthüre" — waren die letzten Worte des Bedienten, und —

„aber nicht vor neun Uhr!“ hörte er die Köchin drauf sagen, die nun das Fenster zumachte und Ferdinanden von der Küchenthüre weggehen sahe. Da sie leicht vermuthen konnte, daß er sie behorcht habe, so rief sie ihm, als er eben die Thür öffnete, um in seiner Mutter Wohnstube zu gehen, nach: Schämen sie sich doch!

Unerachtet des Verweises seiner Mutter quälte ihn die Neugierde doch den ganzen Nachmittag über das, was er nur so abgebrochen gehört hatte. Gern hätte er sich jemand entdeckt, aber er fürchtete neue Verweise. Niemer's Garten lag nur einen Büchsenschuß von dem Garten seiner Eltern entfernt. Ob du wohl um neun Uhr nachsähest, was es da gäbe? fragte er sich. Er wußte, daß seine Eltern diesen Abend bey einem Freunde zubringen würden. Der Abend kam. Es war neun Uhr — er saß vor der Hausthür, um, wie er vorgab, seine Eltern zu erwarten. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog ihn seine Neugierde in den Garten. Anfangs wollte er nur über die Mauer hinwegsehen, aber da er, wegen der Dämmerung, nichts unterscheiden konnte, so öfnete er die Gartenthür, schlich hinaus und an der Mauer hin. Schon erkannte er die be=

bezeichnete Thür, aber kein Mensch war da zu sehen noch zu hören. Er wollte zurückgehen, und indem er sich umwendet — erblickt er, gerade Riemer's Garten über, in dem Garten des Scharfrichters, der nur mit einem niedrigen Zaun eingehegt war, eine Menschengestalt. — Sie schien im Dämmerungslicht ein weises Kleid zu tragen. Wie? denkt er, wenn das Sophie wäre? Vielleicht haben sie sich nur an Riemer's Garten bestellt und sind nun, um desto sicherer zu seyn, in diesen Garten gestiegen? Er horcht — die Gestalt scheint sich zu verbergen — er hört sie flüstern. Er schleicht gebückt am Zaune bis der Gestalt gegen über. — Ja, ja! sie spricht mit jemand! sagt er sich. Er sucht eine niedere Stelle, steigt über, zieht sich immer näher, von Baum zu Baum — kaum noch zwanzig Schritte ist er entfernt. Plötzlich erhebt sich die Gestalt, springt auf ihn zu: Hab ich dich Bürschchen? — Ferdinand erschrocken will davon laufen, — aber noch ehe er den Zaun erreicht, fühlt er sich schon festgehalten und mit einer Karbatsche so unbarmherzig zerschlagen, daß er vor Angst — Diebe, Mörder, Feuer! schreyt. — Ja Diebe! Diebe, erwiedert ihn unter wiederholten Hie-

ben der Obstwächter, denn er war es. Ferdinanden gelingt es endlich, sich loszuwinden — aber sein jämmerliches Geschrey hat schon die Nachbarschaft auf die Beine gebracht; kaum ist er über den Zaun, so sieht er sich von mehr als zehen Personen umringt — die alle sich verwundernd zurufen: Mein Gott! Musje Ferdinand? ist das nicht Ferdinand? — Man fragt ihn, — aber überlegt selbst, was sollte er antworten? — Noch immer schimpft der Obstwächter über den Zaun! Sechsmahl bist du mir entwischt, aber ich denke, nun soll dir das Wiederkommen vergehen! du — Der Obstwächter irrte sich freilich, aber wahr war es, daß schon mehrere Abende vorher sich Knaben in den Garten geschlichen, Obst gepflückt und sich immer glücklich wieder aus den Händen des Wächters gerettet hatten. Aber wie konnte der Wächter Ferdinanden unschuldig halten?

Am folgenden Tage war die ganze Stadt voll: Ferdinand sey über dem Obststehlen von des Scharfrichtersknecht ertappt und jämmerlich zerschlagen worden! Denkt Euch den Kummer seiner Eltern, denkt Euch Ferdinanden selbst, da ihr wohl wisset, welch' ein Vorurtheil man gegen die Knechte eines Scharfrichters

hat!

hat! Zwar war es kein eigentlicher Knecht desselben gewesen, sondern ein für Lohn gedungner armer Mann; aber — glaubt man nicht immer lieber das Schlimmste? Ferdinand wagte sich nicht, vor einen fremden Menschen sehen zu lassen, und seine Eltern mußten ihn aus der Stadt entfernen, um ihn dem Spott und Hohn seiner Bekannten zu entziehen. Der Scharfrichter mußte gebeten, — der Obstwächter bezahlt werden, — damit sie nur die Wahrheit überall bekannt machen möchten. Es brauchte lange Zeit, ehe man die Wahrheit glaubte, und doch — war Ferdinand nicht immer genug beschimpft, auch, da man nun die Wahrheit hörte? — Aus Neugierde, einer Magd nachzuschleichen, sagte man sich, wie häßlich! Freilich wird nicht jeder Neugierige so bestraft, aber ist darum die Neugierde, mag sie bey Mädchen, oder bey Knaben wahrgenommen werden, nicht immer ein sehr lächerlicher, schimpflicher und nur allzuoft sehr beschimpfender Fehler? denn gewöhnlich verleitet er den, dem er eigen ist, zu niedrigen Handlungen, und, wenn er dabey ertappt wird, was hat er zu erwarten, als Schimpf und Verachtung!

Geschwi-

Geschwisterliebe und Geschwisterhaß.

Anton und Malchen spielten lange mit einander auf der Stube ihrer Mutter, und waren herzlich vergnügt. Die Mutter, die an diesem Tage mehr als gewöhnlich in der Wirthschaft zu thun hatte, gieng nur ab und zu. Sie hatte sich eben einmahl bey ihnen niedergesetzt, da trat die Köchin zur Thüre herein:

Herr und Madame Franke lassen sich Ihnen wieder gehorsamst empfehlen, bedauern aber recht sehr, daß sie nicht das Vergnügen haben können, Ihre Einladung auf diesen Abend anzunehmen. Sie würden wohl die Ursähe errathen können.

Mutter. Hat sie Ihnen denn gesagt, wer noch mehr gebeten ist?

Köchin. Sie fragten darnach, und ich nannte sie Ihnen.

Mutter. Ich konnte es denken! Es thut mir leid — die übrigen kommen aber?

Köchin. Alle — nur bittet die ältere Madame Frankin, Sie möchten verzeihen, wenn

sie ein wenig spät kommen sollte. Sie würde Ihnen die Ursache selbst sagen.

Mutter. Gut! Kleide sie sich nun geschwind aus, ich komme sogleich in die Kuche.

Die Köchin gieng. — Herr Franke kommt nicht, Mutterchen? fragte jetzt Malchen.

Welcher denn, der muntere, lustige Herr, oder der immer so finster ist?

Mutter. Der muntere Herr kommt nicht, wenn du ihn so nennen willst; der uns gestern begegnete.

Beyde Kinder. O das ist Schade!

Malchen. Er sagte aber ja gestern, er würde es wohl möglich machen können?

Mutter. Es muß ihm also wohl eine Abhaltung dazwischen gekommen seyn! — (Es wird an die Thür geklopft,) — Sieh' doch, Malchen, wer klopft.

Anton. Nein ich! ich! (springt Malchen vor.)

Malchen, Nein ich! Mutterchen hat mir's befohlen. (Sie zieht ihren Bruder am Kleide zurück — und reißt ihm ein Schößchen fast ganz ab. Indem die Mutter ihnen ihre Unart verweisen will, öffnet der jüngere Herr

Franke

Franke die Thür — die Kinder treten beschämt auf die Seite.)

Der jüngere Herr Franke (im Hereintreten.) Verzeihen Sie, daß ich so unangemeldet mich Ihnen aufdringe!

Mutter. Es ist nicht Ihre Schuld, daß Ihnen Niemand entgegen gekommen ist! — Aber warum wollen Sie uns nicht das Vergnügen machen und diesen Abend —

Franke. Mich deßhalb zu entschuldigen, war die einzige Absicht meines jetzigen Besuchs bey Ihnen. Ich sagte Ihnen gestern, meine Frau und ich würden Ihre gütige Einladung wahrscheinlich auf heut annehmen können, aber — Sie kennen meine Lage mit meinem Bruder. Wir hatten diesen Vormittag wieder einen Auftritt — ich versprach mir so Vieles von dieser Zusammenkunft, leider! bin ich ganz in meiner Erwartung getäuscht worden! Wir sind wieder so weit auseinander, als wir jemals gewesen sind! — Sie können also wohl glauben, daß wir beyde in einer und derselben Gesellschaft wenig Vergnügen haben würden, und da ich vermuthete, daß er Ihre Einladung gewiß angenommen haben würde, mußte ich ja wohl, um ihn und mich zu schonen, und zugleich um Ihr

Vergnügen nicht zu stören, mir die Freude versagen, bey Ihnen zu seyn.

Mutter. Aber ich bitte Sie, wenn es nicht zu unbescheiden ist, eine solche Frage zu thun, — wie ist es immer möglich, daß ein Paar Männer, wie Sie und Ihr Herr Bruder, die beyde als so brave, biedere Männer bekannt sind, daß ein Paar Brüder eine so unversöhnliche Feindschaft so lange Jahre unterhalten können!

Franke. Erlauben Sie, meine würdige Freundin, daß ich wenigstens dieses Räthsel, wenn es anders eins ist, Ihnen nicht auflösen darf. Ihr lieber Mann kennt meinen Bruder und mich von unsrer frühsten Jugend an, er ist zugleich ganz mit unsern Mißhelligkeiten bekannt — er kann Ihnen darüber die sichersten Aufschlüsse geben! — O ihr guten Kinder, (er wendete sich zu Anton und Malchen) wollet ihr nicht einmahl so unglücklich werden, wie ihr höret, daß ich es bin — hütet euch ja, eure kindliche Liebe zu einander durch Neckereyen, oder durch was es immer sey, auch nur auf Augenblicke zu betrüben. Ich hörte, als ich zur Thür herein trat, daß ihr Streit mit einander hattet. — Du, lieber Anton, siehst jetzt

noch

noch scheel auf dein Schwesterchen hin! Komm — gieb ihr die Hand, sie hat dich gewiß nicht mit Vorsatz beleidigt, — sieh', das ist schön! (Anton gab Malchen seitwärts die Hand, Malchen küßte ihren Bruder) Gott erhalte euch bey dieser Liebe! (die Thränen traten Herrn Franke in die Augen.) — Geschwisterliebe, o ich habe sie empfunden, ich hatte eine Schwester, sie ist nicht mehr! Geschwisterliebe ist das wohlthätigste Geschenk der Gottheit — wer ist sich näher, als Geschwister! — Aber Geschwisterhaß! — es giebt kein größeres Uebel, das so tief beugen könnte, als dieses. (Herr Franke küßte beyde Kinder, drückte ihre Mutterr die Hand, und empfahl sich stillschweigend.)

Als die Mutter, die ihren Besuch bis an die Treppe begleitete, wieder zurück kam, fand sie ihre Kinder still neben einander stehen. Anton befühlte das zerrissene Schößchen mit der einen Hand, seine Augen waren zugleich darauf geheftet, — die andere Hand hielt Malchen in ihrer linken, und mit der rechten Hand streichelte sie sanft Antons Backen.

Mutter (nachdem sie sich gesetzt hat.) Malchen! sieh' doch nach, warum Marie (die Köchin) so lange bleibt, du wirst sie vermuthlich

lich in ihrer Stube finden. (Malchen gieng.) Bist du noch unwillig gegen deine Schwester, Anton?

Anton. Nein Mutterchen! — aber mein hübsches Kleidchen —

Mutter. Weißt du wohl, wer daran Schuld war? — Wurde dir es aufgetragen, nachzusehen, wer klopft?

Anton. Nein, liebes Mutterchen! Aber Malchen konnte mich doch nachsehen lassen.

Mutter. Sie konnte es freilich, aber dann würde sie ja einen Verweis verdient haben, weil sie nicht das gethan hätte, was ihr befohlen war. Hast du mir nicht schon vielmahl gesagt, daß du gern thätest, was ich dir auftrüge? Malchen hat mir es eben so oft gesagt, als du; wenn sie nun das nicht thun wollte, was ich ihr auftrüge, würde ich ihr dann wohl wieder glauben können, wenn sie mir etwas versicherte? — (Anton war indeß immer näher zu seiner Mutter hinzu getreten. Sie besahe jetzt das Schößchen —) Es ist freilich wahr, Malchen hätte auch nicht so heftig seyn sollen, aber es freute mich doch sehr, als sie dich küßte, da Herr Franke dich bat, ihr eine Hand zu geben. Es hat ihr gewiß wehe ge-

than, daß sie dir einen Schaden an deinem Kleide gemacht hat; sie streichelte dich so gutmüthig, sie muß dich gewiß recht sehr lieb haben.

Anton (gerührt.) Ich habe sie auch lieb — Mutterchen! (er küßte ihr die Hand und eine Thräne benetzte sie.) — Die Mutter küßte Anton mit Inbrunst. Jetzt kam Malchen zurück: Marie ist in der Küche, Mutterchen, sie erwartet Sie — rief sie im Hereintreten. — Anton gieng ihr entgegen, und fiel ihr um den Hals. Die Mutter schloß beyde in ihre Arme: Gott segne Euch! und erhalte in Euch diese gegenseitige Liebe, sprach sie gerührt. — Geh' jetzt und ziehe ein anderes Kleid an, Anton — ich werde bald wieder bey Euch seyn!

Am folgenden Morgen waren die Kinder bey ihren Eltern, als sie eben das Frühstück genossen. Warum eiltet ihr denn gestern Abends so zeitig vom Tische? fragte der Vater die Kinder. Anton sah Malchen, und Malchen ihren Bruder an, keines wollte sprechen. Wurde Euch die Zeit lang? fuhr der Vater fort. Es war doch bey weitem nicht so hübsch, sagte end-

lich

lich Malchen, als neulich, da der jüngere Herr Franke mit uns speiste.

Mutter, (zum Vater.) Ich habe dir wohl noch nicht gesagt, daß er gestern selbst zu mir kam, um sich wegen seines Außenbleibens zu entschuldigen?

Vater. Ich habe es, ich weiß nicht mehr von wem, gehört. Nun? Und wahrscheinlich seines Bruders wegen.

Mutter. Freilich, wenn ich hätte glauben können, daß ihre Feindschaft gegen einander so groß wäre, würde ich dießmal seinen ältern Bruder nicht gebeten haben. Wer ist aber eigentlich an ihrem Mißverständniß Schuld?

Vater (zu den Kindern.) Was ihr jetzt höret, davon sprecht ihr zu keinem Menschen ein Wort. Denket aber daran, so oft ihr euch unter einander veruneiniget, und Gott gebe, daß ihr dadurch auf immer vor Zänkereyen und Neckereyen euch hüten lernet. Der verstorbene Kaufmann Franke hatte, wie dir, liebes Weib, bekannt seyn kann, drey Kinder. Diese beyden Söhne und eine Tochter. Er war ein sehr strenger Mann, desto nachsichtiger und schwächer war aber seine gute Frau. Sein älterer Sohn war ganz nach ihm gearte,

tet, der jüngere und die Tochter hatten den sanftern biegsamern, gefälligern Charakter ihrer Mutter. Ich wuchs mit diesen Kindern auf und da ich oft in ihrem Hause war, konnte ich bald bemerken, daß die Eltern einen großen Unterschied zwischen ihren Kindern machten. Der jüngere Sohn und die Tochter waren die Lieblinge des Vaters und der Mutter; der ältere Sohn dagegen wurde von beyden vernachläßigt. Oft wurde er vom Vater, seiner Störrigkeit wegen, gescholten, oft gar geschlagen, weil es ihm schwer wurde, um Verzeihung zu bitten, wenn man ihn eines Fehlers beschuldigte. Seine jüngern Geschwister giengen vorsichtig dem Vater aus dem Wege, wenn sie bemerkten, daß er bey übler Laune war, oder sie waren doch still und suchten jeden seiner Winke zu errathen; sahen sie, daß sich seine Laune aufheiterte, so waren sie freundlich und schmeichelnd um ihn her. Das gefiel ihm, und sie gewannen zugleich dadurch bey ihrer Mutter, deren Beyspiel sie hierin ganz nachahmten. Der ältere Sohn verdiente Anfangs in der That die üble Behandlung nicht, die er erfahren mußte; denn sein ernsthaftes, natürlich gerades und offenes Wesen erlaubte ihm nur

nicht

nicht auf die abwechselnde gute oder üble Laune seines Vaters aufmerksam zu seyn. Er war daher oft still und in sich gezogen, wenn seine Geschwister sich ganz ihrer Fröhlichkeit überließen, und weil dann der Vater gewöhnlich bey heiterer Laune war, so tadelte ihn dieser, wenn er nicht mit seinem Bruder und seiner Schwester spielen wollte, befahl es ihm sogar oft, und wenn er dem Befehl nicht mit heiterm Gesichte gehorchen konnte, erklärte ihn der Vater für tückisch, hieß ihn aus der Stube gehen, oder bestrafte ihn wohl gar härter. War er einmal heiterer, und es traf sich gerade, daß der Vater nicht recht aufgeräumt war, so schlugen es ihm seine Geschwister ab, wenn er sie aufforderte, mit ihm zu spielen — denn sie wußten, daß sie sich bey dem Vater Verdruß machen würden — dann entstand Streit, und ihr könnt leicht denken, daß der Vater den jüngern nicht Unrecht gab. Kannst du nicht zu einer andern Zeit spielen? hieß es dann. Kannst du nicht jetzt auch ein Buch in die Hand nehmen, wie dein Bruder? — Denn das that der jüngere Franke gewöhnlich, wenn er an seinem Vater eine finstere Miene bemerkte. War der ältere Franke bey solchen Gelegenheiten, frei-

 lich

lich zuweilen auch unbillig, getadelt worden, so ließ er alles gehen, wie es gieng; er bat nie um Verzeihung; hatten seine jüngern Geschwister einmal etwas versehen, wenn sie von dem Vater getadelt oder gar bestraft worden, so ließen sie mit Bitten und Liebkosen nicht eher nach, bis ihnen der Vater wieder freundlicher zugelächelt hatte; waren ihre Bitten nicht im Stande, ihn zur Verzeihung zu bewegen, so mußte sie die Mutter dabey unterstützen. So kam es, daß diese jüngern Geschwister die Lieblinge ihrer Eltern wurden, so kam es, daß der ältere allmählich für einen störrischen, tückischen, unverbesserlichen Menschen von ihnen erklärt wurde, der ihre Liebe nicht verdiene. Beyde Brüder waren übrigens fleißige junge Leute, und wurden die geschickten brauchbaren Männer für die wir alle sie kennen. (Der Vater nahm hier eine Tasse Thee.)

Malchen. Aber, Vaterchen, daraus seh' ich doch noch nicht, warum die beyden Brüder gegen einander so sehr aufgebracht sind.

Vater. Was meinst du, Malchen, wenn du von deiner Mutter und von mir täglich, vielleicht mehr als einmal, ausgeschmält würdest, wenn du wohl gar täglich diese oder jene

dir

dir empfindliche Strafe leiden müßtest, und du glaubtest — dein Bruder sey jedesmal Schuld daran, weil er etwa gerade die Fehler nicht begienge, die du begiengest, weil er von uns gerade dann gelobt würde, wenn du Verweise bekämest, — würdest du wohl deinen Bruder so lieb haben, wie ich glaube, daß du ihn jetzt liebest? — Noch mehr! — wenn dich dein Bruder vielleicht vor manchem Fehler warnte, und dir hinterher, wenn du darum bestraft worden wärest, sagte, daß du selbst Schuld daran seyst — wenn du nun zugleich sähest, daß dein Bruder von uns mehr geliebt würde, als du; daß wir nachsichtiger gegen ihn wären, als gegen dich, daß wir ihm mehr Vergnügen machten, als dir? — Was meinst du —

Malchen. (sie hatte ihren Bruder sehr lieb — und sie war noch nicht acht Jahr alt.) Ich würde ihn doch lieb haben — er wäre ja nicht Schuld.

Die Mutter küßte Malchen, und dieses gute Kind reichte ihrem Bruder mit einem Blick wahrer schwesterlicher Liebe die Hand. Anton fiel seinem guten Schwesterchen um den Hals. Nein, meine gute Maline, gewiß ich wäre nicht Schuld.

Vater. O danket Gott, lieben Kinder, für diese Liebe, die ihr zu einander habt, möge er sie immer in euch erhalten! Ihr wißt noch nicht, was ein Freund ist, Gott gebe, daß ihr es euch immer einander seyd! — Du, liebes Malchen, kannst mit deinem kindlich guten Herzen freilich nicht begreifen, wie du deinen Bruder weniger lieben könntest, wenn du auch darum etwas leiden müßtest, weil er sich deinen Eltern angenehmer machte, als du. Aber nicht alle Kinder haben dieß weiche sanfte Herz, das dir Gott schenkte!

Mutter. Wohl dir, liebes Kind, daß du wenigstens nicht in dem Falle bist, in dem sich der bedauernswürdige ältere Herr Frank als Kind befand. Es wäre doch wohl möglich —

Vater. Du hast nicht unrecht, liebes Weib, auch die besten Herzen können, unter ähnlichen Umständen, hart und störrisch werden. Weit mehr ist aber allerdings der arme ältere Herr Franke zu entschuldigen, da er von Natur etwas ernsthaftes, ich möchte sagen, etwas argwöhnisches und finsteres an sich hatte. Es fehlte ihm die Gabe, sich gefällig zu machen, ganz. Wenn er nun schon darum so wenig

 ähn-

ähnliches mit seiner Mutter hatte, und wenn er täglich sich den Vorwürfen seines Vaters aussetzte; wenn er von keinem von beyden sich vorzüglich geliebt sahe, und dagegen seine jüngern Geschwister immer sich vorgezogen, und zu Mustern vorgestellt sehen mußte; wenn er gewöhnlich dann sich Verweise und Strafe zuzog, wenn er etwas anders machte, als diese, oder wenn er gerade etwas that, wovor diese ihn gewarnt hatten, ja, wenn diese seine jüngern Geschwistern ihm hinterher, wenn auch mit Sanftmuth und Liebe, Vorstellungen darüber machten, daß er, unerachtet ihrer Warnungen, dennoch dieß oder jenes nicht gut gemacht habe — so konnte es nicht fehlen, daß sein Gemüth allmählich verbittert wurde. Er fieng an, seine Eltern als seine Tyrannen anzusehen, und seine Geschwister als seine Feinde. Seinen Eltern konnte er sich nicht widersetzen, denn er wußte und hatte es oft gefühlt, — daß er ihnen gehorchen müsse — desto weniger schonte er seine Geschwister. Ich will Euch die Auftritte nicht erzählen, die ich oft selbst mit angesehen habe, die zwischen ihm und seinen Geschwistern vorfielen, wenn es je einmal in seiner Gewalt stand, ihnen gefällig oder nachtheilig zu wer-

den. Ihr könnt es euch selbst denken, daß er es ihnen dann fühlen ließ, wie wenig er sie liebe.

Mutter. Aber konnte denn die Mutter, die du doch selbst als eine sanfte Frau schilderst, konnte sie denn nicht durch ihre sanftere Behandlung seine Liebe gewinnen? Ich dächte doch —

Vater. Gutes Weib — ich nannte sie nicht blos sanft, ich nannte sie auch schwach. Wenn sie daher auch Anfangs durch sanfte Vorstellungen ihren Sohn zu gewinnen suchte, und wenn dieser manchmal durch ihre Bitten und durch ihre Thränen gerührt zu werden schien, so ermüdete sie doch endlich, zumal da ihr Mann selbst sie oft deshalb tadelte, daß sie einen so störrigen Menschen durch Freundlichkeit bessern zu wollen glaube, und ihr Sohn gewöhnte sich allmählich so sehr an ihre rührenden Ermahnungen, daß sie am Ende gar nichts mehr bey ihm fruchteten. Denke dir überdieß, daß dieser niemals Unrecht zu haben glaubte, daß er sich allemal beredete, mit Unrecht getadelt oder bestraft zu werden, — was auch wirklich nicht gar selten der Fall war. Mußte er daher nicht selbst gegen seine Mutter eingenom-

men werden, wenn sie in solchen Fällen ihn überführen wollte, daß er Unrecht gethan habe; mußte er nicht glauben, daß auch sie partheyisch sey, wenn sie ihm dann, freilich ohne ihn aufbringen zu wollen, das Beyspiel seiner Geschwister vorhielt? Mußte sich nicht Neid gegen diese immer gelobten, immer ihm vorgezognen Geschwister in sein Herz einschleichen? Und wie leicht wird es oft dem Menschen, den zu hassen, den er beneidet?

Mutter. Das ist freilich wahr. Aber so verdiente in Wahrheit der ältere Herr Franke mehr unser Mitleiden, als unsere Verachtung.

Vater. Gewiß, liebes Kind, und aus eben diesem Grunde unterhalte ich auch immer noch unsere alte Freundschaft, so sehr man mir es auch verdenkt. Man thut ihm sehr Unrecht, wenn man ihm überhaupt Lieblosigkeit und einen störrigen, unbiegsamen Charakter Schuld giebt, weil er sich mit seinem Bruder nicht aussöhnen läßt. Man überlegt nicht, was man von ihm fordert, wenn man ihm zumuthet, jetzt seine Gesinnungen auf einmal gegen einen Menschen zu ändern, den er so lange Jahre als seinen Feind betrachtete, ja, gegen

den er fast mit der Muttermilch die stärkste Abneigung einsog, und wenn dieser Mensch auch sein Bruder wäre. Ja, es ist möglich, daß selbst dieser Umstand, daß er sein Bruder ist, noch mehr dazu beyträgt, seinen Haß gegen ihn zu unterhalten, weil ihm sein natürliches Gefühl sagte, daß Brüder sich vor allen andern lieben sollten — und von diesem, glaubt er, ist er fest überzeugt, daß er von seiner frühsten Kindheit an sein Feind gewesen sey, daß er ihm überall geschadet und vielfältig hintergangen habe.

Mutter. Aber sollte nicht auch sein Bruder sich manchen Fehler haben zu Schulden kommen lassen? Ich denke nur an ihren gegenwärtigen Streit; wenn er ihm nun nachgäbe? Er ist ja vermögend genug —

Vater. Du hast recht, wie du die Sache ansiehst, liebes Kind, aber ihre Feindschaft würde dadurch nicht gehoben werden. Nein! ich glaube, der jüngere Herr Franke handelt ganz als ein verständiger Mann, wenn er ihm jetzt gerade nicht nachgiebt. — Ich weiß nicht, ob dir die Sache ganz bekannt ist —

Mutter. Von seiner Frau habe ich einmal etwas darüber sprechen hören, doch nichts

voll=

vollständiges und überdieß schien sie etwas leidenschaftlich dabey zu seyn.

Vater. Laß mich also da fortfahren, wo ich stehen blieb, ich werde bald darauf kommen. Die Eltern bemerkten nothwendig sehr bald die entschiedene Abneigung, welche ihr älterer Sohn gegen seine Geschwister hegte, und entschlossen sich daher, ihn, als er kaum das dreyzehnte Jahr erreicht hatte, aus dem Hause zu entfernen. Für ihn konnte nichts willkommener seyn. Er verließ mit frohen Herzen das väterliche Haus, und trat, weil er bey der Handlung bleiben wollte, in einem Hause in Hamburg, mit welchem sein Vater Geschäfte hatte, die Lehrjahre an. Hier zeigte er sich als den fleißigsten aufmerksamsten und ordentlichsten Menschen, und da er natürlich ernsthaft und still war, sich eingezogen hielt, und pünktlicher Gehorsam ihm nicht schwer fiel, so gewann er bald die Liebe seines Principals. Im fünften Jahre konnte ihn dieser schon als Reisediener brauchen, und hätte er nur etwas weniger Vorurtheil gegen seine Eltern und etwas mehr Gefälliges in seinem Aeußern gehabt, er würde in der Handlung seines Principals selbst sein Glück gemacht haben. Er hatte eine einzige

Tochter, er schätzte den jungen Frank, sahe es gern, wenn er in Gesellschaft seiner Tochter war — aber sein Ernst, einige heftige Aeußerungen gegen seine Eltern und Geschwister, hatten diesem gut erzogenen Mädchen sein Herz verdächtig gemacht. Der Tod seines Vaters rief ihn, nach einer zehnjährigen Abwesenheit, wieder hieher zurück. Zum Glück für seinen Bruder hatte der Vater ein Testament gemacht, in welchem keinem Theile Unrecht geschahe. Unter andern hatte er darin festgesetzt, daß seine Wittwe die Handlung fortführen, und der von seinen Söhnen, welcher die meiste Lust dazu bezeigen würde, ihr als Diener so lange beystehen solle, bis sie ihm die Handlung aus freyen Willen übergeben werde. Der zweyte Sohn sollte durch eine billige Summe entschädigt werden. Der Umstand, daß die Mutter die Handlung fortsetzen sollte —

Mutter. Und die Tochter? —

Vater. Ihr war ebenfalls eine Summe ausgesetzt, die bis zu ihrer Verheirathung in der Handlung stehen bleiben und ihr verzinset werden sollte. Der Umstand also, daß die Mutter mit der Tochter zugleich in der Handlung bleiben mußten, bestimmten den ältern

Franke

Franke sogleich, lieber die Summe Geld anzunehmen, als auf's Neue in Verbindung mit Menschen zu treten, zu denen er jetzt wenigstens noch keine wahre Liebe hatte. Er überließ also seinem Bruder das väterliche Haus, in dem er ohnehin wenig frohe Stunden gehabt hatte, und das ihm aus dieser Ursache auch nicht lieb geworden war, und mit dem Hause zugleich alle Rechte auf die Handlung; kaufte sich die Handlung, welche er jetzt noch fortführt und verheirathete sich mit seiner noch lebenden Frau. Ein Jahr nach seiner Verheirathung starb die Mutter, und zur Verwunderung der ganzen Stadt verglichen sich auch hier die beyden Brüder ohne allen Streit, und es schien, als ob ihre Mißverständnisse ganz gehoben wären. Die Frau des jüngern Franke und die Schwester besuchten die ältere Frankin, nur die Brüder sahen sich einander nicht, als etwa am dritten Orte. — Da starb der junge Wild, der Bräutigam der Schwester, und vermachte ihr sein Haus und seinen Garten — dieselbe Krankheit rafte kurze Zeit darauf auch sie hin, und aus Dankbarkeit für die viele Liebe, die ihr die junge Frankin besonders in ihrer letzten Krankheit bewiesen hatte, schenkte sie ihr das

von

von ihrem Bräutigam an sie gekommene Haus mit dem Garten, ein Paar Tage vor ihrem Tode. Alles wurde gerichtlich gemacht — und jedermann sprach davon, als von einer bekannten Sache, die man auch allgemein billigte. — Nur der ältere Franke erklärte diese Schenkung laut und öffentlich für hinterlistig erschlichen, seine alte gleichsam unter der Asche erhaltne Feindschaft brach in die hellste Flamme aus, er fieng den traurigen Prozeß mit seinem Bruder an, der noch fortdauert, und behauptet nun, von seinem Bruder, nicht blos um dieses Haus und den Garten, sondern noch um vieles andere bey der väterlichen und mütterlichen Verlassenschaft betrogen worden zu seyn.

Mutter. Aber, da komme ich auf meine vorhin geäußerte Meynung zurück. Wenn nun der jüngere Franke ihm die Hälfte, von dem Werthe des Hauses und Gartens, hingäbe —

Vater. So würde sein Bruder doch der alte gegen ihn bleiben; denn dieser würde sich dadurch nur noch mehr überzeugen, daß er Recht gehabt habe, wenn er ihn als einen Betrüger öffentlich belangt habe. Er würde es der Furcht, am Ende den Prozeß ganz zu verlieh-

liehren, oder dem bösen Gewissen beymessen, wenn er jetzt Nachgiebigkeit zeigen wollte. Das hat er nur neulich zu erkennen gegeben, als ihm sein Bruder einen Vergleich vorschlug. Es war ja vorgestern. Er glaubt seiner Sache völlig gewiß zu seyn, das bin ich überzeugt, denn dazu denkt er zu ehrlich, als daß er blos auf's Ungewisse einen Menschen, und das ist ihm wenigstens auch sein Bruder, einer Ungerechtigkeit beschuldigen sollte. Seine Leidenschaft, seine alte, so lange genährte Feindschaft verblendet ihn freilich.

Muter. Und du hast doch noch Hoffnung, sie ausgesöhnt zu sehen? Du äußertest es gestern. —

Vater. Ja, ich hoffe noch, wenn er diesen Prozeß verliehrt. — Seht aber hieraus, Kinder, welche traurige Folgen Feindschaften unter Geschwistern haben können, wenn sie aus der Kindheit in die höhern Jahre mit hinüber genommen werden! Der jüngere Franke, so ein guter, rechtschaffner Mann er ist, leidet nicht nur selbst unendlich bey dieser fortdauernden Feindschaft seines Bruders, sein Charakter ist auch andern verdächtig geworden. Der meiste Tadel fällt zwar auf seinen Bruder, aber ver-

verdient er ihm wohl so sehr, als man glaubt? Ist euch daher die Ruhe eures Lebens lieb, gute Kinder, o so nähret die Liebe, die ihr jetzt zu einander habt.

Der Vater stand auf, küßte seine Kinder und gieng an seine Arbeit.

Malchen und Anton, o ihr guten Seelen, wenn ich euch nennen dürfte, jeder würde an euch erkennen, wie glücklich Geschwister sich machen können, wenn sie so herzlich sich lieben, wie ihr euch liebet.

Geschwisterliebe ist die reinste und beglückendste, Geschwisterhaß ist der unversöhnlichste und verderblichste.

Worin besteht die wahre Ehre?

Jakob, der Sohn eines armen Tischlers, hatte von seinem Vater, der ihm in seinem vierzehnten Jahre wegstarb, kein Vermögen geerbt; aber er war von ihm zum Fleiß, zur Dienstfertigkeit, und zur wahrer Frömmigkeit angehalten worden. Vor allen Dingen hatte er ihm die größte Gewissenhaftigkeit immer als

eine

eine der ersten Tugenden anempfohlen. Ehrlich, hörte er ihn oft sagen, ehrlich, lieber Sohn, währt am längsten, aber unrechtes Gut bringt keinen Segen. Du bist arm, sagte er ihm noch kurz vor seinem Tode, aber du bist nicht ungeschickt, und des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Nimm ihn hin, lieber Sohn; Gott segne Dich für die Freude, die Du mir und Deiner Mutter bisher gemacht hast; bleibe fromm und halte dich recht; verlaß deine Mutter nicht, und es wird dir wohlgehen. Und Jakob reichte seinem Vater die Hand; die Thränen hemmten seine Sprache, aber seine ganze nachmalige Aufführung hat gezeigt, daß seines Vaters letzte Worte nicht vergeblich für ihn gesprochen waren.

Schon als Knabe zeigte er viel Fähigkeit, und benutzte jede Gelegenheit, sie zu entwickeln. Ein vornehmer Herr, der in der Nachbarschaft wohnte, kam einmal zu seinem Vater, um ihn zu fragen, ob er ihm wohl einen künstlich gearbeiteten Schrank, an dem etwas, beym Herbeyschaffen, zerbrochen worden, wieder herstellen könne. Der Vater ließ sich den Schaden andeuten, und während der Vornehme ihm den Schrank beschrieb — zeichnet der zehnjährige

Jakob, der keine Anleitung dazu gehabt, und nur die Modelle seines Vaters gesehen und mannichmal nachgebildet hatte, den Schrank mit Kreide auf den Tisch. — Der Vater bemerkte es, und lächelte zufrieden — der Vornehme wurde es gewahr, und — als er die Zeichnung näher besah, erstaunte er über die Richtigkeit derselben und über die Genauigkeit, mit der sie seine Schilderung von seinem Schranke darstellte! — Er erkundigte sich, bey wem er diese Geschicklichkeit sich erworben habe, und da ihn der Vater versicherte, daß er noch gar keine Anleitung gehabt habe, bat er ihm: er möchte doch seinen Sohn zu ihm schikken, um den Schrank dort zu sehen, und genau abzuzeichnen.

Jakob trat in das reiche Zimmer ein, und ohne darüber verlegen zu werden, daß ihm die ganze Familie dabey zusahe, zeichnete er den Schrank so gut ab, daß er, des vielen Lobes halber, welches man ihm ertheilte, fast schamroth worden wäre. Unterdessen sprach der Baron, (das war der vornehme Herr,) mit einem andern Herrn, der zugegen war, und der, wie sich in der Folge zeigte, der Lehrer der Kinder des Baron's war, und als er hier-

auf wieder zu Jakob kam, fragte er ihn: ob er nicht Lust habe, bey einem Zeichenmeister sich in der Zeichenkunst zu vervollkommnen? — Ach ja! gnädiger Herr, antwortete Jakob, das wohl, aber das kann mein Vater nicht an mich wenden. —

Baron. Aber wenn ich dir nun, ohne daß es deinem Vater etwas kostete, Gelegenheit verschaffte, dich unter der Aufsicht eines geschickten Mannes im Zeichnen zu üben?

Jakob. Ja! gnädiger Herr, wenn Sie das thun wollten, das wäre freylich gut für mich! —

Baron. Nun, wenn du Lust hast, so bitte deinem Vater, daß er dir erlaubt, Morgen um drey Uhr Nachmittags hieher zu kommen; gefällt dir's dann, nun so wirst du wohl wiederkommen!

Jakob versicherte, daß es ihm gewiß gefallen werde, wenn er nur etwas lernen könne; dankte rührend für die gegebene Erlaubniß, und — eilte innig vergnügt zu seinem Vater zurück! Er war hier noch im Erzählen begriffen, da schickte ihm der Baron für seine Zeichnung einen Guldeu, wofür er sich die nöthigen

Sachen ankaufen sollte, die er etwa in der Zeichenstunde nöthig haben könnte.

Am folgenden Tage fand sich Jakob pünktlich im Hause des Baron's ein, und man führte ihn auf die Stube des Lehrers, wo er schon einen jungen Herrn und ein Fräulein bey ihrem Lehrer versammelt fand. Der Lehrer wies ihm einen Platz an und legte ihm verschiedene Zeichnungen vor, die er Anfangs nachzeichnen sollte, sagte ihm dabey die Vortheile und gieng nun zu seinen Schülern, die er unterdessen in der französischen Sprache unterrichtete; — denn der junge Herr hatte sich es verbeten, mit dem Tischlerjungen, wie er ihn nannte, zugleich Zeichenstunde zu haben! — Nach einiger Zeit sahe der Lehrer nach, und der emsige Jakob hatte seine Sachen recht leidlich gemacht; er machte ihm auf einige kleine Fehler aufmerksam, half ihm nach, ermunterte ihn, und nach Verlauf der Stunde sagte er ihm, daß er alle Tage, Sonnabends und Sonntags ausgenommen, um dieselbe Zeit wieder kommen könne. Jakob dankte für den gegebenen Unterricht, versicherte, daß er recht gern wiederkommen werde, nur bat er sich aus, daß er einige Zeichnungen mit sich nehmen

dürfe,

dürfe, um auch zu Hause fleißig zu seyn. Es wurde ihm erlaubt und in Zeit von einem Monat hatte er schon so große Fortschritte gemacht, daß der Lehrer den Baron versicherte: Es sey Schade, daß der junge Mensch so arme Eltern habe, seine Fähigkeiten und sein Fleiß ließen sehr viel von ihm erwarten! Er selbst könne ihm wenig mehr nützen, weil er die Zeichenkunst immer selbst nur als eine Nebensache betrachtet habe; indeß wolle er ihn nach Kräften ferner unterstützen, denn er habe ein wahres Vergnügen bey seinem bisherigen Unterricht gehabt! Jakob gieng also ferner in das Haus des Barons, wo dieser Herr selbst oft mit viel Vergnügen seinen Arbeiten zusahe, und daher gern die nöthigen Zeichnungen kaufen ließ, die ihm der Lehrer, für Jakob, besonders als nützlich empfahl. — Nicht so gern sahe ihn aber der junge Herr kommen, denn leider hatte der Lehrer oft Ursache, ihm den kleinen armen Tischlerjungen als Muster vorzustellen.

Einst kam Jakob, wie gewöhnlich, auf die Stube des Lehrers, als dieser noch nicht zugegen war; dagegen war der junge Herr und seine Schwester da. Diese trat zu ihm an den Tisch und sprach freundlich mit ihn, und Jakob

antwortete ihr nach seiner Art sehr artig, arbeitete aber immer fort. — Dem jungen Herrn verdroß das und er sagte daher zu seiner Schwester in gebrochenem Französisch: Wie kannst du doch mit einem so groben dummen Jungen reden, er steht nicht einmal auf! — Seine Schwester entschuldigte ihn mit seinem Fleiß, aber der Bruder fuhr fort auf Jakob zu schimpfen, und führte endlich seine Schwester am Arme von seinem Tische weg. — Der Lehrer kam, Jakob stand eherbietig auf, zeigte ihm seine Arbeit, zeichnete weiter, aber nach der Stunde bat er ihn, daß er ihm erlauben möchte, seine Zeichnungen alle mit nach Hause zu nehmen; und als der Lehrer ihm um die Ursache fragte, sagte er: Er habe heute von dem jungen Herrn gehört, daß er ihm im Wege sey, daß er es nicht gern sehe, wenn er hieher komme und er wolle nicht gern beschwerlich werden. — Der Lehrer fragte sogleich den jungen Herrn, aber dieser leugnete alles, denn er glaubte, Jakob habe ihn nicht verstanden; aber Jakob sagte ihn ganz ruhig: Lieber junger Herr, ich habe Sie wohl verstanden, wie Sie zu Ihrer lieben Fräulein Schwester sagten: Wenn ich nicht bald wegbleiben würde,

so

so wollten Sie gar nicht mehr in die Stunde kommen. Der junge Herr sagte zwar: das sey nicht wahr, er habe ihn nicht verstanden und nicht verstehen können, weil er französisch geredet habe; aber Jakob wiederholte ganz ruhig seine eignen schlecht französischen Worte – und alle erstaunten!

Ja, sagte er hierauf, der junge Herr hat freilich nicht geglaubt, daß ich ihn verstehen würde, aber ich habe mir ja die Ohren nicht verstopfen können, wie Sie französisch gelernt haben; ich verstehe Sie recht wohl, wenn Sie mit einander reden. Ich bin auch nicht böse, daß mich der junge Herr nicht gern sieht; ich bin freilich nur ein armer Tischlerjunge, aber ich will Sie auch nicht unwillig auf mich machen, und Sie wieder in Ihren Stunden stören — ich will zu Hause zeichnen, und es Ihnen von Zeit zu Zeit zeigen! (zum Lehrer) – Die Fräulein wollte ihn wieder beruhigen, der Lehrer redete ihm zu, aber er versicherte, er könnte nicht mehr mit Vergnügen zu Ihnen kommen, denn er wisse ja, daß ihn jemand nicht gern sehe. — Und wirklich blieb er von da an weg, zumal da auch sein Vater um diese Zeit immer schwächer wurde, und er nun

 mehr

mehr als vorhin auf dem Handwerke arbeiten mußte. —

Indessen war er nicht undankbar. Er verfertigte mehrentheils die Nacht über, um am Tage nichts zu versäumen, dem Fräulein, ein vortreffliches kleines Putzschränkchen, dem Junker einen sehr genau gearbeiteten Storchschnabel und brachte ihnen beydes am nächsten Weihnachtsfest zu einem kleinen Andenken. Dem Lehrer behielt er sich vor, bey mehrerer Zeit seine Dankbarkeit zu beweisen. — Der Baron schickte ihm für das Geschenk für seine Kinder ein ansehnliches Gegengeschenk in Geld, aber nichts konnte ihn vermögen, es anzunehmen.

Nach dem Tode seines Vaters mußte er fast, als ein Knabe von vierzehn Jahren, die Werkstatt desselben allein übernehmen. Seine Mutter hielt zwar einen Gesellen, aber Jakob war es, der alles angab, berichtigte, verbesserte; er gieng, die Bestellungen anzunehmen, bekam viel zu thun und besonders arbeitete er oft in dem Hause des Barons? Seine Mutter durfte sich um nichts bekümmern, sie hatte nie so ruhig gelebt.

Etwa ein Jahr nachher, als er das Haus des Baron's nicht mehr als Zeichenschüler besuchte, mußte er in einem Zimmer ein Täfelwerk aufreißen, und — da es hin und her viele Spalten hatte, — fand er, gerade als der junge Herr in's Zimmer trat, — ein Goldstück. Ohne sich zu bedenken, sagte er es demselben, und bat ihn, es seinem Vater einzuhändigen. Er brach darauf weiter auf und fand noch zwey — und steckte sie, weil eben Niemand da war, zu sich. Es ward Abend, es kam Niemand — am andern Morgen kam der Baron: Wie geht's Jakob? wird dir's sauer? — O nein! gnädiger Herr, antwortete er, aufreißen läßt sich's leichter, als wieder legen — ach! (er suchte in der Tasche,) ich habe noch zwey solche Stücke gefunden, wie ich schon dem jungen Herrn eins gegeben habe — hier! — Der Baron besahe sich die Goldstücke. — Gut, lieber Jakob, es sind Spielmarken, die schon lange vermißt worden sind! Du hast meinem Sohne schon eins gegeben?

Jakob. Ja, gnädiger Herr, schon gestern Nachmittags, ich hätte ihm auch gern diese gegeben, aber ich sahe ihn nicht wieder, und mußte sie bey mir behalten.

Der Baron wollte Jakob ein Trinkgeld geben; er weigerte sich. — So nimm es wenigstens für deine Ehrlichkeit! — Nein, gnädiger Herr, ehrlich seyn ist meine Schuldigkeit, und ich hätte die Dinger nicht behalten mögen, nnd wenn sie noch kostbarer gewesen wären; sie haben mich so schon in der Tasche gedrückt, daß ich sie so lange bey mir behalten mußte.

So bleibe ich in deiner Schuld, — doch, fuhr der Baron fort, ich habe gehört, deine Mutter befindet sich nicht recht wohl, und du hast ihr gestern das Glas Wein hinüber getragen, das du trinken solltest? — (Jakob wurde roth.) — Einer solchen Handlung darfst du dich nicht schämen, ich habe mich sehr gefreuet, da mir es gesagt wurde! — Gut, das ich mich daran erinnere! Er ging und ließ sogleich der Tischlerin eine Flasche guten alten Wein bringen. Aber kaum eine halbe Stunde darauf kam der junge Herr fast außer sich zum Saal herein:

Du hundsfüttischer Junge (redete er Jakoben an, und stieß ihn mit der geballten Faust in den Rücken, da er sich gerade bückte,) — wer hat dich heißen, meinem Vater sagen, daß du mir den Quark gestern gegeben hast? Du soll-

solltest froh seyn, wenn man ein Wort mit dir redet — unterstehe dich noch einmal — mir solchen Verdruß zu machen!

Um diese unwürdige Behandlung, die der arme Jakob von dem Junker erfuhr, sich zu erklären, muß ich erinnern: daß der junge Herr die Marke — die, wie er wohl wußte, von Silber und stark vergoldet war, an sich behalten, und wahrscheinlich für Naschwaare, oder eine Spielerey, schon weggeben hatte. — Um sich aus der Verlegenheit zu reißen, in die er gerieth, als sie ihm sein Vater abforderte, gab er vor, sie verlegt zu haben. Sie hat sich aber nie wieder gefunden.

Der arme Jakob, der nicht wußte, wie ihm geschah, und den Junker nicht verstand, fragte, womit er ihn beleidigt habe? — Aber er konnte keine Antwort erhalten, denn man hörte den Baron in der Nähe, und der Junker glaubte, er würde auf den Saal kommen. Er entfernte sich daher schnell, und Jakob — nahm mit dem Stoß verlieb und arbeitete ruhig fort. Niemand redete weiter davon.

Jakob drückte nach zwey Jahren auch seiner Mutter die Augen zu, und arbeitete nun, in seinem sechszehnden Jahre, als Tischlergeselle

bey

bey andern Meistern; er gieng darauf in die Fremde und kam als ein vorzüglich geschickter Tischler zurück. Sein gutes Glück führte ihn als Geselle in die Werkstatt eines Meisters, der eine einzige Tochter hatte. Er gewann sie lieb, hielt um sie an, und ihre Eltern gaben sie ihm gern. Er ward Meister und in kurzer Zeit kam er in einen so guten Ruf, daß er vier Gesellen beschäftigen konnte. Seine Arbeiten wurden ihm gut bezahlt, denn er arbeitete geschmackvoll und dauerhaft. Seine Schwiegereltern starben, er nahm ihr Haus an, und ist jetzt ein wohlhabender Mann, und nicht blos wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit, sondern vornehmlich wegen seiner bewährten Rechtschaffenheit von allen, die ihn kennen, geschätzt und geliebt.

Der stolze Junker würde in seinem sechszehnten Jahre Officier; bekam wegen seiner auffahrenden Hitze viele Händel, suchte sich durch glänzende Equipage, durch schöne Reitpferde, durch großes Spiel, durch kostspielige Lustparthieen auszuzeichnen, und gerieth in Schulden. Nach dem Tode seines würdigen Vaters lebte er noch herrlicher. — Aber seit zwey Jahren lebt er

nun mit seiner Schwester und ißt das Gnadenbrod. — Worin besteht also die wahre Ehre?

Gute und böse Laune.

Der Prediger Wacker besuchte eines Nachmittags einen Freund, und, weil er schon oft darum geberen worden war, nahm er dießmal seine beyden Kinder mit, einen Knaben und ein Mädchen von ungefähr acht bis neun Jahren. Seine Kinder waren ihm sehr lieb, sie waren beyde sehr gut erzogen, und da er wohl wußte, wie gefährlich oft den besten Kindern üble Beyspiele werden können, so hütete er sich wohl, sie in jede Gesellschaft mit zu bringen, in welche sie mit ihm zugleich gebeten wurden.

Oft hatte er es schon seinem Freunde abgeschlagen, der sie schon öfters zu seinen Kinder gebeten hatte, denn — er kannte diese Kinder noch nicht. Und, um es Euch im Vertrauen zu sagen, liebe kleine Leser! — der Prediger Wacker fürchtete: die Kinder seines Freundes möchten wohl nicht die wohlgezogensten seyn!

Warum

Warum er das befürchtete? fragt Ihr vielleicht? — Darum, weil er sie noch niemals in Gesellschaft ihrer Eltern gesehen hatte, wenn diese auch nur irgend einen Freund zum Besuch bey sich hatten. Denn, wären diese Kinder wohlgezogen, dachte er, warum sollten sich wohl ihre Eltern, oft auf ganze lange Nachmittage und Abende, die Freude versagen, sie um sich zu haben? Er selbst war nie froher, als in Gesellschaft seiner Kinder; und weil er sie nirgends besser aufgehoben glaubte, als unter seinen Augen, so bat er auch jedesmal seine Freunde, die ihn besuchten, daß sie ihm erlauben möchten, seine Kinder bey sich zu behalten. Aber freylich sahe das auch jeder gern, wer diese lieben Kleinen nur einmal kennen gelernt hatte. Sie waren gewohnt, sich allein zu beschäftigen; sie arbeiteten daher, wenn ihr Vater Besuch hatte, entweder jedes für sich an dem ihm angewiesenen Plätzchen, oder sie spielten mit einander; aber so still und so friedlich, daß man oft nicht wußte, ob sie da wären oder nicht! Hatten sie ja eine Bitte an Vater oder Mutter, so schlichen sie leise zu ihnen hin, paßten die Gelegenheit ab, wenn sie gerade Zeit hatten, mit ihnen zu sprechen, und nun

trugen

trugen sie ihre kleinen Wünsche bescheiden vor. Wurde ihre Bitte abgeschlagen, so giengen sie still zurück und sagten sich heimlich: daß Vater oder Mutter nicht könne! — wurde ihnen aber ihre Bitte zugestanden, so warteten sie ruhig, bis sie das Erbetene bekamen, oder giengen und thaten selbst, was ihnen erlaubt worden war.

Wären diese Kinder wohlgezogen, dachte daher Prediger Wacker, so würden sich ihre Eltern das Vergnügen, sie bey sich zu sehen, auf so lange Zeit nicht versagen; — aber vielleicht haben sie gar Ursache, sich ihrer zu schämen! Wie leicht könnte dann ihr übles Beyspiel meinen guten Kindern schädlich werden.

Indessen, da sein Freund nicht nachließ, ihn zu bitten, und da er zuletzt keine taugliche Entschuldigung mehr wußte, so gab er nach, doch unter der einzigen Bedingung, daß die Kinder in ihrer Gesellschaft bleiben möchten. Denn, sagte er, sie sind noch viel zu jung, als daß ich sie, ohne Aufsicht, sich selbst überlassen könnte. Sie sind überdieß von jeher gewohnt, in meiner Gesellschaft zu seyn, und würden sich wahrscheinlich nicht einmal sowohl befinden, wenn sie unter ihnen noch ganz unbekannten Personen, allein bleiben müßten. Sie könn-

ten dabey verlegen und schüchtern werden, und davor wünschte ich sie doch gern zu bewahren.

Sein Freund war das gern zufrieden, und so brachte er sie denn, wie ich vorhin schon erwähnte, eines Nachmittags mit sich.

Die Kinder seines Freundes waren zwar etwas älter als die seinigen; sie kamen ihnen aber, als sie ihre Ankunft erfuhren, sehr bescheiden entgegen, und schienen sehr erfreut, sie bey sich zu sehen. Es war unfreundliches Wetter, man mußte auf dem Zimmer bleiben. — Desto besser, dachte Prediger Wacker!

Die Knaben wurden bald bekannt, schwerer hielt es mit den Mädchen. Jene hatten sich schon hunderterley Fragen beantwortet, wußten sich schon mit ihren Namen zu nennen, kannten schon einer des andern Lieblings-Zeitvertreibe, — da saßen die Mädchen noch bey einander, und wußten noch nicht, ob sie einander ansehen sollten oder nicht; denn Malchen, so hieß die Tochter des Freundes, hatte üble Laune — das einzige, was sie Fritzchen, Wackers Tochter, gleich beym Empfang hatte sagen können.

Fritzchen war sonst immer heiter und sprach gern, aber da sie nicht wußte, ob Malchen's

üble

üble Laune eine Krankheit sey, — denn sie hatte diese Seelenkrankheit noch nie, auch nicht den Namen nach, gekannt, so fürchtete sie mit ihrem Sprechen ihrer neuen Freundin beschwerlich zu fallen, und saß still neben ihr und schwieg. Man sah es ihr an, daß sie Malchen bedauerte, und daß sie wenigstens durch ihren mitleidigen Blick ihr Bedauern zu erkennen geben wollte. Aber jetzt kam Kurt, Malchen's älterer Bruder, und bat Fritzchen und seine Schwester, daß sie doch an einem kleinen Spiele Theil nehmen möchten, auf welches sie gefallen wären! Wie verwunderte sich Fritzchen, als sie Malchens Antwort hörte. Denn, ohne erst zu hören, ob Fritzchen Gefallen an dem vorgeschlagenen Spiele finde, und ob sie es mitspielen wolle oder nicht, fuhr sie ihren Bruder sogleich unwillig an:

Ach! mit Euerm dummen Spiele! Laßt uns gehen, wir mögen nicht mit Euch spielen!

Ihr Bruder, der sie freilich besser kannte, als das gute Fritzchen, wendete sich ganz ruhig an diese allein: Ist es wahr, fragte er sie, wollen Sie auch nicht mit uns spielen?

Fritzchen — indem sie schüchtern auf Malchen hinsahe — Wenn Malchen nicht

Lust hat, so würde es wohl nicht schicklich seyn, wenn ich sie allein lassen wollte.

Nun sieh', sagte er hierauf zu seiner Schwester, du bist es also allein, die nicht Lust hat.

Aber vielleicht spielt Fritzchen gerade das Spiel gern.

Fritzchen wollte eben sagen, daß sie es nicht leugnen könne, als Malchen noch unwilliger, als zuvor, ihren Bruder anfuhr: Ihr Jungen könnt für Euch bleiben; wir wollen uns schon auch die Zeit vertreiben.

Malchen sprach, oder schrie vielmehr so laut, daß es nothwendig ihr Vater hören mußte. Er kam zu ihr, sagte ihr heimlich etwas in's Ohr, und nun stand sie mit verzerrter Miene auf, stieß den Stuhl, auf welchem sie gesessen hatte, auf die Seite, und setzte sich unmuthig an den Tisch, an welchem die Knaben spielen wollten. Fritzchen gieng ihr mit unruhigem Herzen nach, setzte sich neben sie, wollte sie bey der Hand nehmen, um sie zu besänftigen; aber Malchen riß ihre Hand schnell an sich: Nun so macht doch, und fangt an, sagte sie heftig zu ihren Brüdern.

Gleich! gleich! erwiederte der ältere, mischte die Karten und theilte sie aus.

Es waren auf diesen Karten Räthsel und Charaden abgedruckt; jede mitspielende Person bekam eine Charade und ein Räthsel, um sie aufzulösen. Nach einem Weilchen wurde herumgefragt, und wer nun sein Räthsel und seine Charade nicht errathen hatte, der mußte von einem andern Häufchen Karten eine ziehen, auf welchen verschiedene Strafen standen. Da hieß es denn, zum Beyspiel, auf diesen Strafblättchen:

Soll ein recht lustiges, oder auch ein recht trauriges Geschichtchen erzählen! oder:

Soll sagen, was ihm heute oder seit einer gewissen Zeit vorzüglich Angenehmes oder Unangenehmes begegnet ist! oder:

Soll sagen, warum es heute nicht mit sich zufrieden ist! oder:

Soll ein Liedchen singen! oder:

Soll jedem Mitspielenden etwas Verbindliches sagen! oder:

Soll an jedem Mitspielenden irgend einen Fehler tadeln, soll aber zur Strafe von allen, um irgend eines Fehlers willen, den man an ihm bemerkt, wieder getadelt werden, wenn er ohne Grund tadeln sollte! oder:

Soll sagen, welches unter allen Spielen ihm das liebste und das unleidlichste ist, und warum? oder:

Soll jedem etwas Angenehmes anwünschen — und dergleichen viele mehr.

Sonst war das für Fritzchen und ihren Bruder immer ein sehr angenehmes Spiel gewesen, wenn sie etwa einmal ein Paar ihrer jüngern Freunde bey sich hatten; die größte Freude machten ihnen immer die Strafen, die nach geendetem Spiel abgebüßt wurden; Ferdinand, Fritzchens Bruder, hatte es daher auch zuerst vorgeschlagen, zumal als seine kleinen Freunde ihm ihre Karten vorzeigten, und er ihm noch ganz unbekannte Räthsel und Charaden darauf las.

Das Spiel sollte eben seinen Anfang nehmen, aber kaum hatte Malchen ihre Karten überhin gelesen, so warf sie sie unwillig von sich: Wer soll denn das dumme Zeug errathen? sagte sie, ich mag nicht mitspielen, und damit wollte sie aufstehen. Ihr älterer Bruder hielt sie zurück, und bat sie, das Spiel doch nicht zu stören, und versprach, ihr andere Karten zu geben. Fritzchen und Ferdinand baten sie auch, und, sagte dieser, es ist ja recht hübsch,

wenn

wenn sie nicht leicht zu errathen sind, da bekommen wir ja desto mehr Strafen!

Malchen. Ja! da werde ich das einfältige Zeug hernach machen sollen! Ich mag nicht!

Kurt. Ich will die alten Karten holen, wenn dir die neuen zu schwer sind? — Er wollte aufstehen, um sie herbey zu bringen.

Malchen hielt ihn ungestüm zurück. — Ich mag nun einmal nicht! ich will gar nicht mitspielen, weil es ein dummes Spiel ist.

Kurt. Aber wenn es dir auch nicht gefiele, liebe Maline, du solltest es doch heute, Fritzchen und Ferdinand zu gefallen, mitspielen!

Malchen. Wenn Mosje Naseweis mir doch nicht sagen wollte, was ich zu thun habe? Es hätte sich wohl geschickt, daß ihr uns zuvor gefragt hättet, was wir spielen wollten, als daß ihr uns nöthigen wollet, das zu spielen, was euch gerade gefällt.

Ferdinand und Fritzchen wurden hochroth, als sie Malchen so reden hörten, sie waren beyde in der größten Verlegenheit, was sie thun sollten. Ihr Vater bemerkte in der Entfernung ihre Unruhe, und — als von ohngefähr, stand er von seinem Stuhl auf, kam zu ihnen, und

sagte ihnen, so daß es die übrigen leicht hören konnten: Bittet doch eure kleine Freundin, daß sie euch etwas auf der Harfe vorspielt! — Sie thaten es sogleich und so dringend als sie nur konnten; denn sie hofften, Malchen würde dabey am ersten die kleine Unannehmlichkeit vergessen, die sie beym Spiele gehabt hatte.

Malchen spielte sehr gut, und war sie zumal heiter, so sang sie auch mit dem angenehmsten reinsten Stimmchen dazu; ihre Harfe war ein vortreffliches Instrument — aber heute war Malchen nun einmal bey übler Laune, und da war nichts recht, da fehlte es an allem! — Da war die Harfe verstimmt, und sie traute sich nicht, sie zu stimmen, wiewohl sie sonst ein sehr gutes Gehör hatte und sehr gewöhnlich ihre Harfe selbst stimmte. Da war sie heiser und konnte keinen reinen Ton angeben. Da waren ihre Finger zu rauh — und der Kopf that ihr gleich weh, wenn sie nur die Saiten berührte! Genug, alles Bitten würde nichts bey ihr ausgerichtet haben, wenn nicht der Vater ihr wieder etwas heimlich in's Ohr gesagt hätte. Nun gieng sie endlich, die Harfe zu holen, und nachdem sie fast eine ganze Viertelstunde lang gestimmt und wieder eine Viertelstunde lang

nach einem gewißen Notenblatte gesucht hatte, fieng sie endlich an zu spielen, aber so schlecht und mit so sichtbaren Widerwillen, daß Prediger Wacker der erste war, der sie bat, nicht weiter zu spielen, wenn es ihr gar zu unangenehm seyn sollte. Malchen wurde darüber empfindlich und warf — doch nein! wir wollen ihr diesen Unverstand, den mancher, der sie hart beurtheilen wollte, Bosheit nennen würde, nicht zutrauen! Doch lehnte sie die Harfe so unvorsichtig an einen nahe stehenden Stuhl, daß sie umfiel, ehe noch jemand zugreifen konnte, und das schöne Schnitzwerk, welches am obern Vordertheil angebracht war, in viele Stücken sprang. Es fehlte nicht viel, so wäre ihr eigner Vater unwillig geworden, aber — auf das erste unfreundliche Wort, das sie von ihm hörte, entfernte sie sich plötzlich aus dem Zimmer, und — denkt Euch! — schlug die Thüre hinter sich so unsanft zu, daß die Fenster klirrten.

Prediger Wacker sah seinen Freund mit einem Blicke an, der dem guten Vater wehe thun mußte. Um es wieder gut zu machen, fragte er ihn schnell: ob sie vielleicht nicht recht wohl wäre? — Leider! nein, sagte der arme

Vater — es ist Seelenkrankheit, von der sie schwerlich jemals genesen wird. Die beyden Freunde giengen mit einander an ein Fenster und sprachen die längste Weile zusammen. Die Kinder traten zur Harfe hin, lasen die zerbrochnen Stücke auf, setzten sich dann wieder an ihren Spieltisch, und lasen, weil sie nichts bessers zu thun wußten, die Räthsel und Charaden. Endlich kam Malchen mit der Köchin, und setzte für die Kinder einige Erfrischungen zum Vesperbrod auf. Es war eine frische Milch, etwas Kuchenwerk, ein Teller voll Erdbeeren und ein anderer Teller voll süße Frühkirschen. Malchen legte vor, aber indem sie Fritzchen den ersten Löffel Milch auf den Teller gab, rief sie auch schon nach der Köchin. Sie kam.

Ist denn das die gute Milch, die du heute gebracht hast? fuhr sie sie an.

Die Köchin sagte ganz ruhig. Ja! Mamsell Malchen.

Malchen. Das ist nicht wahr! du hast entweder das Beste schon abgeschöpft, oder hast schlechtere darunter gegossen!

Die Köchin versicherte, daß weder etwas davon noch dazu gekommen wäre; daß sie den Topf ja nicht wieder in die Hand bekommen

habe,

habe, bis sie Malchen selbst ausgegossen hätte. —

Malchen. Aber sie sieht ja wie eine blaue Schürze! So kann sie kein Mensch essen. Geh gleich und gieß noch Rahm darunter;

Das alles sprach sie so schnell und mit solcher Heftigkeit, daß Fritzchen kein Wort aufbringen konnte. Sie hätte ihr gern gesagt, daß sie nie bessere Milch gegessen habe! Doch eben so gut, daß sie schwieg, wer weiß, welche Antwort sie bekommen hätte! Ihr Bruder kam wenigstens schlecht genug weg, als dieser ihr vorstellte: daß es doch sehr unschicklich sey, die Milch jetzt erst wieder wegnehmen und wer weiß wie lange darauf warten zu lassen. Jetzt antwortete sie ihm freilich nur wenig! Wenn er doch nicht reden wollte! Mosje Naseweis! (ein Lieblings-Ausdruck von Malchen) — das war alles, was sie ihm erwiederte; aber dafür vergaß sie ihn auch ganz, als sie die Milch, die endlich angekommen war, herum theilte. Kurt, aus Artigkeit gegen seine kleinen Gäste, ließ es gut seyn, ob er sie gleich sehr gern aß. Fritzchen und Ferdinand wollten ihm durchaus von ihren reichlichen Porzionen etwas abgeben, aber Kurt lehnte es ab, und Malchen ver-

sicher-

ſicherte: daß er nicht hungrig ſeyn könne, denn er habe Mittags mehr gegeſſen als ihm gut wäre.

Jetzt war die Milch gegeſſen und der Kuchen kam an die Reihe. Die Köchin wurde wieder gerufen: Bey welchem Becker haſt du denn den Kuchen geholt? das iſt ja ganz verbranntes elendes liebes Gut! — Und als ſie ihn nannte: Konnteſt du denn nicht zu einem andern gehen, wer ſoll denn das liebe Gut eſſen? — Die Köchin berief ſich auf ihre Brüder, die es ſelbſt gehört hatten, daß ſie durchaus zu dieſem Becker hätte gehen ſollen. Aber Malchen, ohne darauf zu hören, was ihre Brüder oder die Köchin ſagten, blieb dabey, daß ſie nicht recht gehört habe, daß ſie die Ohren immer irgend wo anders habe, wenn ihr etwas geſagt werde.

Das können doch aber die Erdbeere nicht alle ſeyn, fragte Malchen noch die Köchin, als dieſe ſchon die Thüre halb hinter ſich zugemacht hatte? Die Köchin hörte ſie nicht, konnte ſie vielleicht nicht hören — aber ſie mochte wolleu oder nicht, ſie mußte wohl hören, denn Malchen ließ nicht nach zu rufen, bis ſie zurückkam.

Sind denn das die Erdbeeren alle? schrie sie ihr entgegen, und ehe sie noch antworten konnte, mußte sie die empfindlichsten Vorwürfe hören, daß sie sich so lange hätte rufen lassen. — Wenn ich in der Küche bin, kann ich doch wahrhaftig nicht allemal hören, wenn Sie rufen, sagte endlich die Köchin. Und wie kann ich mir denn einbilden, daß Sie mich nach den Erdbeeren fragen werden? Sie haben mir sie ja selbst aus dem Gewölbe gegeben und sind hinter mir hergegangen, da ich sie hereintrug? — Dieß Gespräch wurde allmählich so ernsthaft, daß der Vater endlich den Schiedsrichter machen mußte. Die Köchin behielt freilich in so fern Unrecht, weil sie Malchen bey dieser Gelegenheit empfindliche Wahrheit sagte, die sie, eben weil es Wahrheiten waren, nur noch mehr aufbringen mußten, und die einem Dienstboten am wenigsten erlaubt sind, seiner Herrschaft zu sagen. Aber indem sie zur Thür hinaus gieng, sagte sie einige Worte, und so vernehmlich, daß es Niemand überhören konnte, die freilich bewiesen, daß es ihr oft schon nahe genug gelegt worden seyn müsse, einmal so derb sich zu erklären: Sie wolle Gott danken, sagte sie, wenn nur Ostern da wäre, um aus einem Dienste zu

kom-

kommen, in welchem, wie sie leider! zu spät erfahren habe, noch keine Magd über ein Vierteljahr ausgehalten habe?

Wie meynt Ihr nun, liebe Kinder, daß wohl Fritzchen und Ferdinand dieses Vesperbrod geschmeckt habe? Oder wie würde es Euch wohl geschmeckt haben, wenn Ihr an ihrer Stelle gewesen wäret, und das Alles mit angesehen und angehöret hättet? Und doch versichere ich Euch, daß ich noch sehr vieles verschwiegen habe; denn ich glaube nicht, daß gute Kinder sich darüber freuen können, wenn sie erfahren, zu welchen Unanständigkeiten oft Kinder verleitet werden, wenn sie sich von dem bösen Dinge, von der üblen Laune, beherrschen lassen. Malchens Bruder, Kurt, zumal, der ihr heute schon ein Paarmal Unrecht gegeben hatte, mußte besonders viel von ihr leiden. Er durfte sie nur um etwas bitten, oder sich selbst etwas nehmen wollen; er durfte nur mit seinen kleinen Gästen, oder mit seinem Bruder ein Wort sprechen — und jedesmal sagte sie ihm etwas Beleidigendes. Zum Glück war ihr Bruder nicht nur um zwey Jahr älter, sondern mehr noch als um zwey Jahr verständiger als sie, und trug ihre Unart mit vieler Geduld. Doch

wir

wir sehen, was Fritzchen und Ferdinand machen!

Das Vesperbrod war — aufgehoben, denn verzehrt war es bey weiten nicht, weil allen der Appetit vergangen war; da machte Prediger Wacker Anstalt zum Aufbruch. Aber indem er nach seinem Hut und Stock gieng, nahm ihn Malchens Vater bey der Hand und führte ihn wieder an das Fenster, wo sie vorher schon ziemlich lange mit einander gesprochen hatten. Die Kinder waren zum Abschied fertig. Die Knaben bedauerten aufrichtig, daß sie ihren kleinen Gästen so wenig Vergnügen hätten machen können und beredeten sich unter einander, sich zu einer andern Zeit wieder zu sehen. Fritzchen nahm so freundlich sie konnte Abschied von Malchen, und dankte ihr besonders für die viele Mühe, die sie und ihr Bruder ihr verursacht hätten, da sie zumal nicht recht wohl wäre. Malchen wollte ihr etwas Verbindliches erwiedern, aber es gelang ihr nicht. Es müßte denn das feine Compliment seyn, das sie Fritzchen machte, da sie ihr sagte: Mir fehlt nichts, man kann nicht einen Tag bey so guter Laune seyn, als den andern; es geht Ihnen gewiß manchen Tag nicht besser, wie mir. Nicht

wahr?

wahr? — Fritzchen wußte nicht, was sie ihr antworten sollte, aber Kurt hatte gehört, was seine Schwester gesagt hatte, und schnell sagte er daher Fritzchen: Ich dächte, ich wollte in ihre Seele antworten, liebes Fritzchen! Doch nein! Sie sind zu gut, als daß Sie auch nur Arges dabey denken könnten, was Ihnen meine Schwester sagte. — Mengst du dich schon wieder unter uns? schrie Malchen und wollte Kurten auf die Seite stoßen; dieser wich zurück, und indem er seine Schwester mit einem bedauernden Blicke ansahe, sagte er ihr: Du empfiehlst dich wahrlich sehr vortheilhaft! — Indeß hatten die Väter ihr Gespräch geendet, sie kamen zu den Kindern, und Prediger Wacker sagte Malchen und ihren Brüdern: daß er sich es von ihrem Vater ausgebeten habe, daß sie ihn alle drey nächsten Sonntag Nachmittags besuchen könnten. Dieß endete den neuen Zwist zwischen Kurt und Malchen. Kurt dankte im Namen seiner Geschwister für die gütige Einladung und sagte freudig zu, — und nun wurde der Abschied ernstlich. Schade, daß Kurt seine kleinen Freunde nur bis an die Hausthür begleiten konnte, — denn Malchen nahm auf der Treppe Abschied, weil sie vorgab,

noth-

nothwendig in der Küche zu thun zu haben — das Wetter war noch unfreundlicher geworden.

Still gieng Prediger Wacker, in seinen Mantel gehüllt, mit seinen Kindern nach Hause. Aber kaum hatten sie sich ein wenig hier erholt, so konnte Ferdinand sein Befremden nicht länger verschweigen, warum doch sein Vater Malchen und ihre Brüder so bald zu ihnen gebeten haben möge? denn er kannte ihn! Kinder, die sich so aufführten, wie Malchen, pflegte er sonst eben nicht so leicht zu sich zu bitten. Ferdinand äußerte sein Befremden zwar nur gegen seine Schwester und so heimlich, als er vermochte, aber sein Vater errieth ihn.

Ich habe auf den Sonntag unsern Kindern Gäste gebeten, sagte der Vater, wie von ungefähr, zu seiner Frau.

Doch wohl Malchen mit ihren Brüdern? erwiederte diese. —

Vater. Ja, und ich hoffe, es wird Euch doch lieb seyn? — (zu den Kindern.)

Ferdinand (etwas verlegen.) Kurt ist ein recht guter Junge, und wenn er und sein Bruder kommen, werden wir gewiß recht vergnügt seyn — aber —

Vater. Nun? aber — aber Malchen, glaubst du, wird euer Vergnügen stören? —

Ferdinand sah seine Schwester seitwärts an und spielte mit seinen Rockknöpfen.

Fritzchen. Vielleicht ist sie nicht immer so — so wie heute. Sie sagte es selbst, sie hätte üble Laune. Wenn sie nur nicht so heftig redete. Ihr armer Bruder dauerte mich! Und —

Vater. Und die Köchin nicht weniger, nicht wahr? —

Mutter. Ich kenne die Kinder noch gar nicht. Da ihre Mutter noch lebte, erinnere ich mich wohl, Malchen gesehen zu haben; sie muß ein schönes Mädchen geworden seyn.

Vater. Schön! sehr schön, aber (etwas bey Seite zur Mutter) leider! sehr verzogen! (Da die Kinder sahen, daß ihre Eltern etwas für sich sprechen wollten, so traten sie, wie sie das von jeher gewohnt waren, bescheiden zurück.)

Weißst du, was ich wünschte, sagte Fritzchen zu ihrem Bruder? — Nun? fragte Ferdinand.

Fritzchen: Daß die Mutter auch unser Minchen auf den Sonntag zu uns bäte!

Ferdinand (in die Hände klopfend und hüpfend vor Freude.) O! das wäre prächtig!

Ja,

Ja, gewiß! o, das ist gut! wir müssen sie bitten! Dann mag Malchen böse thun, wie sie will; Minchen bringt sie gewiß zurecht! O, das ist allerliebst!

Der Vater hatte der Mutter eben gesagt, wie sehr sein Freund wegen seiner Tochter besorgt sey. Sie mache ihm täglich Kummer, und gleichwohl habe er sie zu lieb, um sie wegen ihrer Unart zu züchtigen, und kenne kein Mittel mehr, womit er sie von ihrer Unart heile, die sie schon von ihrer frühesten Kindheit sich angewöhnet habe. Ihre Mutter habe ihrem kleinen Eigensinn immer zu viel nachgesehen; sie sey immer kränklich gewesen. — Manchmal gelinge es ihm durch gütige Behandlung, sie auf bessere Laune zu bringen, dann sey sie ein vortreffliches gutes Kind. Aber die Tage seyen selten, an welchen sie so wäre. Alles im Hause leide darunter, wirklich bleibe keine Magd über ein Vierteljahr bey ihm. — Und da jetzt die Mutter fragte, was er für Absichten habe, daß er sie zu ihren Kindern gebeten habe? — So sagte der Vater: Ich will einen Versuch machen, ob sie vielleicht in einem fremden Hause sich mehr beherrschen könne, und will zugleich Minchen herbitten lassen, ob es

vielleicht diesem guten Kinde gelingt, sie durch ihre glückliche heitere Laune umzustimmen. — Dieß letztere sagte der Vater gerade da, als Ferdinand sich so freudig bezeigte über Fritzchens Einfall. Und als daher die Eltern ihr Gespräch geendet hatten, und Fritzchen und Ferdinand sie baten: daß sie doch Minchen auf den Sonntag zugleich mit zu ihnen bitten möchten, — so kostete es freilich den Eltern nicht viel, ihnen diese Bitte zu bewilligen!

Wer Minchen war? wünschet ihr vermuthlich zu wissen. Sie war frühzeitig, schon in ihrem achten Jahre, Vater- und Mutterlose Waise geworden; ihr Vater ein armer, aber allgemein geliebter Lehrer an der Stadtschule, und ihre vortreffliche Mutter, die ihren Mann nur fünf Wochen überlebte, hatten ihr nichts hinterlassen, als das unschätzbare Gut einer immer heitern unschuldig fröhlichen Laune, die auch schon in der zarten Jugend, in welcher sie ihre Eltern verlohr, jedem, der sie kennen lernte, Achtung und Liebe zu ihr einflößte. Da überdieß ihr Körper ungemein schön gebildet war, so gewann sie schon das Herz eines jeden, der sie nur zum erstenmal sahe, und auch der finsterste Murrkopf wurde ihr Freund, und

wünsch-

wünschte, sie immer um sich zu haben, wenn er nur einmal durch die unschuldige Fröhlichkeit dieses liebenswürdigen Mädchens aufgeheitert worden war. Sie war unwiderstehlich, wenn sie sich an irgend einen Menschen anschmiegte, der traurig und mißvergnügt aussahe. Sie hatte nicht nöthig zu sprechen; ihr liebes freundliches Auge, jeder Zug ihres holden Gesichts, jede Bewegung ihres Körpers sagte jedem Traurigen und Mißvergnügten, daß er ein harter, gefühlloser, undankbarer Mensch seyn würde, wenn er nicht, um dieses guten Kindes willen, seinen Kummer oder seinen Schmerz nicht auf einige Zeit vergessen könnte; und man mußte gegen das Herz eines jeden den bösesten Verdacht schöpfen, der ihr dann noch widerstanden hätte, wenn sie zumal anfieng, zu bitten.

Glaubet aber nicht, daß sie darum besonders von Kindern so sehr geliebt wurde, weil sie vielleicht gern alles mitmachte, weil sie keinem etwas abschlagen konnte, weil sie gegen alle nachgiebig war! O nein! Ihr guter richtiger Verstand, ihr feines Gefühl von Schicklichkeit, das besonders von ihrer würdigen Mutter, mehr durch das Beispiel, das sie ihr gegeben hatte, als durch Lehren, ungemein zart gebildet worden

 war,

war, erlaubten ihr nie selbst etwas zu thun, oder zu etwas zu rathen, oder nur etwas mitzumachen, und in etwas zu willigen, was auch nur scheinbar die guten Sitten hätte beleidigen können. Lärmende, oder auch nur solche Spiele, wobey Kinder oft, auch bey der größten Vorsicht, Schaden nehmen, und Schrecken verursachen, oder wobey sie sich unter einander beleidigen können, spielte sie daher nie mit, und verhinderte es allemal, daß sie gespielt wurden. Doch wenn sie zugegen war, schlug auch Niemand gern ein Spiel vor, es müßte denn eins gewesen seyn, was sie schon selbst einmal angegeben hatte, und wobey man, wie immer, besonders froh gewesen war. Man überließ es ihr freywillig und immer einstimmig, die Spiele anzugeben, und nie fehlte es ihr, durch irgend eine Veränderung auch den gewöhnlichen Kinderspielen den Reiz der Neuheit zu geben. Alle Kinder ihrer Bekanntschaft liebten sie daher auch wie eine ältere Schwester, und man hielt nichts von den Kindern, bey welchen Minchen nicht gern war.

Wundern wird es Euch daher nicht, wenn ich Euch sage, daß viele gute Familien Minchen, nach dem Tode ihrer guten Mutter, zu sich

sich zu nehmen wünschten. Indeß zog sie doch den Aufenthalt bey einer alten Freundin und nahen Verwandten ihrer Mutter darum vor, weil diese ihrer guten Mutter, besonders in ihrer letzten Krankheit, Tag und Nacht beygestanden hatte, und weil ihre gute Mutter selbst ihr gerathen hatte, lieber zu dieser Freundin, die ohnehin Kinderlos war, als zu ganz fremden Menschen ihre Zuflucht zu nehmen. Bey ihr lebt sie nun, und unerachtet der oft sehr wunderlichen Launen dieser lieben Alten, ist sie doch sehr glücklich und zufrieden mit ihrer Lage, und hat durch ihr gutes Verhalten gegen ihre Pflegemutter schon das Gute bewirkt, daß sie durch ein Testament ihr alles das Ihrige nach ihrem Tode vermacht hat. Da der Prediger Wacker der Beichtvater ihrer Pflegerin ist, und er sie und sie ihn oft besucht, so sehet ihr wohl, daß es nicht schwer werde gehalten haben, von ihr die Erlaubniß zu erhalhalten, daß Minchen den nächsten Sonntag seine Kinder besuchen konnte, so ungern sie sich auch sonst nur auf ein Stündchen von ihr trennte.

Der Besuch.

Der liebe Sonntag kam, den Ferdinand und Kurt mit großer Sehnsucht herbey gewünscht hatten, dem Fritzchen nicht ohne Unruhe, Malchen, — weil sie sich gern putzte, mit innigem Vergnügen, Minchen aber mit der zärtlichen Besorgniß entgegen sahe, ihren kleinen lieben Freunden den Nachmittag recht angenehm hinbringen zu helfen. Sie dachte nach, womit sie ihrem Fritzchen und ihrem Ferdinand wohl eine Freude machen könne; denn daß sie fremde Kinder bey ihnen antreffen würde, war ihr nicht gesagt worden. Auch kannte sie Malchen und ihre Brüder noch gar nicht; denn der Vater dieser Kinder hatte bisher jährlich immer nur einige Wochen in der Stadt, die übrige Zeit aber mit seiner Familie auf einem kleinen Landgute verlebt, das er ungefehr eine Meile von der Stadt besaß. Nicht immer hatten ihn seine Kinder nach der Stadt begleitet, und war es geschehen, so waren sie doch selten ausgekommen. Außer dem Prediger Wacker hatte er auch nur wenig Bekannte,

die ihn besuchten. Seiner Kinder wegen hatte er sich jetzt erst entschlossen, seinen Aufenthalt auf einige Jahre ganz in der Stadt zu nehmen, wozu er in einer der Vorstädte sich ein artiges Haus und Garten schon vor einiger Zeit erkauft hatte.

Aber, lieben Kinder, nun soll ich Euch wohl diesen Nachmittags-Besuch erzählen? Freilich soll ich, aber weit lieber wünschte ich, Euch bey der Hand nehmen, und mit Euch in Prediger Wackers Haus gehen zu können, um da mit Euch mein kleines Völkchen, und vor allen Dingen, meinen kleinen Liebling, Minchen, und das zwar — als unsichtbare Zuschauer, zu beobachten! Aber was hilft das Wünschen? Ich muß schon sehen, wie ich Euch, so gut ich kann, erzähle, wie diese Kleinen ihren Nachmittag zubrachten.

Malchen und ihre Brüder kamen zufällig ein Viertelstündchen früher als Minchen, und Ihr könnet wohl denken, daß Ferdinand seinen Kurt nicht auf der Stube erwartete. Er hatte lange schon durch's Fenster gesehen, da entdeckte er sie endlich, als sie um die nächste Gassenecke herum kamen, und, so still er sonst war, schrie er doch dießmal vor Freuden auf! — Kurt!

 Kurt!

Kurt! — und — komm, Fritzchen! — Aber obschon Fritzchen auch nicht säumte, konnte sie doch an seiner Hand nicht mit fort. Sie ließ ihn los und er war schon an der Thür, und warf seinem kleinen Freunde Küsse entgegen, da Fritzchen erst an die Treppe kam, um herunter zu gehen. — Dieser Umstand ist unbedeutend; aber doch nicht so sehr, als man denken sollte. Denn als nun Malchen mit ihren Brüdern in's Haus trat, und nur Ferdinand allein da war, so verzog sich im Augenblick ihr Mund, und als nun Fritzchen die Treppe vollends herabkam, und mit herzlicher Freude ihre kleinen Gäste begrüßte, so wußte Malchen kaum, ob sie den Kuß erwiedern sollte, den ihr Fritzchen auf den Mund drückte. Noch schlimmer ward es, als jetzt Ferdinand ganz unbefangen mit seinem Kurt, Hand in Hand, die Treppe vor den Mädchen hinanstieg. — Das muß ich gestehen, rief sie ihrem Bruder nach, — freilich sollte es Ferdinanden gelten! — Du bist sehr artig, daß du vor Mamsell Fritzchen die Treppe hinanläufst.

Ferdinand, der seinen Fehler bemerkt — O verzeihen Sie ja, liebes Malchen, über der Freude, Sie und Ihre lieben Brüder bey uns zu

sehen,

sehen, vergaß ich wirklich, was ich einem so lieben Besuch schuldig war, und — indem er Kurt's Hand los ließ, und zurück, neben den Mädchen vorbey gieng, da haben wir ja unsern guten Moritz gar im Stiche gelassen.

Moritz (der jüngere Bruder Malchens.) Schadet nichts, Kurt läßt mich nicht im Stiche.

Nein! guter Junge, sagte Kurt, als er jetzt herauf war, du hast mir ja Ferdinand abgetreten, dafür will ich dir auch bey Fritzchen nicht in den Weg kommen.

Fritzchen, die das hören konnte, — So? (Zu Kurt.) Ich bin Ihnen also wohl eine sehr unbedeutende kleine Person, daß Sie mir eine solche Artigkeit unter die Augen sagen können?

Kurt wollte sich eben vertheidigen, daß er es nicht so schlimm gemeynt habe, als seine Schwester seine Parthie nahm, und Fritzchen ziemlich unartig sagte: Sie werden doch Scherz verstehen?

Fritzchen. Gewiß, liebes Kind! (zu Kurt, indem sie ihm die Hand reichte.) Nicht wahr, wir sind darum doch gute Freunde?

Kurt küßt ihr, ehe sie es hindern kann, die Hand. — Auf immer!

Malchen hatte den Handkuß bemerkt und schüttelte mit dem Kopfe. — Sonderbar!

Ferdinand hatte, unterdessen dieß noch im Vorsaale vorgieng, die Thüre zu der Stube geöffnet, wo die Eltern die Kinder erwarteten. Der Auftritt im Vorsaal, auf der Treppe und im Hause hatten Malchens Gesicht schon in ziemlich verdrießliche Falten gebracht. Ferdinand und Fritzchen waren schon verstimmt. Kurt war ärgerlich über seine Schwester — alle hatten viel Mühe, heiter zu scheinen, als ihnen jetzt die Eltern entgegen kamen.

Sie haben so befohlen, wollte Malchen Fritzchens Mutter sagen, aber noch ehe sie das letzte Wort heraus hatte, küßte diese würdige Frau Malchen und versicherte ihr, daß sie sich freue, die Tochter einer ihrer liebsten Freundinnen bey sich zu sehen, und daß sie nichts mehr wünsche, als daß ihre Tochter, Fritzchen, Malchens Liebe und Freundschaft gewinnen möchte. Der Vater Wacker sprach unterdessen mit Kurt und seinem Bruder, ließ sie ihre Hüte ablegen, und — indem er sich zu allen wendete: Nun Kinder, sagte er, thut so, als ob Ihr bey Eurem Vater wäret, je froher Ihr unter einander seyd, je angenehmer wird mir's seyn. Fritzchen,

chen, Ferdinand, suchet Eure lieben Gästchen zu unterhalten, bis Minchen kommt, dann wißt Ihr, wo Ihr uns findet! — Vater und Mutter ließen nun die Kleinen allein.

Minchen? fragte Malchen, das ist der Name einer Schwester von Ihnen, die ich noch nicht kenne?

Nein! erwiederte Fritzchen, es ist eine sehr liebe Freundin von uns, o! ein allerliebstes gutes liebes Mädchen, die Fröhlichkeit und Heiterkeit selbst, und gefällig und geschickt!

Fritzchen war einmal begeistert von ihrem Minchen, und wollte fortfahren, ihr Herz sprechen zu lassen, als sie plötzlich die Kälte auf Malchens Gesicht las, mit der sie ihr zuhörte. Sie brach daher schnell ab. Nun? fragte Malchen, warum fahren Sie nicht fort? Sie machen mich sehr begierig, das kleine Wunder kennen zu lernen.

Ja! das ist auch wahr, sagte Fritzchen etwas ruhiger, Sie werden Sie ja selbst kennen lernen. Aber damit Sie sehen, ob ich zu viel sage — wollen Sie so gütig seyn, und mit mir kommen — Und so führte sie Malchen an ein kleines Schränkchen, schloß es auf: Sehen Sie einmal — das ist alles Minchens Arbeit.

Malchen. Das sind ja Puppen — wie alt ist denn ihr Minchen?

Fritzchen etwas verlegen. — Puppen? meynen Sie? Je nun ja! wenn Sie wollen? aber doch, wie Sie sehen, eine ganz eigne Art Puppen? (Sie schloß ihr Schränkchen wieder zu.) — Sie haben gewiß auch Unterricht in der Erdbeschreibung bekommen, und vielleicht haben Sie auch Campens kleine Reisebeschreibungen für Kinder gelesen? — Nicht?

Malchen. Ja! Mein Bruder Kurt hat uns immer Abends daraus vorlesen müssen.

Fritzchen. Nun, da haben Sie doch auch von den vielen fremden Völkern gehört, die so viele tausend Meilen von uns entfernt leben, und von ihren besondern Gewohnheiten und Arten, sich zu kleiden?

Malchen (die sichs merken läßt, daß ihr dieß Gespräch Langeweile macht.) Je nun ja — nun?

Fritzchen. Und haben Sie da niemals gewünscht, daß Sie doch die Menschen in ihrer sonderbaren Kleidung sehen möchten? — Nun? merken Sie bald, was das für Puppen sind? — Was wünschen Sie zu sehen? — Eine Grönländerin? Eine Samojedin? Eine Neuseeländerin? Eine Mexikanerin?

Was? was? rief Kurt, der eben mit Ferdinand vor seinem Naturalienkabinett stand. So nennte wenigstens Ferdinand ein Schränkchen, das ihm sein Vater hatte machen lassen, welches von unten bis oben aus lauter Ausziehkästchen bestand, in welchen er auf großen Pappen, welche herausgenommen werden konnten, die Zinnfiguren geleimt hatte, welche bey Dreyßig in Halle verkauft werden, und welche die vierfüßigen Thiere, Vögel und Fische, und auch die verschiedenen Völker in ihren National-Trachten, ziemlich treu darstellen. — Was? was? rief Kurt, als er Fritzchen jene Namen nennen hörte, und ihr zugleich das Schränkchen aufmachen sahe, in welchem sie schon gegen zwanzig von Minchen gefertigte Puppen aufbewahrte, welche die Trachten mehrerer fremden Völker darstellten! —

Kurt kam herzu, Ferdinand und Moritz folgten ihm. O! das ist allerliebst — darf man sie näher besehen? bat Kurt. — Recht gern! sagte Fritzchen, und reichte ihm eine Figur nach der andern hin. Kurt konnte nicht fertig werden, sich zu verwundern. — Aber wo in aller Welt haben sie diese scharmanten Figuren her? fragte er endlich. —

Du

Du wirst den kleinen Tausendkünstler heute noch kennen lernen, antwortete ihm Ferdinand!

Nun, sagte Kurt, da bestelle ich mir gleich auch eine Parthie bey ihm; mein Vater erlaubt mir das gewiß!

Fritzchen und Ferdinand lachten. — Du denkst wohl, es ist ein Schneider, der sie macht? fragte Ferdinand lachend?

Kurt. Nun freilich — ist denn das so lächerlich? Wer denn sonst?

Malchen, die schon lange diese Unterhaltung überdrüßig gewesen war — (empfindlich.) Wer wird auch darauf fallen können, daß sich ein erwachsenes Mädchen noch mit solchen Spielereyen abgiebt — mit Puppen! — das muß ich gestehen!

Ferdinand. Ein Mädchen hätte sie gemacht? —

Fritzchen. Eine sehr liebe Freundin von uns; die freilich wohl diese Spielerey, wie Malchen es nennt, nicht gemacht haben würde, wenn sie es nicht aus Liebe zu meinem Bruder gethan hätte, der einmal auf den drollichten Einfall kam, seine Zinnfiguren sich von einem Drechsler, nach einem größern Maaßstabe, von Holz nachmachen zu lassen. Das fiel nicht gut

aus,

aus, und unsere immer gefällige Freundin versprach ihm, als er eben ein wenig darüber verdrüßlich war, daß sein Einfall von dem Drechsler so schlecht war ausgeführt worden, selbst einen Versuch zu machen, seinen Einfall auf eine andere Art auszuführen. Sie bat sich Anfangs nur eine aus, und ein Paar Tage darauf brachte sie ihm hier — diese Kamtschadalin — (sie nahm sie aus dem Schränkchen und zeigte sie Kurten.)

Kurt, (der sie aus Fritzchens Hand nimmt und betrachtet,) O wahrhaftig, so natürlich, — o! zeige doch einmal die Zinnfigur her, nach der sie gemacht ist!

Ferdinand holt sie aus seinem Schränkchen herbey, und bringt zugleich eine Beschreibung der Sitten, Gewohnheiten und Kleidungen der Völker mit, die er schon in Zinn abgebildet besaß, und die er, unter der Leitung seines Vaters, aus verschiedenen Reisebeschreibungen selbst zusammengetragen hatte. — Hier, sagte er, indem er ihm die Zinnfigur hinreichte, und nun höre zugleich die Beschreibung der Kleidung und des ganzen äußerlichen Ansehens einer Kamtschadalin, und vergleiche sie mit dieser Puppe, wie deine Schwester sie

 nennt,

nennt, und sage dann, ob man mehr fordern kann!

Er fieng an zu lesen, Kurt sah immer mit sichtbarem Vergnügen, und unter abwechselnden freudigen Ausrufungen, bald Minchens kleines Kunstwerk, bald die Zinnfigur an — Fritzchen, die sich mit ihm und über seinen Beyfall, den er Minchens Arbeit gab, zugleich freute, vergaß ganz, daß ein Malchen bey ihr war, — und diese, die die größte Langeweile dabey fühlte, und sich schon lange darüber heimlich geärgert hatte, daß man über solche Kindereyen ein so großes Aufhebens machen könne, — war gleich, als Ferdinand anfieng zu lesen, an's Fenster getreten — um ihren Aerger zu verbergen, — oder vielleicht auch wohl — um desto deutlicher zu erkennen zu geben, — daß sie Langeweile habe. Sie hatte nicht lange so gestanden, als sie auf ein Kind aufmerksam wurde, welches an der Hausthüre des gegenüberstehenden Hauses sich in die Höhe dehnte, um mit den kleinen Händchen das Schloß zu erreichen, und sie zu öffnen. Vielmals setzte es an, — es gieng nicht, es rufte, Niemand hörte es, endlich fieng es bitterlich an zu weinen und setzte sich an der Thüre nieder. Da kam ein sehr wohl ge-

kleidetes junges Mädchen die Straße herauf; kaum bemerkte diese das Kind, so gieng sie zu ihm, streichelte ihm die Backen, fragte, was ihm fehle, und da es ihr schluchzend gesagt hatte, daß es nicht die Thüre aufmachen könne, hob sie es auf, machte ihm die Thüre auf und führte es in's Haus. In einem kleinen Weilchen kam sie mit einer Frau, wahrscheinlich der Mutter des Kindes zurück, die ihr zu danken schien, — sie machte sich freundlich von ihr los und hüpfte, indem sie einen Blick auf die obern Fenster, und da sie Malchen gewahr wurde, die sie für Fritzchen hielt — einen Kuß dieser zuwarf, so schnell in Wackers Haus herüber, daß Malchen, die auch artig seyn konnte, nicht so geschwind das Fenster öffnen konnte, um Artigkeit mit Artigkeit zu erwiedern.

Fritzchen wurde durch das Geräusch, welches Malchen beym Oeffnen des Fensters machte, jetzt erst gewahr, daß diese von ihr gegangen war, und da Malchen zugleich auf die Straße grüßte, so vermuthete sie bald, daß wahrscheinlich Minchen kommen werde. — Geschwind, geschwind weg damit, — rief sie. — Sie kommt, sie kommt! — und pfeilschnell verbarg sie Minchens künstliche Puppen in ihr

Schränkchen. Ferdinand eilte, die Thüre zu öffnen, aber indem er es wollte — trat sie schon selbst herein! —

Wie? — sagte sie, indem sie Malchen und ihre Brüder bemerkte — Ihr losen Leutchen habt fremden Besuch, und habt mir es nicht sagen lassen? — (Sie küßte Fritzchen,) — und — (indem sie auf Malchen zugeht) — wer ist denn dieses liebe Mädchen? — Wahrhaftig ein allerliebstes Gesichtchen — aber was soll an diesem schönen Munde dieser säuerliche Zug? — darf ich ihn wegküssen? — und damit küßte sie Malchen, die über und über roth geworden war, als sie von einem so schönen Mädchen, als Minchen war, sich so loben, aber zugleich auch auf eine so feine Art, um ihrer verdrüßlichen Miene willen, sich tadeln hörte. — Sie sind gewiß fremd hier? fuhr Minchen fort — und das sind vermuthlich ihre lieben Brüderchen?

Fritzchen machte sie mit ihnen bekannt, und bat sie nun alle, daß sie ihr in den Garten folgen möchten, wo Vater und Mutter sie erwarteten. —

Wollen Sie mir erlauben, sagte Minchen zu Malchen und Moritz, denn Ferdinand und Kurt standen schon Arm in Arm marschfertig,

fertig, daß ich sie anführe, denn ich bin hier wie zu Hause, und faßte beyde, Malchen an die rechte und Moritz an die linke Hand — doch, fuhr sie fort, ehe wir weiter gehen, darf ich Ihnen einen Vorschlag thun? Ich weiß zwar noch nicht, ob ich so glücklich seyn werde, mir Ihre freundschaftliche Liebe zu gewinnen, aber — ich habe darin eine ganz eigne Grille, Menschen, die mir gleich beym ersten Anblick so lieb werden wie Sie — (Sie küßte Malchen) kann ich nicht gern Sie nennen! — darf ich Sie, ohne Sie zu beleidigen, als ein Schwesterchen ansehen? —

Malchen war überrascht. Sie war stolz, wußte noch nicht genau, wer Minchens Eltern waren, indeß das liebe freundliche Auge, mit dem Minchen sie ansah, der sanfte, sogleich an's Herz gehende Ton ihrer Stimme, die Zärtlichkeit, mit der sie sich an sie anschmiegte, waren unwiderstehlich — sie wollte Ja! sagen, oder doch etwas Aehnliches, was einem halberzwungen Ja! ähnlich seyn mochte, aber noch, ehe sie es heraussagte, schlang sich Minchen an ihren Hals und küßte sie — Ja! ja! ja! Schwester Malchen! — und nun, — kommt Kinderchen — und als ob sie Malchen ihre

Leichtigkeit mitgetheilt hätte, hüpften beyde die Treppe hinab, Fritzchen und Moritz und dann Kurt und Ferdinand hinter drein! — über den Hof in den Garten.

Da sind wir, sagte Minchen, als sie zu der Laube kamen, in welcher Vater und Mutter, ersterer die Zeitungen, letztere eine weibliche Arbeit in der Hand, vor einem Tische saßen, auf welchem Caffee, Thee, zwey Flaschen Milch, Gebacknes und Obst stand. — Da sind wir und herzlichen Dank, (sie küßte beyden die Hand,) für Ihre gütige Einladung und zugleich für die Ueberraschung, mit diesem lieben Mädchen, (sie warf ihren Arm um Malchen und sahe sie so zärtlich an, daß Malchen selbst so freundlich wurde, als man sie noch nicht gesehen hatte. Sie putzte nun an ihr herum, was sie vielleicht zerdrückt hatte, und da nun alle nach einander in der Laube sich eingefunden hatten, gieng sie an den Tisch, faßte die Caffee-Kanne, — darf ich? fragte sie die Mutter Wackerin. Es ist ja immer dein Aemtchen, erwiederte diese. — Und nachdem sie Vater und Mutter Caffee eingeschenkt hatte, fragte sie Malchen und ihre Brüder, was sie gern hätten? bediente alle, sagte jedem, wenn sie

ihm

ihm die Tasse oder das Glas mit Milch überreichte, etwas Angenehmes, und als sie so für alle sorgte, bey jedem ein wenig verweilte, hier noch ein wenig Zucker, dort noch etwas Rahm, dort noch ein Stückchen Kuchen hinzuthat, vor allen Dingen aber Malchen im Auge behielt, als ob sie wüßte, daß sie besonders um dieser willen eingeladen worden sey — vergaß sie dabey sich selbst so ganz, daß der letzte Tropfen Caffee, von dem sie manchmal doch so gern ein Täßchen trank, schon ausgegossen war, als Fritzchen bemerkte, daß Minchen selbst noch nichts genossen habe!

Man wollte sie bedauern; Fritzchen sollte noch ein Paar Tassen bey der Köchin besorgen. Nein! Mutterchen, sagte sie zu Mutter Wackerin, — heute nicht! Fühlen Sie nur, (sie reichte ihr die Hand hin,) wie warm ich bin, und ich habe weder Hunger noch Durst. Ich bin heute ganz Freude, nur verzeihen Sie mir (zu Vater und Mutter) — wenn ich vielleicht zu munter bin! Und daß ich es werde, ist leicht möglich, wenn mir es zumal gelingt, die kleine liebe Ernsthafte da — (sie umfaßte Malchen und setzte sich dicht zu ihr hin) ein wenig aufzuheitern. Sehen Sie nur, (zu Vater und

Mutter) nicht wahr, diese kleine finstere Falte da auf der Stirne, sollte gar nicht in einem so lieben Gesichtchen seyn? Und hier und hier, wo ein Paar Grübchen sie so anziehend machen, wenn sie einmal so freundlich ist, wie jetzt, — da sollten sich solche kleine säuerliche Züge einnisten dürfen? — Nein! durchaus nicht. — Denn krank bist du nicht, nicht wahr, das bist du nicht? und so jung und so ein schönes Mädchen? Wo sitzt dir's denn? — Komm, komm, du mußt mir beichten, ich lasse dich nicht los. — Und damit nahm sie sie, und führte sie aus der Laube!

Nun? meine Maline? was fehlt dir? — Ich kann dich nicht so finster sehen — oder ich verliehre selbst meine Munterkeit, und das wirst du doch nicht wollen? — Nun? rede, wo sitzt dir's im Köpfchen oder im Herzchen? Bist du beleidigt? — Von meiner Fritzchen doch nicht? das ist unmöglich — kennst du sie? so weißt du auch, daß es kein besseres, sanfteres, gutmüthigeres Mädchen geben kann. Von wem also! — doch ich wüßte nicht — nun sag doch! So drang sie fast fünf Minuten mit allen ersinnlichen Liebkosungen in sie ein. — M a l c h e n war wirklich gerührt, es war ihr

eines Theils unangenehm, daß Minchen so sehr in sie drang, denn was konnte sie ihr antworten? — Daß sie üble Laune habe? — wie sie Fritzchen sagte, — das traute sie sich Minchen nicht zu gestehen. Doch war ihr Minchen auch schon lieb geworden, denn so war ihr noch kein Mädchen ihres Alters, und zumal ein so liebenswürdiges Mädchen, mit Liebe entgegen gekommen, so hatte sie noch Niemand vorgezogen, so hatte noch Niemand zu ihr gesprochen, wie dieses gute Mädchen. — Sie war so von ihr in die Enge getrieben, daß sie, als sie ihr jetzt etwas sagen wollte, vor Rührung nicht sprechen konnte. Minchen bemerkte es, und auch ihre Augen wurden feucht. — Sie umfaßte sie mit beyden Armen. Nun, heraus damit, du bist gerührt, läßt du deine Freundin, — sieh' mir in's Auge, ob ich's bin — lässest du deine Freundin vergeblich bitten? —

Ich will dir alles sagen, antwortete endlich Malchen, und fast schluchzend — nur in diesem Augenblick laß mich zu mir selbst kommen. — Ich habe keinen Menschen, der mich liebt. — Meine Mutter starb mir schon vor mehrern Jahren; mein Vater kann sich nicht mit mir beschäftigen — meine Brüder haben ihre eig-

nen Zeitvertreibe. Wir lebten bisher auf dem Lande; wenige Freunde besuchten uns, und kamen wir ja einmal in die Stadt, so sahen wir nur einige alte Bekannte meines Vaters —

Du hast also immer Langeweile, fuhr Minchen fort, da wirst du dann verdrüßlich, zankst dann vielleicht mit deinen Brüdern, nun lassen die dich noch mehr allein. Am Umgang mit Mädchen unsers Alters hat dir's gefehlt, und wenn ja jemand zu dir kam, dann machtest du ihnen vielleicht ein so saures Gesichtchen, wie du heute mir machen wolltest? Nun gefielen sich die jungen Leutchen nicht bey dir, und du warst auch unzufrieden mit ihnen — ihr suchtet einander nicht mehr auf. — Nicht wahr? oder habe ich dich falsch verstanden? — Malchen schwieg, und lehnte ihren Kopf an Minchens Achsel. —

Armes Kind, fuhr sie fort, — da ist's denn kein Wunder, wenn du nicht viel frohe Stunden hattest und sich in dein liebes Gesichtchen solche kleine Falten eingruben. — Aber das gestehst du doch, liebe Maline, daß du an deinen kleinen Verdrüßlichkeiten und an deiner öftern übeln Laune zum Theil selbst Schuld warest? — Sieh', ich will dir sagen, wie es mit dir zu-

gieng;

gieng; — denn so heiter du mich jetzt siehst, ich habe bey meiner guten Tante, bey der ich jetzt lebe, und die mich als Kind angenommen hat, nicht immer die heitersten Stunden, und kann daher (sie gab sich scherzend eine wichtige Miene) aus Erfahrung reden! Du fordertest gewiß von andern, wie, zum Beyspiel, von deinen Brüdern, ein wenig zu viel. Fodertest, wenn du bey schlechter Laune warst, daß sie dich aufheitern, oder in allen Stücken sich nach dir richten sollten! Aber, mit Erlaubniß, liebes Kind, — da fodertest du etwas Unmögliches und machtest allemal Uebel ärger. Willst du, daß andere gegen dich gefällig seyn, daß sie dich aufheitern sollen — so sey du erst gegen sie gefällig, so sey du erst heiter. Mit übler Laune jagst du alle Freude und alle Freunde von dir. — Du sagst vielleicht, das läßt sich nicht geben? — O ja! liebes Kind. Man kann sehr viel, wenn man will. —

Sieh', wie ich zu meiner guten Tante kam, war ich das heiterste Mädchen, das du dir denken kannst. Aber meine Eltern waren selbst immer heiter, sie lächelten mir immer freundlich entgegen; was ich wünschte, thaten sie, denn ich hatte wenig zu wünschen. Meine

Tante

Tante hatte mich zwar auch sehr lieb, aber sie war oft kränklich, ein wenig eigensinnig und zu manchen Zeiten konnte ich mit aller Mühe kein freundliches Gesicht von ihr bekommen. Da hieng ich oft das Köpfchen auch, ward auch verdrießlich — und mancher schöne Tag gieng mir auf die unangenehmste Art verlohren. Ich wurde dabey von Tage zu Tage verdrüßlicher, und nur, wenn ich einmal hieher kam, konnte ich wieder recht froh seyn. — Da fiel mir einmal, wie von ungefähr, die Frage ein, als ich einmal einen recht frohen Tag hier zugebracht hatte, warum ich doch zu Hause nicht auch so froh seyn könne? — Und da ich mir nichts darauf zu antworten wußte — denn das wußte ich mir ja wohl zu sagen, daß es meine Pflicht sey, die üble Laune meiner guten Tante nicht nur zu ertragen, sondern sie auch aufzuheitern, sie, die mich wie ihr eignes Kind behandelte, und mir oft die stärksten Beweise ihrer herzlichen Liebe zu mir gegeben hatte — so nahm ich mir von der Stunde an vor, — nie wieder verdrüßlich zu werden, und, wo möglich, mich in derselben heitern Stimmung zu erhalten, in der ich an diesem Tage zu Hause kam. — Und nun frage meine kleinen Freunde, ob es mir

gelun-

gelungen ist, ob sie mich noch einmal hier, oder zu Hause verdrüßlich gesehen haben! — Wird es manchmal meine Tante, so geh ich so lange um sie herum, bis sie wieder freundlich wird, — und seh ich das, nun küß ich sie so lange, bis sie mir verspricht, recht heiter zu seyn, — und wenn ich vorher oft mit ihrer Magd schmälte, und diese oft ungehalten auf mich ward, auch wohl gar mich bey der Tante verklagte — jetzt ist daran nicht mehr zu denken, sie hat mich so lieb, daß sie das Leben für mich ließe, — und überhaupt sehe ich, daß ich mich unendlich wohl dabey befinde, immer heiter zu seyn — denn, wenn ich mir nicht zu viel schmeichle, überall hat man mich lieb, und sieht mich gern, wo ich hinkomme! — Nun, das war eine Predigt — nicht wahr? und über mich selbst? — Ich habe das Herz auf der Zunge, und — tadle mich immer deshalb, wenn du willst, nur Kind — folge! wenn du dich selbst liebst! folge guten Rath!

Malchen seufzte tief! — Sie fand, daß Minchen recht habe; aber noch sah sie bekümmert vor sich hin! — Nur am Morgen dieses Tages hatte sie wieder mit ihrer Magd einen recht sehr unangenehmen Auftritt gehabt,

und die Worte ihres guten Vaters, der endlich, wie gewöhnlich, den Schiedsrichter machen mußte: Kind, du machst dich und mich sehr unglücklich! — fielen ihr jetzt erst schwer auf's Herz. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

Gutes Malchen! sagte endlich Minchen wieder zu ihr, da sie Malchen so bewegt sahe! Versuche es nur ein einziges Mahl, versuche es nur heute wenigstens. Sieh', ich will dich erinnern, wenn du deinen Vorsatz vergessen solltest — und du wirst sehen, wie ganz anders du dich befinden wirst, und wie wir alle dich lieb haben werden, wenn du heiter seyn willst.

Malchen. Ach! — wenn du immer bey mir seyn könntest. Aber — komme ich zu Hause? —

Minchen. O dafür ist mir nicht leid! Bist du nur hier recht heiter, und hast du nur einmal gefühlt, was für ein Unterschied es ist: durch unmuthige verdrüßliche Laune sich und andern zu quälen, und durch gute, heitere Laune sich und andere glücklich zu machen, — du müßtest ja deine eigne Feindin seyn, wenn du nicht mit Ernst auf dich aufmerksam seyn und dich immer heiter zu erhalten suchen solltest. — Und sieh' — wenn dein Väterchen es erlaubt, —

hier hast du meine Hand, — ich besuche dich, wenn mir's möglich ist, alle Tage wenigstens ein Viertelstündchen, um zu sehen, wie du Wort hältst! Nun? — und dann kommst du wieder zu mir, — wir gehen hieher! O du kennst die lieben Leutchen noch nicht, bey welchen du bist. — Nun? die Hand her! — heute, von diesem Augenblick an — weg da mit den garstigen Falten auf Stirn und Backen. So ein liebes Gesichtchen soll durch sie nicht wieder entstellt werden. (Sie küßte sie, bis sie ein Lächeln an ihr bemerkte.) O nun sieh! was du seyn könntest, wenn du heiter seyn wolltest!

Malchen. Ich will es versuchen!

Minchen. Bravo! und ich stehe für den guten Erfolg! — Aber Himmel! wir haben unsere Kleinen ganz vergessen! Höre, wie sie schwärmen? — Komm, laß sehen, was sie treiben!

Durch einen kleinen Umweg, und unter manchen kleinen scherzhaften Schmeicheleyen, um Malchen aufzuheitern, kamen sie, Arm in Arm geschlungen, zur Laube, wo eben Moritz, auf einem Beine hüpfend, seinem Bruder einen Kuß geben sollte. Da Moritz etwas unbehülflich war, und Kurt zurücktrat, sobald er

ihm nahe kam, so war er schon ein Paarmal aus dem Gleichgewicht gekommen und dem Fallen nahe gewesen. Minchen bemerkte beym Eintritt in die Laube bald, woher das Gelächter entstanden seyn möchte, das sie schon in der Ferne gehört hatte, und da Kurt ihr jetzt den Rücken zukehrte, so umfaßte sie ihn schnell und hielt ihn, bis Moritz ihn geküßt hatte. — Was habt ihr denn vor? fragte sie jetzt, ihr seyd ja recht munter gewesen.

Weil Ihr uns zu lange wegbliebet, antwortete Fritzchen, die — weil sie Malchen heiterer sahe, als sie sie noch gesehen hatte, — beyde, Malchen und Minchen, küßte, — ihr Mädchen, da haben wir unterdessen, auf Kurt's Vorschlag — Ja! und Nein! gespielt.

Minchen. Ja und Nein? — Nun, laßt doch hören! das kenne ich noch nicht! —

Kurt (zu Minchen.) Sie haben wohl Zahnschmerzen?

Minchen. Nein! das ich —

Kurt und die übrigen zugleich. — Ein Pfand! ein Pfand! — Sie haben Nein! gesagt.

Minchen. So? — also das darf ich auf eine Frage nicht antworten?

Kurt (zu Minchen.) — Sind Sie heute recht vergnügt?

Minchen (zu Kurt.) — Kleiner Schelm! — Nicht wahr? Und wenn ich darauf Ja! geantwortet hätte, würde ich wieder haben ein Pfand geben müssen? — Nun! das scheint nicht übel; aber da wird brav schnell gefragt werden müssen. Gut, ich will einmal versuchen! Aber das sag' ich vorher, — auf einem Beine kann ich nicht hüpfen — wenn ich auch einmal mit einem Ja oder Nein! ertappt werden sollte. Pfänder müssen gegeben werden, oder besser gelöst!

Die Kinder überließen Mienchen gern die ganze Anordnung des Spiels; denn wer nur das liebe Mädchen sahe, und sie sprechen hörte, der mußte ihr sogleich zutrauen, daß kein Spiel Langeweile verursachen werde, das sie leitete. Und so geschahe es auch bey diesem, und ich wünschte Euch nichts mehr, liebe Kinder, als daß ich Euch jetzt vor die Laube hinstellen könnte, in der jetzt Minchen ihre kleine Gesellschaft mit Fragen tummelt! Wie da alles vor Freuden hüpft und in die Hände klopft, wenn sie wieder ein Pfand herausgelockt hat, und mit welcher guten Art sie selbst sich fangen läßt;

läßt; wie sie keines vernachläßigt, vor allen aber Malchen bey jeder Gelegenheit jetzt etwas Witziges sagen läßt — denn sie wußte oft die unbedeutendste Antwort so zu drehen, daß der allemal innig vergnügt wurde, der sie gab, weil er oft selbst nicht wußte, daß so viel Witz darin liege, als sie darin aufzuspüren wußte, — jetzt ihr selbst etwas Angenehmes sagt! Und als es nun an ein Pfänder-Auslösen gieng — wie sie da jedem solche Aufgaben gab, die ihm nicht nur leicht, sondern auch zugleich angenehm und für alle gleich unterhaltend waren!

Die Pfänder waren jetzt ausgelöst. Da baten alle, daß sie doch noch einmal anfangen möchte! Aber da half kein Bitten. Nein! Kinder, sagte sie, es würde Euch bald gereuen, wenn wir's heute noch einmal anfangen wollten. Doch, wißt Ihr was? — Gehen wir zuvor ein wenig herum! Mein Fritzchen zeigt uns ihr Gärtchen, und Ferdinand seine kleine Baumschule und dann laßt uns weiter sehen! — Das geschahe, und wie angenehm wußte sie wieder diesen kleinen Spatziergang zu machen. Malchen hatte nichts zu thun, als auf tausend Fragen zu antworten. Wie sie auf dem Lande gelebt, ob sie auch hübsche Gärten gehabt

hätte?

hätte? Was sie selbst erbaut, womit sie sonst sich beschäftigt habe? — Und nun wieder jetzt zu Fritzchen, jetzt zu Ferdinand, den sie ihren kleinen Lehrmeister in der Kunstgärtnerey nennte. — Denn Vater Wacker hatte ihm eine Anleitung gegeben, junge Bäume zu ziehen, sie selbst zu pfropfen und zu oculiren, und heute hatten sie von seinem Erstlinge, einem jungen Pfirsichbaume, die ersten Pfirschen zum Abendbrod zu erwarten.

Vergnügt kehrten alle zur Laube zurück, aber Minchen hatte schon unterweges Malchen's Lieblingsspiel in Vorschlag gebracht — aber unter der Bedingung, wenn Malchen dann allen das Vergnügen machen wolle, ihre Harfe herbey bringen zu lassen, und ihnen dann etwas vorzuspielen. — Malchen hatte, herausgelockt von Minchen, sich geäußert, daß Lotto ihr liebstes Spiel sey. — So ungern es Minchen und die übrigen spielten, so hoffte man doch Vergnügen dabey — und wie hätte es Minchen nicht gelingen sollen, durch tausend muntere Einfälle, auch das schläfrigste Spiel, aufzuheitern. Der Vorschlag wurde angenommen, und auch Malchen ließ sich erbitten, daß ihre Harfe herbey geholt wurde. —

Fritzchen besorgte schnell das Lotto und eine Magd, der man Vorsicht genug zutraute, wurde nach der Harfe geschickt.

Das Lotto war da, Minchen theilte die Nummer-Zettel aus, und Malchen mußte ziehen. Aber um was wird gespielt? — fragte Minchen. Um Geld? — Ja Kinder — ich habe keins — denn ich brauche keins. Also, damit ist's nichts; aber wißt Ihr, was wir thun könnten? — Wir machen nur einen Gewinn, auf die Quintern. Und wer so glücklich ist, die erste zu bekommen, der wird von uns allen zu seinem Geburtstage — oder wenn Ihr das sonst wollt, angebunden?

Ja! ja! — riefen alle einstimmig, zu seinem Geburtstage! — Nun, Malchen? rief Kurt, sieh, daß du die Quintern bekommst! Weißt du wohl, daß deiner bald ist? — Ein gutes Weilchen vergieng mit Nachforschungen über die Geburtstäge; und wie man das Geburtsgeschenk einrichten wollte. Endlich fieng das Spiel an! — Tausend, wie paßten alle auf! He da! Ambe, — Terne! — Moritz hat die erste Quaterne! — Ich auch eine — rief Minchen! — Wieder ein Weilchen! — Quinterne! Quinterne! rief aufeinmal Malchen!

chen! — Ja! wahrhaftig! — Nun das Jubiliren! das war eine Freude! —

Nicht so laut, Kinder, rief endlich Minchen! nachdem sich alle fast müde gehüpft und um Malchen hergesprungen hatten! — Seht ihr nicht, wer da den Gang herauf kommt! — Es waren die Eltern und Malchens Vater, hinter ihnen drein eine Magd mit der Harfe! Die Kinder giengen den Eltern entgegen. Nun, Ihr seyd ja recht vergnügt, sagte Vater Wacker.

Und nun wurde die Ursache erzählt! — Donnerstag über acht Tage, rief Kurt, ist er — ja wenn du da nicht recht vergnügt bist, Maline! — O gewiß wird sie es, unterbrach sie Minchen, und wir werden es alle seyn, wenn uns Ihr Herr Vater erlaubt, daß wir —

Malchens Vater war höchst erfreut, als er bemerkte, daß Minchen seiner Tochter Liebe zu gewinnen gewußt habe, er errieth ihre Bitte, und lud auf der Stelle die Kinder auf Malchens Geburtstag zu sich — auf sein Landgut. Ich schicke meinen Wagen herein, sagte er zu Vater Wacker, und Sie, wenn Sie, wie ich nicht zweifle, abkommen können, begleiten mit Ihrer lieben Frau Ihre Kinder, und bringen mir dieses liebe Mädchen mit —

(er nahm Minchen bey der Hand,) die ich überhaupt bitte, daß sie uns recht oft besuchen mag!

Malchen. Das hat sie mir versprochen!

Minchen. Ich danke Ihnen gehorsamst für diese gütige Erlaubniß, und werde mich sehr freuen, wenn mich mein liebes Malchen, (sie drückte sie liebkosend an sich) immer recht gern kommen sieht! — Aber, daß wir nicht eins über dem andern vergessen! — Kinder! die Harfe ist da! — Nicht wahr, nun spielst du uns etwas vor? (zu Malchen.)

Sie zog Malchen mit sich fort, und — mit frohen Erstaunen sahe Ihr Vater, daß sie sich sogleich hinsetzte, und nach einigen Läufern, ohne viel zu stimmen, sogleich ein Liedchen vorspielte und dann mit vieler Anmuth dazu sang! — Sie verdiente in Wahrheit das Lob, welches von allen Seiten ihr zu Theil ward! Ihr Vater küßte sie.

Sieh', wie du alles um dich her heiter und froh machst, Mädchen! — sagte ihr Minchen in's Ohr. Wer könnte dich nicht herzlich lieb haben, so wie du jetzt bist! — Bist du nicht auch vergnügt? Du bist ein gutes Mädchen! erwiederte ihr Malchen. — Wer könnte

mit

mit dir nicht vergnügt seyn? und nun fuhr sie fort, abwechselnd leichte Sächelchen zu spielen, die bald sie, bald ihre Brüder mit ihren Stimmen begleiteten, bis Minchen glaubte, daß sie nun bald weniger Vergnügen dabey finden möchte. — Nun genug, liebes Kind, griff sie ihr in die Hand, und tausend Dank für das Vergnügen, das du uns gemacht hast. Alt und Jung sagten ihr etwas ähnliches, und sie stand sehr heiter auf!

Und bey dieser heitern Laune wußte sie Minchen, diesen ganzen Nachmittag über, bey dem Spatziergange, den hierauf Vater Wacker in's Feld vorschlug, wohin man durch eine Thüre seines Gartens kommen konnte, und bis zur Abendmahlzeit, das bald nach Beendigung des Spazierganges erfolgte, zu erhalten. Und als nun beym Abschied Malchen selbst Minchen an das Versprechen erinnerte, sie fleißig zu besuchen, und als Minchen nun redlich Wort hielt und immer ihre ganze Heiterkeit aufbot, Malchen Vergnügen zu machen, und Malchen immer mehr fühlte, daß Minchen recht habe, wenn sie behaupte, man könne sich selbst froh erhalten, wenn man nur von andern nicht zu viel fordere, so bemerkte

ihr Vater und Prediger Wacker mit innigem Vergnügen ihre Besserung. — Und Minchen war der Liebling Malchens und ihres Vaters, und Prediger Wackers und seiner Familie. — Und wie steht es mit Euch, Kinder? Müßt Ihr sie lieb haben — o so seyd und werdet, was sie war und ist!

Unverschämtheit ist der deutlichste Beweis eines noch ungebildeten oder eines verwilderten Menschen.

Nichts ist liebenswürdiger, als das Mädchen oder der Jüngling, an welchen man das zarte, schöne Gefühl der Schamhaftigkeit bemerkt. Nichts sollte daher auch jedem guten Menschen heiliger seyn, als die Schamröthe auf den Wangen des Jünglings oder der Jungfrau. Es zeigt gewiß von nicht viel Verstand oder von wenig Achtung für Tugend, wenn man im Stande ist, dessen zu spotten, der durch ein schamhaftes Erröthen sein unverdorbenes, schuldloses Herz zu erkennen giebt. Aber wie wenige Menschen denken daran! Denn habt

Ihr

Ihr es nicht oft selbst gesehen und gehört, liebe Kinder, daß man das sehr oft thut? O ehret Eure Eltern, ehret jeden Eurer Freunde, der Euch tadelt, wenn Ihr jemals etwas redet oder thut, was die schöne Tugend der Schamhaftigkeit beleidiget; fliehet denjenigen vorsichtiger als eine Schlange, an dem Ihr Schamlosigkeit bewerket, der in seinen Worten oder in seinen Handlungen unverschämt ist; haltet den für einen gefährlichen, bösen Menschen, der Euch zumuthet, Euren Arm oder Hals, auch nur um einen Finger breit, weiter zu entblößen, als es die Schicklichkeit erlaubt, und als Ihr es in Gegenwart Eurer Eltern oder Verwandten thun dürfet; und Ihr würdet sehr unrecht thun, wenn Ihr es diesen oder Euren Wohlthätern, bey welchen Ihr lebet, nicht sogleich anzeigen wolltet, wenn irgend ein Mensch so frech und unverschämt gewesen seyn sollte, Euch etwas unanständiges zuzumuthen, oder wohl gar mit Gewalt von Euch zu erzwingen! Denkt, daß derjenige gewiß entweder sehr unverständig oder sehr schlecht gesinnt ist, der Euch darum verlachen oder verspotten wollte, weil Ihr Euch schämen könnet. So lange Ihr diese Tugend besitzet, so lange es Euch noch nicht

 gleich-

gleichgültig ist, ob irgend ein fremdes Auge Euch entblößet gesehen habe, so lange Ihr noch den für unverständig halten werdet, der es wagt, der Schamhaftigkeit zu spotten, so lange werdet Ihr in den Augen jedes verständigen Menschen sehr liebenswürdig seyn, so lange wird jeder gute Mensch Euch noch für unschuldig halten — und was mehr als alles Urtheil gilt, — Euer eignes Herz wird Euch selbst sagen, daß Ihr noch schuldlos seyd. Verdenket es aber dem guten und verständigen Menschen nicht, wenn er Euch geringschätzet, wenn er Euch als bedauernswürdige unglückliche Geschöpfe betrachtet, — sobald er auch nur ein einziges Mal Euch etwas unverschämtes sagen, oder thun sahe. Fraget Euer Herz, und es wird Euch selbst sagen, daß Ihr die Achtung guter und verständiger Menschen nicht verdient!

Ich war diesen Sommer bey einem Freunde zum Besuch. Er hatte, einem Verwandten zu Ehren, der von einer großen Reise zurückgekommen war, eine kleine Gesellschaft zu sich gebeten. Wir saßen gegen Abend in einem Gartenhause beysammen und hörten mit Vergnügen dem jungen Mann zu, der sehr vieles und sehr angenehm erzählte. Es sollte bald

da=

darauf das Abendessen gebracht werden, da trat die Gattin meines Freundes herein, an jeder Hand eine ihrer liebenswürdigen Töchter, um sie dem lange entfernt gewesenen Freunde vorzustellen. Er sprang von seinem Stuhle auf, sagte ihnen manches Artige, und besonders der jüngsten, die in der That ein sehr schönes Mädchen ist. —

Aber Mühmchen, sagte er endlich der Mutter dieser beyden Mädchen, warum lassen Sie sich die Mädchen so sehr verhüllen? Wahrhaftig — ich dächte, sie würden nicht Ursache haben, sich zu schämen, wenn sie auch da die dicken, breiten Halstücher ablegten. — (Er zog, indem er das sagte, das Halstuch der jüngsten ein wenig zurück — und das gute Mädchen und mit ihr ihre Schwester errötheten — wie nur die Unschuld bey einer solchen Gelegenheit erröthen kann und gewiß erröthen wird.) Wie? fuhr er fort — ihr kleinen Narren werdet roth? warum denn?

Weil sie von mir wissen, lieber Vetter, — antwortete ihm die Mutter, daß es — unter uns für unschicklich gehalten wird, wenn man sich zu blos trägt!

Brav!

Brav! würdige Frau! rief ein bejahrter Greis, von ehrwürdigem Ansehen, der bisher nur wenig gesprochen hatte. — Brav, würdige Frau, Sie sind einmal eine Mutter nach meinem Herzen. Welche Mutter ihren Töchtern erlaubt, sich nach unsrer jetzigen, sogenannten griechischen Mode zu kleiden, die ist entweder zum Bedauern unverständig, oder sie verdient den Namen einer Mutter nicht. Vertilgt nur erst das Gefühl der Schamhaftigkeit aus dem Herzen eines jungen Mädchens, und ich bin ein Narr, oder ihr macht dann aus ihnen, was ihr wollt!

Der junge Reisende wollte der neuen Mode das Wort sprechen, aber mit der fühlbarsten Ueberlegenheit brachte ihn der alte, würdige Mann bald zum Schweigen. Er zeigte ihm als Arzt, welche gefährliche Reize das verletzte Gefühl der Schamhaftigkeit, besonders bey dem weiblichen Geschlecht, hervorbringe. Und als der junge Mann sich auf die Griechen berief, so fragte er ihn, ob er wohl meyne, daß ein griechischer Vater oder eine griechische Mutter, aus den gebildeten Ständen, ihren Töchtern erlaubt haben werde, sich so zu kleiden, wie eine Phryne oder eine Tänzerin, oder wie die grie-

chischen Mädchen, auf den Gemählden, welche nach griechischen Mustern gemahlt werden? Und gesetzt, fuhr er fort, die Griechinnen wären alle so gekleidet gewesen — was ich nicht glaube, — haben Sie nie daran gedacht, daß wir in andern Zeiten und Gegenden leben, und daß wir andere Menschen sind? Nein! lieber Freund, ich ehre die Mutter, die ihren Töchtern das heilige Gefühl der Schamhaftigkeit, von der zartesten Kindheit an, einzuflößen sucht, und ich fürchte immer sehr für die Unschuld jedes Mädchen, die, ohne roth zu werden, ihren Busen vor andern entblößen kann. Ich bin über vierzig Jahr Arzt und in mehr als tausend Fällen zu jungen Personen beyderley Geschlechts gerufen worden, und ich weiß mich keines einzigen Falles zu erinnern, wo ich nicht sicher auf die Ursache der Krankheit hätte schließen können, je nachdem das Mädchen, oder der Jüngling, bey gewissen Fragen errötheten, oder nicht! — Mangel an Schamhaftigkeit habe ich nur bey Wilden und ungebildeten Menschen aus den niedrigsten Volksklassen gefunden, aber Unverschämtheit oder Schamlosigkeit nur bey verdorbenen jungen Leuten, die ihre Unschuld schon verlohren hatten! Wehe dem Mädchen,

das

das zumal dann nicht mehr roth werden könnte, wenn eine fremde Hand ihr Busentuch berühren wollte!

Der junge Mann wollte behaupten, der gute Alte übertreibe die Sache zu sehr; aber dieser bat nur noch um einige Augenblicke Gehör, und erzählte dann folgendes.

Seit ungefähr zwanzig Jahren bin ich Hausarzt in einer gewissen, ihnen allen bekannten adlichen Familie. Nichts freute mich jedesmal mehr, wenn ich sie auf ihrem Gute besuchte, als der Anblick zwey junger Fräuleins, die wie zwey aufknospende Rosen neben einander aufblüheten. Die Mutter, eine würdige Dame, erzog sie zwar nicht ganz nach dem neuern Zuschnitt, aber ganz nach dem Muster ihrer eignen Erziehung — zu Wirthinnen, zu tugendhaften Gattinnen und Müttern; Schamhaftigkeit war ihr höchstes Gesetz. Wie glücklich, dachte ich mir manchmal, wird der Mann seyn, der einst eine dieser Töchter, von dieser Mutter gebildet, heimführen kann. Diese wackere Frau starb aber, wie ihnen bekannt ist, vor ungefähr sechs Jahren, und ihr Gemahl mußte sich entschließen, — aus ökonomischen und andern Rücksichten, einer zweyten Gemahlin seine Hand zu

geben,

geben, die freilich sehr reich, und aus einer bedeutenden Familie war, die viel Liebe zu ihm und zu seinen Kindern zeigte, die aber leider über Erziehung so leicht hin dachte, wie vielleicht nicht wenige Mütter aus diesen höhern Klassen. Ein junger Verwandter kam mit ihr in's Haus, der seine beyden Cousinen allerliebst — aber viel zu alt ehrbar gekleidet fand. Er erzählte ihnen so vieles von den Moden in der Residenz, und wie allerliebst sie seyn würden, wenn sie nur ein wenig von ihrer ängstlichen Bedeckung würden fallen lassen; sagte ihnen so viel Schönes über ihre weiße Haut, über ihren Wuchs, — ward entzückt, wenn er hie und da im Scherz — Gott verzeih' es ihm — diese und jene Schönheit mehr zu entdecken suchte, — bis die armen unschuldigen Kinder allmählich so nachgiebig wurden, — daß sie nicht nur ihre Kleidung nach seinen Wünschen immer nach und nach abänderten, sondern ihm auch manche Freyheiten erlaubten, vor denen sie sich bey dem Leben ihrer Mutter gewiß entsetzt haben würden, wenn irgend ein Mensch sie ihnen zugemuthet haben sollte.

Ich ward um diese Zeit zu ihrem Vater gerufen, und ich leugne es nicht, — ich erschrak, als

als ich jetzt diese guten Kinder, mit halb entblößten Busen und fast ganz bloßen Armen sahe — noch mehr aber, als ich mit wahrem Schmerz das funkelnde Auge der ältern Fräulein bemerkte, wenn ihr junger Lehrmeister sich zu ihr setzte, und mit ihr scherzte. — Es war nicht Täuschung, es war Wahrheit, als ich dem Vater bemerklich machte, daß seine Töchter mir von ihrer frischen Farbe vieles verlohren zu haben schienen; — denn es verstrich kein halbes Jahr, als ich sie beyde an der Bleichsucht krank fand. — Sie wissen alle das traurige Schicksal der ältern dieser Fräuleins, aber das wissen Sie vielleicht noch nicht, daß die jüngere erst in diesen Tagen mit dem Schulmeister ihres Ortes, einem jungen Menschen, der sie auf dem Clavier unterrichtete, unsichtbar geworden ist?

Der alte ehrwürdige Arzt stand auf, und indem er in den Garten vor mir vorüber gieng, bemerkte ich, daß er sich die Thränen, die ihm in den Augen glänzten, und die er verbergen wollte, mit dem Taschentuch abtrocknete.

Helfet

Hammerschmidt.

Helfet dem Blöden mit Liebe zurecht, Spott bessert ihn nicht.

Fortsetzung. (S. V. Bändchen Seite 165 — 172.)

Im fünften Bändchen, dieser kleinen Geschichten, machte ich Euch, liebe Kinder, mit einem gewissen jungen Runde bekannt, der, wenn Ihr Euch noch daran erinnert, dem Lehrer des jungen Moritz, an seinem Geburtstage, einen selbst geschriebenen Aufsatz überreichte. Die Art, wie er sich dabey benahm, machte ihn Moritzen als einen jungen Menschen kenntlich, dem es ganz am äußerm Anstand und an dem, was man Lebensart nennt, fehle. Er beurtheilte ihn vorschnell, hielt ihn für einfältig, gieng gar so weit, ihn zu verlachen, wurde aber von seinem Lehrer bald von seiner leichtsinnigen Uebereilung überzeugt. Er erfuhr, daß dieser junge Mensch zwar schüchtern, blöde, unbekannt sey mit dem, was man auch das schickliche Betragen im Umgange mit andern Menschen zu nennen pflegt; daß er aber

andere Vorzüge besitze, die ihn der Achtung jedes Verständigen werth machen mußten. Beschämt, faßt er, auf gegebene Veranlassung seines Lehrers, den Entschluß: seinen Vater zu bitten, daß er dem jungen Rund erlaube, an einigen seiner Lehrstunden Theil zu nehmen. Höret nun den Erfolg dieses Vorfalls.

Am Abend desselben Tages nahm Moritz beym Abendessen Gelegenheit, seinem Vater jenen Vorfall zu erzählen, und ihm seinen Wunsch zu entdecken. Der Lehrer unterstützte seine Bitten und der Vater, ein wohlwollender, menschenfreundlicher Mann, gab mit Vergnügen seine Einwilligung. Nur äußerte er einiges Mistrauen gegen seinen Sohn, den er zwar, als einen Knaben von sehr guten Willen, aber auch von der Seite kannte, von welcher wir ihn schon kennen lernten, daß er oft zu rasch, zu vorschnell und dann gewöhnlich unrichtig urtheile und der daher sehr oft bald wieder darin ermüde, was er mit der größten Wärme angefangen hatte. — Denke nur, lieber Moritz, sagte er ihm, daß die Art junger Leute, zu welchen der junge Runde gehört, eine sehr zarte Behandlung erfordere. Du wirst ihm freilich wohl sagen, was Du an

ihm unschickliches und anstößiges bemerkst, aber wirst Du es auch auf die rechte Art thun? wirst Du Geduld und Freundschaft genug für ihn haben, um mit gleicher Liebe ihm dieselbe Erinnerung vielleicht zehenmal zu wiederholen? wirst Du immer die rechte Zeit wählen? und — woran Du wohl nicht gedacht zu haben scheinst, bist Du wohl schon der vollendete junge Mensch, der sich selbst einem andern zum Muster vorstellen könnte? Sollte Dir nicht dein eignes Gefühl sagen, daß Du gestern selbst wider die gute Lebensart handeltest, wider das wahre, feine Gefühl von Schicklichkeit, als Du über seinen mangelhaften äußern Anstand sogar laut auflachen konntest? Gute Lebensart, lieber Sohn, setzt voraus, daß man nicht blos ohne Verlegenheit in jeder Gesellschaft, nach den hergebrachten Sitten und Gewohnheiten sich zu betragen wisse; sie erfodert auch, daß man mit jedem Menschen so umzugehen, jeden so zu behandeln verstehe, daß er sich in unserer Gesellschaft wohl befinde; sie erfodert vor allen Dingen ein menschenfreundliches, mit den Schwächen und Fehlern unserer Gesellschafter nachsichtiges Herz; sie erfodert also nicht blos einen gebildeten Verstand,

um überall richtig abzuwägen, was in jeder Gesellschaft, und gegen jeden einzelnen Menschen schicklich sey, sondern auch ein gebildetes Herz um mit gleichen Wohlwollen den Schüchternen ermuntern, und den Leichtsinnigen, den Gecken, den Leidenschaftlichen ertragen und wenn wir Ansehen genug haben, ihn in die Schranken der Sittlichkeit zurückweisen zu können. Fühlst Du dich aber wohl im Stande deinem jungen Freunde, in allen diesen Rücksichten, Dich als Muster vorstellen zu können? — Ich sage Dir das nicht, um dich überhaupt wegen deines an sich recht guten Vorsatzes zu tadeln, oder Dich muthlos zu machen: sondern blos um Dir zu zeigen, wie viel Vorsicht Du nöthig haben wirst, wenn Dir die Ausführung deines Vorsatzes gelingen soll, einen jungen wahrscheinlich ehrliebenden Menschen von dem Fehler der Schüchternheit und Blödigkeit zu befreyen. Ich will Deinem würdigen Freunde, (mit Beziehung auf Hn. N. Moritzens Lehrer,) der den jungen Runde besser kennt, als ich, nicht vorgreifen, was er Dir in dieser Rücksicht für Verhaltungsregeln ertheilen könnte; wolltest Du aber meinem Rathe folgen, so würdest Du wohl thun, wenn

Du dir in den ersten Tagen, vielleicht in den ersten Wochen, deine Absicht gar nicht merken ließest. Da er, wie Herr N. versichert, ein verständiger junger Mensch ist, so läßt sich von ihm hoffen, daß er sich selbst im Umgange mit gesitteten Menschen mehr bilden werde, als durch Vorhaltungen und Zurechtweisungen.

Herr N. Das ist es, was auch ich hoffe, und worauf ich vorzüglich rechne. Wird Moritz ihm, wie ich wünsche, und wie er es auch kann, wenn er auf sich aufmerksam seyn will, immer ein gutes Beispiel geben, wird er sich in seiner Gegenwart nichts verzeihen, was er fühlt das unschicklich ist — so wird gewiß schon dadurch viel für ihn gewonnen werden.

Moritz — Ich werde gewiß aufmerksam auf mich seyn, und sollte ich mich ja einmal vergessen, so bitte ich Sie, lieber Herr N. daß Sie mich nur mit einem Winke erinnern, —

Herr N. — Zum Beispiel, (er lehnte sich mit dem linken Arm auf den Tisch — weil Moritz eben jetzt diese unschickliche Stellung angenommen hatte. Moritz wurde roth und zog den Arm zurück.) — aber dann müssen Sie sich auch nicht entfärben, wie es jetzt

geschahe, Sie wissen ja, daß es nicht spottender Tadel seyn soll! Indeß glaube ich doch, daß es gut seyn dürfte, wenn ich gelegentlich, ich meine so, daß die Gelegenheit nicht mit Absicht herbeigezogen zu seyn schiene, über falsche Schaam und Blödigkeit, über ihre Nachtheile und über die Mittel sich davon zu befreien, spräche.

Vater. Er wünscht vorzüglich gern den französischen Stunden beizuwohnen?

Herr N. — Ja, wenn Sie es ihm erlauben.

Vater. Ich werde es sehr gern sehen. Hat er schon einige Vorkenntnisse?

Herr N. — Er versteht, ziemlich ohne alle Beihülfe, einen leichten französischen Schriftsteller.

Vater. Besitzen Sie die Confessions von Rousseau?

Herr N. Ich besitze sie und glaube zu errathen, wohin Sie wollen. Die Bandgeschichte!

Vater. — Wirklich wollte ich Ihnen diese in Erinnerung bringen. Ich denke wenigstens, Sie würden dabey eine sehr natürliche Veranlassung nehmen können, Ihren jungen

Freund auf die Gefahren einer falschen Schaam aufmerksam zu machen.

Moritz. Was ist das für eine Geschichte? Von Rousseau haben Sie mir wohl noch nichts lesen lassen? die Confessions — das ist wohl der Titel einer seiner Schriften?

Vater. — Drei Fragen, lieber Moritz, in einem Zuge! Glaubst Du nicht, daß du jemand dadurch in Verlegenheit setzest, wenn Du so viel auf einmal fragst? Kennst Du Rousseau?

Moritz. — (etwas verlegen) Ich habe ihn oft als einen berühmten französischen Schriftsteller nennen hören.

Vater. — Dann weißt du immer nur sehr wenig von ihm. Deine erste Frage hätte also wohl seyn sollen: wer war Rousseau? oder was sind die Confessions von Rousseau. Bitte dir darauf die Antwort von deinem Freunde aus, sobald du wieder mit ihm allein bist.

Es war Zeit zum Aufstehen und nachdem der Vater nur noch die Versicherung von sich gegeben hatte, daß er es seinem Sohne mit Vergnügen erlauben werde, wenn er den jungen Kunde manchmal mit zu Tische bringen

 wolle,

wolle, entfernte sich Herr N. mit Moritz aus dem Zimmer der Eltern, um auf das ihrige zu gehen.

Moritz, wie Kinder von seiner Lebhaftigkeit pflegen, war kaum mit seinem Lehrer allein, als er schon weiter fragte, wenn der junge Runde zum erstenmal kommen könne?

Lehrer. Er könnte Morgen schon anfangen, wenn er davon benachrichtigt wäre.

Moritz. Schade daß es diesen Abend zu spät ist! Aber wenn ich es ihm nun in ein paar Zeilen wissen ließe? Ich kann sie ihm ja Morgen früh zuschicken.

Lehrer. Gut, lieber Moritz, aber ich weiß nicht, ob er nicht des Vormittags andere Beschäftigungen hat, die ihn daran hindern könnten. Indeß thun Sie es, wenn Ihnen wirklich daran liegt, ihn bald bey uns zu sehen.

Ohne weiteres setzte sich Moritz hin, und schrieb dem jungen Runde folgendes Handbriefchen. „Lieber Freund. Mein Vater hat erfahren, daß Sie einige, besonders französische Stunden, bey Hn. N. zu benutzen wünschen. Da Herr N. nicht so viel Zeit übrig hat, um sie Ihnen allein zu geben, so frage ich hiermit bey Ihnen an, und zwar mit Genehmi-

„nehmigung meines Vaters und Herrn N's:
„ob Sie wohl Lust hätten einige von denen zu
„besuchen, welche er mir täglich giebt? Hät-
„ten Sie Lust dazu, und hätte Ihr Herr Va-
„ter nichts dagegen, so könnten Sie sogleich
„diesen Vormittag den Anfang machen. Um
„9 Uhr fangen unsere französischen Stunden
„an. Ich verspreche mir selbst sehr viel Ver-
„gnügen davon, Sie können wenigstens viel
„Nutzen davon haben. Durch Ueberbringern
„dieses Briefchens, lassen Sie mir wissen, ob
„Sie um 9 Uhr erwarten darf." — Ihr
Freund Moritz.

Als Moritz das Briefchen geendet hatte, zeigte er es seinem Lehrer, der beym Durchlesen das Lächeln nicht unterdrücken konnte, als er die Worte las: Sie können wenigstens viel Nutzen davon haben. Da Moritz seine Mienen gewöhnlich bey solchen Gelegenheiten beobachtete, so entgieng ihm dieß Lächeln nicht. — Habe ich einen Fehler gemacht? fragte er.

Lehrer. Nicht eben einen Fehler, nur den dringenden Bewegungsgrund am Schluße hätten Sie weglassen können. Inzwischen, Sie werden sich näher kennen lernen, und er wird

dann wohl bald bemerken, daß Sie nicht immer so altklug seyn wollen.

Moritz. Ich will es ändern.

Lehrer. Nein. Warum wollen Sie es nicht stehen lassen, was Sie vorhin nicht als Fehler, was Sie vielleicht gar für recht gut gesagt, erkannten? Sie können Runden's schwache Seite, lassen Sie ihn immer auch die Ihre kennen lernen, um so nützlicher werden Sie einander werden. Siegeln Sie und überschreiben Sie ihn und geben Sie ihn dann zur Bestellung.

Es geschah, und ehe sich Moritz, am folgenden Morgen früh noch ganz angekleidet hatte, wurde Herrn N. gemeldet, daß der Vater des jungen Runde ihn zu sprechen wünsche. Moritz fieng schon an zu fürchten, aber wie freute er sich, als er hörte, daß dem Vater und Sohne an diesem Morgen, durch nichts ein größeres Vergnügen habe gemacht werden können, als durch die angenehme Nachricht, daß es dem jungen Runde erlaubt seyn solle, Moritzens Stunden zu benutzen. Er empfahl seinen Sohn der freundschaftlichen Liebe des Herrn N. und Moritzens, versicherte, daß er noch diesen Vormittag um 9 Uhr den Anfang

mit

mit Besuchung dieser Stunden machen werde, weil er die Beschäftigungen, welche er sonst wohl um diese Zeit vorzunehmen pflegt, leicht auf andere Stunden des Tages verlegen könne, und eilte zu Moritzens Vater, um diesem ebenfalls seine Dankbarkeit und Freude über die ertheilte Erlaubniß, zu erkennen zu geben.

Das ist herrlich rief Moritz, als Vater Runde sich entfernt hatte, und klopfte dazu in die Hände.

Nur vergessen Sie die Erinnerung Ihres Vaters nicht, lieber Moritz bat ihn der Lehrer. Ich freue mich über Ihre Theilnahme an dem guten Runde, aber übereilen Sie sich nur nicht in Ihrem Eifer, ihm nützlich werden zu wollen, trauen Sie sich nicht zu viel zu. Es ist möglich, daß Sie bey aller Liebe zu ihm, dennoch — wenigstens zum Lächeln gereizt werden könnten, wenn Sie seine Verlegenheit in manchen Fällen, seinen eckichten Anstand, seine Verstöße, mit einem Worte gegen das, was schicklich ist und was Ihnen fast zur andern Natur wurde, oft wiederkehren sehen werden. Er würde mistrauisch gegen Sie werden, sobald er es ein einziges Mahl nur an Ihnen wahrnehmen sollte. Sagen Sie sich es oft,

daß es nicht seine Schuld ist; wenn er in diesem Stück vernachläßiget wurde und es an Ihnen eben kein großes Verdienst ist, wenn Sie darin etwas vor ihm voraus haben. Denken Sie oft an die Freude, die es Ihnen machen wird, wenn Sie ihn allmählich freyer und ungezwungener und anständiger werden handeln sehen, denn das wird vorzüglich Ihr Beispiel und Ihr freundliches und schonendes Betragen gegen ihn bewirken. Sie werden es sich zum Verdienst anrechnen können, und er selbst wird Ihnen dankbar dafür werden, denn er wird es bald fühlen, was er Ihnen verdankt; Sie werden sich an ihm einen Freund gewinnen, und er wird dadurch einst ein desto brauchbarerer Mann werden. Denn wie viele Menschen von Verdienst, bleiben blos darum unbekannt und ungenutzt, weil Sie es nicht wagen, weil Ihre Schüchternheit, Ihre Blödigkeit, Ihr Mangel an Selbstvertrauen sie hindert, sich bekannt zu machen. Denn sobald ein Ehrliebender Mann fühlt, daß er etwas Anstößiges an sich habe, oder, daß er doch irgend eine Unschicklichkeit begehen könne, (und diese Furcht hat jeder, welcher nicht von Jugend auf gewohnt ist, mit vielerley Menschen umzugehen,

zugehen, und sich mit ihren Sitten bekannt zu machen,) so hindert ihn diese Furcht nicht nur mit völliger Besonnenheit zu handeln, sondern wird oft allein Ursache, daß er in Verlegenheit kommt, daß er die Faßung verliehrt, und sich oft den einfältigsten Menschen lächerlich macht. Thun Sie daher, als ob er wüßte, daß Sie ihm Muster seyn sollen — aber seyn Sie ja vorsichtig, daß er nicht bemerkt, daß Sie es ihm seyn wollen. Eilen Sie schnell darüber hin, sobald Sie ihn verlegen sehen, reden Sie von etwas anderm; seyn Sie überall freundlich und zuvorkommend gegen ihn und vor allen Dingen sehen Sie ihn nicht zu lange an, wenn er irgend etwas thut. Jede Schaamröthe, die Sie an ihm bemerken, sey Ihnen ein Beweiß, daß Sie gefehlt haben, nicht er. Ich denke, bey einem solchen Verhalten gegen ihn, wird er sich bald in Ihrer Gesellschaft wohl befinden — und dann ist alles gewonnen.

Moritz versprach, die möglichste Aufmerksamkeit auf sich selbst zu haben, und bey aller seiner Lebhaftigkeit, gelang es ihm noch besser, als sein Lehrer von ihm gehofft hatte. Zwar wurde es ihm, Anfangs zumal, oft schwer, sein Auge wegzuwenden, ungezwungen mit et-

was andern sich zu beschäftigen, schnell zuvorzukommen, oder auch nur das Lächeln zu unterdrücken, wenn der gute Runde zur Thüre hereintrat und den Hut in beiden Händen ängstlich drehend, mit gerade ausgestellten Füßen, seine tiefen Verbeugungen machte, oder wenn er nun, — weil es ihm vermuthlich von seinem Vater befohlen war, auf Moritz zugieng, um ihm die Hand zu küßen. Aber mit Vergnügen bemerkte er auch, daß die Vorhersagungen seines Lehrers fast wörtlich erfüllt wurden. Nur in den ersten Stunden war der junge Runde vorzüglich schüchtern, seine Schüchternheit verlohr sich mit jedem Tage mehr. Antwortete er Anfangs auf des Lehrers oder Moritzens Fragen gar nicht, oder doch nur einsylbig und traf sich es daß er nicht selten verkehrt antwortete und nun durch einen begangenen Fehler in Verlegenheit gebracht nichts mehr gut machte — so fieng er nun an mit mehr Ueberlegung freymüthiger zu sprechen. Hatte er vormals kaum gewagt, seine Augen vom Buche weg zu erheben, wurde er fast jedes mal roth, wenn der Lehrer oder Moritz ihm auch nur die einfachste Frage vorlegten, so konnte er in wenig Tagen schon das freundliche Lächeln Moritzens erwiedern.

tern. Er zitterte vor Furcht und vergaß sogar aufzustehen, als Moritzens Vater das erstemal in das Zimmer trat; aber der sanfte, wohlwollende Ton, mit dem ihn dieser würdige Mann anredete, ließ ihm bald seine Furcht vergessen. Er suchte seinen Fehler gut zu machen, stand auf, griff nach seiner Hand, um sie zu küssen und ihm seinem Dank zu sagen. Der Vater ließ es zwar geschehen, um ihn nicht auf's Neue verlegen zu machen, sagte ihm aber mit einem freundlichen Handdruck, daß er das nur einmal erlaube, und versicherte ihm, daß er ihm und seinem Sohne lieb sey, daß Herr N. ihn an diesen Stunden Theil nehmen lassen wolle, denn er hoffe, daß sie einander zum Fleiß ermuntern, und mit der Zeit gute Freunde werden würden. Er hielt sich nicht lange auf und als er ein Paar Tage drauf wieder kam, war Runde schon völlig freymüthig gegen ihn. Auch die Steifheit seines Körpers verlohr sich allmählich. Moritz war zuweilen absichtlich aus der Stunde gerufen worden, um bey seiner Rückkehr ihm zu zeigen, wie man mit einem freyen Anstande in ein Zimmer treten könne. Nichts gieng verlohren, Runde versuchte einigemal, ob er es Moritzen

nach-

nachthun könne, denn er fühlte seine Schwäche, und das Angenehme, eines so freyen, ungezwungenen Benehmens, und da man nie auf ihn aufmerksam zu seyn schien, gelang es ihm immer besser.

Um ihn dazu vorzubereiten, daß er einmal ohne dadurch in allzu große Verlegenheit gesetzt zu werden, bey Moritzens Eltern mitspeisen könnte, mußte er zuvor einigemal des Abends mit Herrn N. und Moritz auf ihrer Stube essen. Moritzens Mutter fand sich endlich einmal dabey ein, und ihr liebevolles Betragen gegen ihn, und weil er immer fand, daß man nicht auf ihn Achtung gebe, machte, daß er auch dabey sich recht leidlich benehmen konnte. Er faßte Muth und Vertrauen zu sich und noch mehr dann, als seine eignen Eltern seine vortheilhafte Veränderung an ihm bemerkten. Als er daher das erstemal bey Moritzens Elten zu Mittage gegessen hatte, war er so zufrieden mit sich selbst, daß er den Tag darauf, in einem Gespräch mit Herrn N. über seine ehemalige Schüchternheit selbst zu scherzen anfieng. Herr N. benutzte diese Gelegenheit und ertheilte ihm, ohne ihm zu sagen, daß man bisher schon die Absicht gehabt habe, ihn in dieser

Rück-

Rücksicht, zu bessern, manchen guten Rath und entschloß sich von nun an, mehr geradezu mit ihm zu verfahren.

Man kann sich das Ungezwungene, Natürliche in seinem Aeußern nicht auf einmal geben, sagte er ihm noch jetzt. Ich bin gewiß, Sie wünschen manchmal sich anders benehmen zu können, Sie wissen auch, wie Sie sich benehmen sollten, und dennoch erlaubt es Ihnen ein gewisses Gefühl von Verlegenheit nicht, das nicht in Ihrer Gewalt zu seyn scheint.

Runde. Ich würde sagen, ich beneide darum oft Ihren lieben Moritz, wenn ich Neid gegen einen so gutgesinnten, liebenswürdigen Jüngling empfinden könnte, und wenn ich nicht zugleich fühlte, daß ich seinem Beispiele schon unendlich viel in dieser Rücksicht verdanke.

Lehrer. Lassen Sie also den Muth nicht sinken; wer so aufmerksam auf sich selbst ist, wie Sie es gewöhnlich sind, und wie Sie es besonders in diesem Stücke vorzüglich gezeigt haben, der kann alles von sich hoffen. Moritz war so glücklich, von seiner frühsten Kindheit an nicht nur immer unter den Augen seiner vorzüglich gebildeten Eltern, sondern fast täg-

lich auch in sehr vermischter und doch größtentheils auch gesitteter Gesellschaft zu seyn; kein Wunder, daß sein äußerer Anstand wirklich sehr empfehlend für ihn ist. Sie haben ein eingezogeneres Leben führen müßen, kein Wunder, wenn Sie darin etwas zurückblieben. Sie werden aber gewiß noch mit sich ganz zufrieden werden, wenn Sie die Gelegenheiten besonders benutzen, die Sie in diesem Hause haben, gute Gesellschaft zu sehen.

Moritz kam dazwischen und der Lehrer fieng die gewöhnlichen Stunden an.

Da die Freundschaft zwischen Moritz und Runde immer vertrauter wurde, so wurde Runde oft von seinem Freunde zu sich gebeten, wenn seine Eltern gerade solche Gesellschaft hatten, an der er selbst nicht viel Theil nehmen konnte. Sie giengen dann bey guter Witterung spatzieren, oder vertrieben sich die Zeit im Garten, oder auf andere Art. Oft mußte aber auch Moritz mit Runden zur Gesellschaft. Sein Vater betrachtete es als ein Glück für seinen Sohn, wenn er oft zu dem jungen Moritz gebeten wurde, und erlaubte es ihm Anfangs sehr gern, diese Einladungen anzunehmen. Doch kamen sie ihm in der Folge zu

oft, und er wünschte, daß sein Sohn sie manchmal ablehnen möchte. Das war aber Runde nicht im Stande. Oft hatte er es zwar auf der Zunge, aber die freundliche Bitte Moritzens, die gutmüthige Miene und die verbindliche Art, mit welcher er sie that, erstickte jedesmal seine Entschuldigung, ehe er sie noch vorzubringen wagte. Wurde er zumal von Moritzens Eltern selbst gebeten, so war gar nicht daran zu denken, etwas abzuschlagen. Der Vater, der seinen Sohn des Nachmittags oft nöthig brauchte, (er mußte für ihn schreiben,) und weder Moritzen noch seine Eltern gern beleidigen wollte, sahe sich also genöthigt mit Herrn N. darüber zu sprechen. Dieser bemerkte sogleich woran der Fehler lag, und versprach ihm, daß er in Zukunft nur dann gebeten werden sollte, wenn er wirklich abkommen könnte.

Der Lehrer hatte schon seit einiger Zeit, seine beiden jungen Freunde, einzelne Stücke aus den Bekenntnissen Rousseau's, in den Lehrstunden übersetzen lassen; gleich den Tag nach seiner Unterredung mit Runden's Vater, ließ er den Abschnitt aufschlagen, worin die bekannte Bandgeschichte erzählt wird. Da es leicht

 möglich

möglich ist, daß sie manchem von Euch eben so unbekannt ist, als unserm Moritz, so laßt sie Euch erzählen.

Rousseau, einer der weisesten und tugendhaftesten Männer unserer Zeit, war in einem Alter von ungefähr sechzehn Jahren, Bedienter bey einer gewissen Gräfin Versellis zu Turin. Die Gräfin starb und nach ihrem Tode vermißte ihre Kammerfrau ein kleines, schon abgetragenes, rosenfarbenes Band mit Silber. Rousseau, der als Knabe schon sich die Gewohnheit zugezogen hatte, Naschwaaren, Obst und andere Kleinigkeiten, ohne Erlaubniß des Eigenthümers sich zu zueignen, hatte sich von allem, was er eben so leicht hätte nehmen können, dieses alte Band gelüsten lassen, und da er nicht daran dachte es zu verbergen, so wurde es bald bey ihm gefunden. — Ich lasse ihn nun selbst sprechen.

Man wollte wissen, erzählt er selbst in seinen Bekenntnissen, woher ich's hätte. Ich wurde verwirrt, ich stotterte, und sagte endlich, indem ich feuerroth wurde, Marion habe es mir gegeben. Diese Marion war ein junges Mädchen, die seit einiger Zeit Köchin der verstorbenen Gräfin gewesen war. Sie war

hübsch

hübsch und übrigens ein wackeres, tugendhaftes Mädchen und von der bewährtesten Redlichkeit. Man war daher sehr erstaunt, als ich sie nannte und weil man nicht weniger Zutrauen zu mir hatte, als zu ihr, so hielt man es der Mühe werth die Sache genauer zu untersuchen. Man ließ sie auf der Stelle kommen. Die Versammlung war zahlreich, und der Graf de la Roque, der Erbe der Verstorbenen, war selbst zugegen. „Marion kommt, man zeigt ihr „das Band, ich beschuldige sie mit unverschäm„ter Dreistigkeit; sie steht bestürzt da, sie kann „kein Wort herausbringen, und wirft mir ei„nen Blick zu, der einen Teufel hätte entwaf„nen können, und gegen den gleichwohl mein bar„barisches Herz aushielt. Sie leugnete endlich „mit Zuversichtlichkeit, ohne jedoch heftig zu „werden; sie wandte sich an mich, ermahnte „mich, in mich zu gehen, ein unschuldiges „Mädchen nicht um ihren guten Namen „zu bringen, die mir nie etwas zu Leide ge„than hätte. Aber ich — bekräftige mit ei„ner höllischen Unverschämtheit meine Aussa„ge, und behaupte ihr in's Gesicht, daß sie „mir das Band gegeben habe. Das arme „Mädchen fieng an zu weinen, und sagte weiter

„nichts zu mir, als: Ach Rousseau! ich glaub„te Er hätte ein so gutes Gemüth. Er macht „mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht „an Seiner Stelle seyn! — Das war alles, „Sie fuhr fort sich mit eben so viel Unbefan„genheit als Standhaftigkeit zu vertheidigen, „aber ohne sich den geringsten harten Ausdruck „gegen mich zu erlauben. Diese Mäßigung „in Vergleichung mit meinem entschloßnen To„ne schadete ihr. Man schien unentschloßen „zu bleiben, wen man für schuldig halten „sollte; aber das Vorurtheil war doch mehr „für mich. Die geschäftige Unruhe im Hause „gestattete nicht so viel Zeit, um der Sache „ganz auf den Grund zu kommen. Der Graf „de la Roque sagte blos, indem er uns beide „fortschickte! Das Gewissen des schuldigen „Theils wird des unschuldigen strengster Rä„cher seyn! — Rousseau sezt hinzu: Seine „Weißagung war nicht in den Wind gespro„chen! Es geht kein Tag vorbey, an dem „sie nicht in Erfüllung gienge!

Das glaub' ich, sagte Moritz, als er eben den Schluß dieser Erzählung übersetzt hatte. Die arme Marion! Und das konnte Rousseau, den Sie einen der weisesten und besten Men-

Menschen nennen? Wenn er es nicht selbst erzählte, es ist fast unglaublich!

Lehrer — Denken Sie, daß er damals noch nicht der weise Mann war, der er in der Folge ward. Aber was meinen Sie, lieber Runde. Wie erklären Sie sich die Möglichkeit einer solchen Handlung, bey einem jungen Menschen, der, wie sein ganzes Leben beweißt, das beste Gemüth hatte?

Runde. Das ist schwer! Freilich aber, wenn er überrascht wurde, wenn er ehrgeitzig oder vielmehr, da Sie ihn einen guten Menschen nennen, wenn er ehrliebend war! Vielleicht dachte er, man werde über eine solche Kleinigkeit nicht ein so großes Aufsehen machen. Einen solchen Auftritt sahe er wohl nicht vorher, da er Anfangs die Sache von sich ablehnte — Er hatte vermuthlich schon öfter Unwahrheiten gesagt.

Lehrer. Alles das würde allenfalls das erste Ableugnen und Beschuldigen der Marion erklären; aber daß er nun in Gegenwart dieses guten Mädchens, die so rührend ihm zuredet, bey seiner Beschuldigung beharret? Woher diese Hartherzigkeit, diese unverschämte Dreustigkeit?

Runde — Er hatte es nun einmal so weit kommen lassen! Wollte er nun nicht vor so vielen Zeugen beschämt, gedemüthigt, ich möchte sagen zu Schanden werden, so mußte er wohl nun unverschämt seyn!

Lehrer — Sollte es ihm aber wohl so viel Schande haben bringen können, wenn er freymüthig seinen Fehler eingestanden hätte?

Runde — Aber vielleicht kannte er seine Leute, vielleicht beredete er sich wenigstens sie zu kennen, und fürchtete dann das Schlimmste! —

Lehrer — Und das Schlimmste, was würde das gewesen seyn?

Runde — Für einen Dieb, für einen Lügner, für einen Heuchler, mit einem Worte für einen bösen Menschen gehalten zu werden.

Lehrer — Dafür würde ihn nur der ungebildetere Theil derer gehalten haben, die bey seinem Verhör zugegen waren, nicht aber zum Beispiel ein Graf von la Roque und ihm ähnlichdenkende gebildete Menschen, welche jugendliche Unbesonnenheit von überlegter Bosheit zu unterscheiden wissen. — Ein offenes Geständniß seines Fehlers, den er nur begieng, weil

weil er überrascht worden war, würde ihm gewiß bey diesen Menschen nicht geschadet haben. Sie würden sich leicht haben die Möglichkeit erklären können, wie ein sonst so guter und ehrliebender junger Mensch, durch eine Unwahrheit sich aus einer Verlegenheit habe ziehen wollen.

Runde — Aber vielleicht würde er auch seinen Fehler eingestanden haben, wenn er nur nicht sogleich, vor einer so zahlreichen Versammlung Menschen, darum befragt worden wäre!

Lehrer — Das kann seyn, und Rousseau selbst glaubt das, — wenigstens ist es nicht zu leugnen, daß der Graf de la Roque darin fehlte, daß er den jungen Rousseau zuvor nicht allein nahm und genauer darüber befragte. Aber wer bürgt uns dafür, ob Rousseau auch dann offenherziger gewesen wäre, da er fähig war, den rührenden Bitten und Thränen eines Mädchen zu widerstehen, der er, wie es scheint, gut war? — Ich fürchte, lieber Runde, daß Rousseau, der überall nur selten nach reifer Ueberlegung, gewöhnlich nur nach augenblicklichen Gefühle handelte, auch bey diesem, für ihn nicht ehrenvollen Auftritte, nur

nach einem gewissen Gefühl handelte, das schon vielen und besonders jungen Leuten, sehr schädlich, oft ganz verderblich geworden ist!

Moritz. Und das wäre? —

Lehrer — Das falsch geleitete Gefühl der Schaamhaftigkeit, das wir gewöhnlich — falsche Schaam nennen!

Moritz — Falsche Schaam — also wenn man sich gewisser Dinge schämt, deren man sich eigentlich nicht Ursache hätte zu schämen? — Aber da Rousseau das Band doch heimlich weggenommen — da er es, um es nur mit dem rechten Nahmen zu nennen, gestohlen hatte —

Lehrer — Ich weiß was Sie sagen wollen, lieber Moritz. Hatte Rousseau das Band gestohlen, so hatte er freilich Ursache sich dieser Handlung zu schämen. Aber gesetzt es war so, würde er wohl auch Ursache gehabt haben sich des Geständnisses zu schämen, daß er gefehlt habe? Der Graf würde ihn bedauert, würde ihn gewarnt haben, aber für einen schlechten Menschen würde er ihn noch nicht haben halten können. Wer eines solchen Geständnisses fähig ist, wenn es nicht erzwungen wird, der ist warlich noch kein schlechter

Mensch. Kein Verständiger, der einige Menschenkenntniß besitzt, wird ihn wenigstens dafür halten. — Doch ich glaube in dem Falle war Rousseau wirklich nicht. Er hatte das Band nicht eigentlich gestohlen, denn er suchte es gar nicht zu verbergen. Er hatte es weggenommen, ohne eigentlich zu wissen, warum? Aus einem Gelüste, das er sich selbst nicht zu erklären weiß. Ich bin gewiß, hätte ihm jemand, der das Band bey ihm sahe, gesagt: Lege das Band wieder da hin, wo du es weggenommen hast, man hat es gesucht — Rousseau würde es gethan haben. Oder hätte man ihn gefragt: Wo hast du das Band gefunden? Er würde nimmermehr auf die ihn in der Folge so sehr erniedrigende Ausrede gefallen seyn. Aber da man ihn wahrscheinlich fragte: wer hat dir es gegeben? so brachte ihn das Zutrauen das die fragende Person zu ihm zu haben schien, daß er es wohl nicht selbst genommen haben könne — in Verlegenheit — und aus falscher Schaam (denn er hatte nicht Ursache sich des Geständnisses zu schämen: ich habe es da — dort selbst weggenommen, — ich weiß selbst nicht warum?) — sann er schnell umher — und fiel zunächst auf Marion

— Ma-

— Marion hat mir's gegeben! — Aber sobald dieß geschehen war, so war nun seine Sache auch in Wahrheit schlimm! Und was ihn zu der ersten Unwahrheit geführt hatte, das führte ihn nun weiter. Er behauptete seine Lügen vor mehrern Zeugen, behauptete sie in Gegenwart der unschuldigen Marion, widerstand ihren Bitten, ihren Thränen und der Herzerschütternden Warnung, die freylich wohl ihm in der Folge manche unruhige Stunde gemacht haben mag!

Runde — Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit einer merkwürdigen Begebenheit, die sich nur vor wenig Jahren, in unserer Gegend zugetragen haben kann; denn ich denke noch daran, als sie meinem Vater von einem Freunde erzählt wurde, wie sie sich darüber besprachen: Ich war damals noch Kind, aber so viel weiß ich noch, daß mein Vater sich diese traurige Begebenheit auch daher erklärte, — daß die Frau ihren begangnen Fehler aus falscher Schaam geleugnet habe? Ich verstand wenig davon, aber jetzt ist mir's deutlich.

Moritz — Von welcher Begebenheit reden Sie denn?

Runde — (zu dem Lehrer) Wenn Sie es erlauben, will ich sie erzählen.

Lehrer — Recht gern, und vielleicht ist es eine mir sehr wohl bekannte Begebenheit. Erzählen Sie.

Runde — Die Gemahlin eines gewissen vornehmen Herrn, — der Nahme ist mir entfallen — brauchte einmal Geld, um eine kleine Spielschuld zu bezahlen. In der Absicht, um sich von ihrem Gemahl, was sie braucht, geben zu lassen, geht sie auf sein Zimmer. Sie findet ihn nicht mehr da, aber der Schlüssel steckt an seinem Schreibeschrank, in welchem er gewöhnlich Geld aufbewahrte. Sie ist in Verlegenheit, doch da sie einmal den Schlüssel hat, öffnet sie den Schrank, und nimmt unter mehrern Packeten eins heraus, in welchem nach der Ueberschrift 50 Thlr. seyn sollen, mit dem Vorsatz es ihrem Gemahl, bey seiner Zurückkunft, zu sagen.

Lehrer. Lieber Runde, wie ich höre, erzählen Sie diese Geschichte wahrscheinlich mit den Erläuterungen die Ihr Herr Vater oder sein Freund darzu hergegeben hat! Möglich ist es, daß sie sich so zugetragen hat, aber so viel

ist glaube ich nicht davon bekannt worden. Doch erzählen Sie erst bis zu Ende!

Runde — Ihre Muthmaßung kann gegründet seyn, denn, ich habe es schon gesagt, ich war damals noch Kind, und habe vielleicht Geschichte und Erläuterungen in eins geworfen, wie mir's am besten einleuchtete! Genug, wie ich mich noch erinnere, war die Dame genöthigt das Zimmer ihres Gemahls schnell zu verlassen, weil sie eben den Wagen des Herrn vor ihr Haus fahren hörte, dem sie die Spielschuld zu bezahlen hatte, und der sich vermuthlich kurz vorher hatte anmelden lassen. Sie eilt auf ihr eignes Zimmer um ihren Besuch anzunehmen und vergißt darüber auch den Schlüssel an dem Schreibeschrank ihres Gemahls abzuziehen. Wie es bey solchen vornehmen Leuten nicht selten zu gehen pflegt, sieht sie an diesem Tage ihren Gemahl nicht wieder, als Abends, findet aber doch keine gelegne Zeit, ihm etwas von dem zu sagen, was sie in seiner Abwesenheit gethan hat. Es vergehet der folgende und der zweite und dritte Tag und noch immer ist es nicht geschehen. Vielleicht hatte sie daran gedacht, aber — sie wartete etwa eine gute Stunde ab, in der sie es ihm sagen könnte,

denn

denn das mußte sie, weil sie oft schon ähnliche Bekenntnisse hatte thun müssen, und war sie dann nicht zur guten Stunde gekommen, so hatte sie schon manche Unannehmlichkeit von der Hitze ihres Gemahls empfunden manche bittere Anmerkung über unnöthige Verschwendung, über zu hohes Spiel und dergleichen hören müssen, und eine gute Stunde, in welcher sie von der Art nichts befürchten durfte, hatte sich noch nicht gefunden. So vergiengen acht Tage und vielleicht beruhigte sie sich schon mit dem Gedanken, daß Ihr Gemahl das fehlende Packet nicht vermissen werde — sie hielt es für eine Kleinigkeit — dann trat Nachmittags, als sie eben einen sehr glänzenden Besuch bey sich hatte, ihr Gemahl in ihr Zimmer — wüthender hatte sie ihn selbst noch nie gesehen, — und ohne auf die Gesellschaft zu achten, die bey ihr war, fragt er sie noch im Hereintreten: Sind Sie auf meinem Zimmer gewesen Madame? Sie antwortete schnell Nein! — vielleicht weil sie in diesem Augenblicke glaubte, er frage: ob Sie eben an diesem Tage auf seinem Zimmer gewesen sey? und das war freilich nicht geschehen. Sie wollte weiter fragen, was vorgefallen sey, aber ihr Gemahl hörte

nicht

nicht auf sie, kehrte schnell um, — und nun entstand ein gewaltiger Lerm im Hause. — Sie saß wie auf Kohlen, ihr Besuch wollte nicht aufbrechen; mit gezwungener Heiterkeit suchte sie die Fragen nach dem Lermen, abzulehnen, — wiewohl ihr, je mehr sich das Schreyen im Hause vergrößerte, allmählich wahrscheinlich ward, daß ihr Gemahl das Packet Geld erst heute vermißt haben könnte. Sie dachte darüber nach, was sie zu thun habe, wenn es so seyn sollte. Unglücklicher Weise, war sie heute gerade wieder in dem Fall, wie vor acht Tagen. Das Spiel hatte sie nicht begünstigt, sie hatte alles verlohren — und brauchte stündlich Geld. Vielleicht, dachte sie, läßt er sich bereden, daß er sich wohl in seiner Vermuthung irren könne, daß ihm Geld fehlen solle. So aufgebracht, wie er war, hielt sie es wenigstens nicht für gut, ihm die Sache zu entdecken, wie sie war. — Endlich empfahl sich ihr Besuch — und das erste, was sie that, war nun freilich, zu ihrem Gemahl zu gehen und zu hören, was es gegeben habe. Aber bey ihm fand sie das Zimmer voll Menschen, die alle einstimmig ihren Gemahl um Schonung für einen Abwesenden zu bitten

schien. Nein! — sagte ihr Gemahl, als sie eben in's Zimmer trat, — hätte er es gleich gestanden, so hätte ich ihn selbst abgestraft und fortgeschickt, aber so hartnäckig zu leugnen, — meine Frau sogar zu beschuldigen? — Was ist das, fragte diese jetzt? — Und kaum sahen sie die Leute — sie gehörten alle in's Haus, so fielen sie ihr fast alle zu Füßen, uud baten für ihren Camerad. Ihr Herr Gemahl, sagte ihr einer unter andern, halblaut — hat ihn schon selbst fast zu Schanden geschlagen, und nun hat er ihn lassen in Verwahrung bringen, und will ihn auch öffentlich zu Schanden machen. —

Nach vielen Hin- und Herfragen, weil die Leute oft einander unterbrachen, und ihr Gemahl wüthend alle überschrie, erfuhr sie endlich: daß der Kutscher, ein alter Mann, der schon über zwanzig Jahre bey ihnen in Diensten war, und ein Weib und vier noch unerzogne Kinder hatte, ihrem Gemahl ein Packet Geld aus seinem Schreibeschrank genommen haben solle, weil man das leere Packet, das ihr Gemahl sogleich für das Fehlende erkannt habe, weil er es selbst gepackt und überschrieben und zugesiegelt hatte, in seiner Stube gefunden habe. Natürlich trat sie nun sogleich auf die Seite der Bittenden,

und stellte ihrem Gemahl vor: daß er ja wohl das Packet selbst schon weggegeben haben könne, daß es von dem Kutscher oder von seinen Kindern könne gefunden worden seyn. — Aber ihr Gemahl versicherte ihr, daß er sehr wohl wisse, daß er dieses Packet nicht weggegeben habe, denn es sey das einzige gewesen, in welches er ganze Gulden gepackt habe; er habe seit langer Zeit keine Gulden-Packete gehabt, geschweige selbst gepackt. — Sie stellte ihm ferner vor, daß ja darum doch der Kutscher das Packet gefunden haben könne, ohne daß er es müsse aus seinem Schranke genommen haben. Es könne es ja sonst jemand genommen, und die leere Hülse weggeworfen haben! — Aber da hatte man zum Unglück für den armen unschuldigen Mann gerade etliche Gulden unter seinem Gelde gefunden, die er freylich versicherte, zum Trinkgeld erhalten zu haben, die ihn aber in den Augen seines Herrn vollends verdächtig machten. Und als sie ihn auch von der Seite vertheidigen wollte, daß er ihrem Gemahl gleich Anfangs sehr unartig geantwortet hatte und daß dieß eher ein Beweis seiner Unschuld seyn könne, brachte sie ihren Gemahl so sehr auf, daß er, der doch einem Unschuldigen nicht so

grau-

grausam Unrecht gethan haben wollte, in der Hitze seiner Gemahlin sagte: Nun so muß er Recht haben, so sind Sie mir in den Schrank eingebrochen!

Sie stand wie vom Blitz getroffen; vor Schreck blaß, da zumal jetzt die Leute alle schüchtern auf sie hinsahen, befand sie sich in der fürchterlichsten Verlegenheit —

Moritz. Nun, sie wird's doch wohl gestehen!

Lehrer. Schwerlich in dieser Lage! Denken Sie nur, wie weit sie es schon hat kommen lassen? Kennt Sie ihren Gemahl besonders als einen gerechten Mann; wie will sie es jemals bey ihm verantworten, da er den armen Unschuldigen schon so sehr gemißhandelt hat? — Freilich, hätte sie gut gedacht, so würde sie sich das alles nicht haben abhalten lassen, einen Unschuldigen zu retten, der doch nur allein durch ihr Verschulden das alles litt; aber — doch erzählen Sie weiter, lieber Runde.

Runde. Sie schien durch Ihren Gemahl beleidigt, und um es ihm fühlen zu lassen, wahrscheinlich aber mehr, um aus dieser Verlegenheit zu kommen, — entfernte sie sich, ohne weiter ein Wort zu sprechen, aus dem Zimmer.

Ihr Gemahl dadurch noch mehr aufgebracht, schwur und vermaß sich fürchterlich, daß ihm der Kutscher diesen Verdruß theuer bezahlen solle — und es ist gewiß, daß er selbst ihn noch an demselben Abend, im Gefängniß, unbarmherzig gemißhandelt hat, unerachtet ihn der Gefängnißwärter davon fast mit Gewalt zurück zu halten gesucht hatte. Seine Gemahlin erfuhr alles wieder; man kann sich ihre Unruhe denken, da zumal Abends die Frau des Kutschers und ihre Kinder sich in ihr Zimmer stürzten und sie um Gottes Willen baten, daß sie doch ihren Gemahl besänftigen möchte! Sie betheuerten, bey allen was nur ihnen heilig war, er sey gewiß ganz unschuldig. Der älteste Knabe mußte sagen: daß er das Packet im Wagen schon vor einigen Tagen gefunden habe. (Jetzt fiel ihr ein, daß sie selbst es im Wagen habe fallen lassen, da sie im Fahren es geöffnet, und was noch darin war, zu sich gesteckt hatte.) Die Mutter versicherte, daß ihr Mann gewiß noch diese Nacht sterbe, wenn er nicht los gelassen würde, nicht blos vor Kummer, sondern, weil ihn der Herr so geschlagen und mit dem Stock vor die Brust gestoßen habe, daß er Blut weghuste. — Sie versprach Alles und

Weib und Kinder fielen ihr zu Füßen und küß-ten ihr Kleid, als sie besonders versicherte, daß sie gewiß noch vor Nacht ihren Vater wieder haben sollten. Sie giengen — aber welch' ein Kampf entstand nun in dem Innern des unbedachtsamen Weibes. Aus falscher Schaam hatte sie die Sache so weit böse werden lassen; jetzt — wie konnte sie den armen Unschuldigen anders retten, als wenn sie sich selbst, als Urheberin alles dieses Unheils, ihrem Gemahl entdeckte? Und wie gefühllos hätte sie doch seyn müssen, wenn sie den armen Mann noch größern Gefahren ausgesetzt hätte? Freilich mußte sie von ihrem Gemahl viel Unangenehmes fürchten, aber — wer konnte ihr dafür stehen, daß nicht irgend ein Zufall sie dennoch verriethe? — Daß die Sache am nächsten Tage allgemein bekannt werden würde, das konnte sie sich vorhersagen. Wie? wenn nun von ihren Leuten zufällig einer erführe, daß sie vor acht Tagen eine Spielschuld — in lauter Gulden ausgezahlt habe? — Ihr Gemahl hatte öffentlich gesagt, daß er seit langer Zeit, außer den gestohlnen, keine gehabt habe? Das leere Packet war im Wagen gefunden worden! — Ihr Zustand war fürchterlich. Sie schwankte hin und her, jetzt

 ent-

entschlossen, jetzt wieder unschlüssig, bis sie ihren Gemahl zu Hause kommen hörte. Aus seinem Stürmen gegen die Bedienten schloß sie bald, daß sich seine Hitze noch nicht gelagert habe, aber sie ertrug den Gedanken nicht länger, einen Unschuldigen und mit ihm zugleich sein Weib und seine Kinder nur noch einen Augenblick länger leiden zu lassen; sie faßte sich ein Herz, gieng zu ihm und

Moritz. Gott sey Dank! — nicht wahr? und entdeckte ihm alles —

Runde. Und entdeckte ihm Alles!

Moritz. Aber was wird er gesagt haben, und wie werden sie den armen Mann wieder beruhiget haben — das ist eine abscheuliche Geschichte, wenn sie wahr ist.

Lehrer. Für die Wahrheit des Hauptinhalts stehe ich selbst, obgleich unser guter Runde etwas zu schonend mit der Hauptperson umgegangen zu seyn scheint.

Runde. Das kann seyn, aber dann fällt die Schuld wenigstens nicht auf mich, sondern auf den Erzähler, von dem ich sie hörte, der aber ein sehr würdiger Mann ist.

Moritz. Es ist fast unglaublich, wenigstens muß man wünschen, daß es nicht wahr seyn möch-

möchte! — Doch Sie sind uns noch das Ende Ihrer traurigen Geschichte schuldig.

Runde. Sie haben den Gemahl des unglücklichen Weibes als einen hitzigen Mann kennen lernen; Sie können sich also selbst denken, welch' ein Auftritt erfolgte, als sie ihm ihre Schuld und die gänzliche Unschuld des armen gemißhandelten Kutschers entdeckte. Zum Glück, daß um diese Zeit die Bedienten nicht in der Nähe waren; es kostete ihr unendliche Mühe, sein schreckliches Aufbrausen nur einigermaßen zu mildern. Doch sobald sie nur ihn von dem Gedanken zurückgebracht hatte, sie selbst zu entehren, — denn er wollte den Kutscher sogleich herbey holen lassen, und sie als die Urheberin alles seines Unglücks ihm selbst nennen —

Moritz. Und was doch wohl von Gottes und Rechtswegen hätte geschehen sollen!

Runde. Freylich wohl — aber sie wußte ihn doch dahin zu bereden, sie nicht mit einer solchen Erklärung zu beschimpfen, — wie sie es dafür hielt, — und so wurde beschlossen, den Kutscher aus dem Gefängniß wieder zurück in's Haus bringen zu lassen, damit er diese Nacht unter den Seinigen zubringen könnte. Es geschah, und schon das war genug für die arme

Familie, die eilte, ihren Vater von seinen Ketten zu befreyen. Der arme Mann konnte vor Schmerzen auf der Brust nicht schlafen, ein ihm zugeschickter Chirurgus schüttelte bedenklich den Kopf. Am andern Morgen ließ ihm sein Herr sagen: Er wolle ihm verzeihen, er glaube, ihn genug gestraft zu haben, er solle sich kuriren lassen und könne dann wieder seinen Dienst antreten. So gut es aber der Herr gemacht zu haben glaubte, so wenig gaben sich dabey die Freunde des Gemißhandelten zufrieden. Diese traten jetzt auf und wollten einen förmlichen Prozeß gegen den Herrn anfangen. Denn, schlossen sie: wäre der Herr seiner Sache gewiß, so würde er nicht in einer Nacht sich so ganz umgestimmt haben. Gestern wollte er ihn fast mit eigner Hand ermorden und heute verzeiht er nicht nur, sondern will ihn auch kuriren lassen und in seinem Dienste behalten? Würde er das thun, wenn er nicht wüßte, daß er unschuldig wäre? —

Von nun an bin ich meiner Sache nicht mehr gewiß, es kann mir manches entfallen seyn. Doch so viel weiß ich, daß der Kutscher von seinem Herrn reichlich entschädigt werden mußte, und von ihm, oder von seiner Familie, wenn er frü-

her sterben sollte, Lebenslang eine Pension erhält — denn der Schade, welcher ihm zugefügt worden ist, hat ihn unfähig gemacht, fort zu dienen.

Lehrer. So viel weiß ich auch, doch nicht gewiß, ob es im Stillen oder vor Gericht abgethan worden ist. Und nun, lieber Runde, wenn Sie selbst an dieser traurigen Geschichte wahrnehmen können, wie tief ein Mensch fallen kann, wenn er sich von falscher Schaam leiten läßt, meynen Sie nicht, daß auch der junge Rousseau blos aus falscher Schaam so tief sinken konnte? —

Runde saß nachdenkend und sahe vor sich hin. — Moritz, der noch nicht wußte, wo der Lehrer mit dem allen hindeutete, sagte: Ein solcher Mensch kann doch aber, wenn er auch auf der einen Seite ehrliebend genannt werden mag, kein gutdenkender Mensch seyn!

Lehrer. Da würden Sie diese Art Menschen doch wohl zu hart beurtheilen!

Moritz. Es ist wahr, Rousseau übereilte sich, die Dame wurde gewissermaßen auch überrascht; aber das entschuldigt sie bey mir doch nicht ganz. Es ist doch unsere Pflicht, immer ganz wahr zu seyn. Und Sie, lieber Herr N.

haben sich nicht nur selbst darüber oft so geäußert, ich fühle es — es ist unedel, wenn man sich auch nur die kleinste Lüge erlaubt — wenige solche Fälle ausgenommen, wenn ich mit der Wahrheit mehr, und besonders Andern, mehr schaden als nützen würde! Und wenn ich mir zumal Menschen denke, die sich ihrer armen Eltern, oder ihrer Geburt, oder ihrer Armuth schämen, so kann ich sie mir unmöglich als gute Menschen denken.

Lehrer. Entschuldigen lassen sich die Menschen freilich nicht, lieber Moritz, das heißt, man kann von ihnen nicht behaupten, daß sie nicht fehlen. Auch Rousseau gesteht und bereut seinen Fehler, und jeder, der aus falscher Schaam ihm ähnlich handelt, wird es Ihnen zugeben, daß er fehle, — wenn er anders aufrichtig seine Schwachheit zugiebt. Nur denke ich, können wir nicht annehmen, daß alle, die aus falscher Schaam fehlen, schlechtdenkende Menschen sind. Daß es deren darunter giebt, will ich nicht leugnen. Aber Rousseau, zum Beyspiel, war Anfangs nur leichtsinnig, — falsche Begriffe von Ehre und Schande ließen ihn dann nicht wieder zu sich selbst kommen, als er hartnäckig bey seiner Lüge beharrte. Vielleicht war die Dame,

von welcher unser Runde erzählte, auch nicht böse, ihr nachmaliges Verhalten zeugt wenigstens mehr für, als wider ihr gutes Herz, und tausend andere können aus falscher Schaam fehlen, die dennoch keine schlechten Menschen sind. Ja, ich kenne selbst manchen guten Menschen, der, wenn auch nicht wie Rousseau, doch aus falscher Schaam oft fehlt; — Was meynen Sie, lieber Moritz, halten Sie es wohl für falsche Schaam, wenn mancher Mensch nicht im Stande ist, seinen Freunden etwas abzuschlagen? — Man ladet ihn, zum Beyspiel, zu einem Spaziergange ein, man bittet ihn zu Tische, — und wiewohl er lieber zu Hause bliebe, ja wiewohl er zu Hause bleiben sollte, weil er gerade wichtige Arbeiten vor hat, die er nun liegen lassen muß, und wozu es ihm an Zeit fehlen wird, wenn er geht — geht er doch! — Oder man ladet ihn zu solchen Vergnügen ein, die nicht ohne einen beträchtlichen Kostenaufwand genossen werden können; er hat Ursache, sich einzuschränken, fühlt es — und er genießt sie doch mit — blos um nicht von sich sagen zu lassen, daß er es nicht könne? — Was meynen Sie?

Moritz. Gewiß handeln diese Art Menschen aus falscher Schaam; — sie hindert sie, das

das von sich abzulehnen, was ihnen im Grunde selbst unangenehm ist.

Lehrer. Aber müssen nun diese Art Menschen nothwendig schlechtdenkende Menschen seyn?

Moritz. Das wohl nicht, aber sie handeln doch nicht gut, wenn sie sich durch falsche Schaam zu Dingen verleiten lassen, die sie nicht thun sollten.

Lehrer. Ganz recht, sie fehlen, wenn sie durch falsche Schaam sich verleiten lassen; das habe ich Ihnen schon zugegeben; nur schlechte Menschen müssen es darum nicht seyn. Bey alle dem sehen Sie aber wohl, wie sehr besonders junge Leute auf ihrer Hut seyn müssen, um sich nicht durch dieses schädliche und irre geleitete Gefühl beherrschen zu lassen. — Und — wir sind jetzt unter uns, und ich hoffe, wir trauen uns gegenseitig wahre Liebe und Freundschaft zu einander zu — erlauben Sie mir also eine Frage, lieber Runde: Was hindert Sie wohl, daß Sie hier Ihrem lieben Freund niemals eine abschlägige Antwort geben können, wenn er Sie — vielleicht oft zur ungelegensten Zeit, zu sich oder zu einem Spaziergange einladet? — Was hindert Sie, immer so freymüthig zu spre-

chen und so besonnen sich zu betragen, als Sie es können, wenn wir unter einander sind, — wenn etwa eine fremde Person mit Ihnen spricht, und besonders Frauenzimmer? Was macht Sie dann so verlegen; was macht Sie so nachgiebig gegen alles, was man ihnen da sagt, und vorhält?

Runde (erröthend.) — Ich gestehe es, ich weiß mir es oft nicht zu erklären, aber ich gebe Ihnen gern zu, daß es zum Theil eine gewisse falsche Schaam seyn kann, die mir bis jetzt noch unüberwindlich gewesen ist. — Ich leugne nicht, ich hätte es Ihnen (zu Moritz), gern schon mannichmal abgeschlagen, wenn Sie mich zu sich baten, denn ich habe nothwendig zu Hause zu thun, — aber — es schien, als könnte, oder als dürfte ich es nicht —

Moritz. Aber warum nicht? wenn Sie nöthig zu thun haben. Ich würde ja sehr unbillig seyn, wenn ich fordern wollte, daß Sie, um meines Vergnügens willen, auch nur eine Stunde versäumten, die Sie nützlicher oder angenehmer hinbringen könnten.

Runde. Wenn Sie also nicht beleidigt werden — — —

Lehrer. Hier kann von keiner Beleidigung die Rede seyn — Sie hintergehen ja vielmehr Ihren Freund, wenn Sie nicht ganz offen gegen ihn sind.

Runde nahm sich fest vor, in Zukunft ganz aufmerksam auf sich zu seyn. Da er überhaupt Verstellung nie geliebt hatte, so ward er sehr bald Meister seiner noch hin und wieder sich zeigenden Schwäche uud ist jetzt ein sehr feiner, mit vielen Anstand und Freymuth sich betragender junger Mann.

Abendunterhaltungen des Vater Roderich's mit seinen Enkeln.

Vater Roderich kam eines Abends, nach seiner Gewohnheit, zu seinen Kindern, und fand sie alle ungewöhnlich still und traurig. Sein Sohn saß nachdenckend neben seiner Frau, die wehmüthig, und mit Thränen in den Augen, ihre jüngste Tochter Ließchen an sich drückte. Heinrich und Minchen standen an einem Fenster und schienen ebenfalls geweint zu haben, und selbst Karl, der sonst so muntere

Knabe,

Knabe, hatte sich in einen Winkel gesetzt und stand nur langsam auf, als er den Großvater kommen sahe.

Was ist das? fragte Vater Roderich, als er im Hereintreten diese stille Trauer an seinen Kindern bemerkte.

Der Herr Amtmann ist gestorben, sagte Karl halblaut. Der Bote ist nur wieder fort!

Vater Roderich. Diese Nachricht war wohl vorherzusehen. Wieder ein braver Mann weniger — doch, sein Andenken ist im Segen, und Gott wird mit seinen Kindern seyn! Aber, lieben Kinder, (zu seinen Sohn und dessen Gattin,) wenn ihr euch auch, weil ihr gute Menschen seyd, nicht darüber freuen könnet, daß euch wahrscheinlich der Tod dieses braven Mannes nützlich werden wird, — denn es ist wohl ziemlich gewiß vorherzusehen, daß du (zu seinem Sohne) sein Nachfolger wirst, woher die außerordentliche Bekümmerniß, die ich an euch bemerke?

Sohn. Er hinterläßt eine Wittwe mit fünf Kindern, die alle noch unversorgt sind und wenig Vermögen. Wie leicht konnte mein gutes Weib, (er drückte sie sanft an sich,) bey der Nachricht von seinem Tode, auf den

Gedanken kommen: Was würde aus deinen Kindern werden, wenn ihr Vater so früh, wie unser würdiger Freund, von Gott abgerufen werden sollte? Dieser Gedanke war es, der uns jetzt beschäftigte, und er brachte die traurige Stimmung in uns hervor, in der Sie uns gefunden haben, guter Vater.

Vater Roderich war, indem sein Sohn redete, nach einem Tischchen hingegangen, auf welchem gewöhnlich eine Bibel und einige andere Erbauungsbücher lagen, hatte die Bibel aufgeschlagen und rief jetzt Karln zu sich: Lies' doch einmal, hier, diese zwei Verse! (Es waren der fünfte und sechste Vers des acht und sechzigsten Psalms.)

Karl las: Singet Gott, lobsinget seinen Namen; machet Bahn dem, der da sanft herfährt: Er heißet Herr, — und freuet euch vor ihm. Der ein Vater ist der Waisen und ein Richter der Wittwen; er ist Gott in seiner heiligen Wohnung.

Vater Roderich. Nun komm du auch her, mein gutes Lieschen, und lies einmal hier! (Er gab ihr die Bibel hin, worin er den fünf und zwanzigsten Vers, des sieben und dreißigsten Psalms aufgeschlagen hatte.)

Lies-

Lieschen las: Ich bin jung gewesen und alt worden, und habe noch nie gesehen, den Gerechten verlassen, oder seinen Saamen nach Brod gehen.

Vater Roderich. Nun, lieben Kinder, habt ihr in eurem Leben wohl andere Erfahrungen gemacht? Ich bin nahe an achtzig, ich habe viele, Gott sey dafür gelobet! viele gute Menschen kennen gelernt, aber auch ich kann Gott heute mit dankbaren Herzen die Ehre geben: Ich habe auch nie gesehen des Gerechten Saamen nach Brod gehen. Gesehen und gehört habe ich wohl oft, daß man jammerte und wehklagte, wenn ein rechtschaffner Vater seinen unversorgten Kindern durch den Tod entrissen wurde; gesehen und gehört habe ich wohl oft, daß man die Wittwe und Kinder manches Biedermannes bedauerte, weil er ihnen nichts — als einen guten Namen hinterlassen hatte; aber so oft ich auch Gelegenheit hatte, die nachmaligen Schicksale einer solchen für unglücklich gehaltenen Familie zu erfahren, so oft fand ich auch, und hörte es oft, mit dankbarer Rührung, aus dem Munde derselben Menschen, die an ihrem Glücke verzweifelt hatten: daß Gott immer noch ein Vater der Wai-

sen und ein Versorger der Wittwen sey, und daß der Seegen rechtschaffener Eltern auf ihren Kindern ruhe. — Ja lieben Kinder, wie oft habe ich euch nicht selbst an Fälle erinnert, sie müssen euch ja wohl noch beyfallen, wo jedermann den Tod eines Vaters für das größte Unglück ansahe, das seine Kinder und Wittwe hätte treffen können, und wo doch hinterher jeder offenbar erkannte, daß in Wahrheit der Tod des Vaters die Ursache ihres Glückes wurde? Und ist das nicht beynahe wieder der Fall bey dem Tode unsers wackern Freundes? (Er schwieg.)

Sohn. Sein Tod ist für das ganze Amt ein großer Verlust, aber Niemand verliehrt doch wohl mehr, als seine Gattin und Kinder! — Welche unwandelbare Rechtschaffenheit, welche unermüdliche Arbeitsamkeit, und welche schöne Kenntnisse besaß er! Welch ein Beispiel war er seinen Collegen, seinen Untergebenen; wie liebte er sein Weib und seine Kinder. Wie schmerzhaft muß seine Trennung von ihnen gewesen seyn — und was werden diese nun empfinden?

Seine Gattin umfaßte ihn heftig: Was wir empfinden würden, wenn du von uns genommen werden solltest!

Die

Die Kinder, die sich zum Theil um den Großvater her versammlet hatten, kamen eins nach dem andern, und schmiegte sich an Vater und Mutter. Die Thränen standen allen in den Augen.

Vater Roderich. Kinder, macht euch nicht ohne Noth das Herz schwer. Der Tod unserer Freunde kann uns freilich leicht zu solchen traurigen Gedanken führen, aber wer wird wohl der Weisere seyn: der, welcher nur die traurige Seite ansieht und blos dabey verweilt, oder der, welcher sich bemüht, auch das Gute aufzusuchen, das immer auch bey solchen grosien Leiden für ganze Familien aufzufinden ist?

Das Gute? — fragte mit einem zweifelnden Blick seine Schwiegertochter.

Vater Roderich. Liebe Frau Tochter, Sie sind in diesem Augenblicke zu unruhig, als daß Sie selbst darauf kommen sollten, was ich Ihnen schon oft manchem Leidenden zur Beruhigung sagen hörte; und doch bin ich gewiß, träte jetzt die Wittwe unsers verstorbenen Freundes herein, Sie würden in wenig Minuten im Stande seyn, mit derselben herzlichen Wärme ihr Muth und Trost zuzusprechen,

 als

als sie, — (er nahm sie sanft bey der Hand, und sahe sie fest, aber freundlich an, —) vor nun ziemlich einem Jahre, die gute Sturmin zu beruhigen wußten!

Seine Schwiegertochter wurde nachdenkend, ihr Gesicht heiterte sich zusehends auf — Sie haben recht, sagte sie nach einem kurzen Stillschweigen, — stand auf und küßte den würdigen Greis; — ich vergaß über meiner Unruhe aller schon gemachten vielfachen Erfahrungen von der trostvollen Wahrheit — daß Gott ein Vater, o ein sehr weiser und guter Vater der Wittwen und Waisen ist. — Ich weiß es nicht, was mir damals so viel Muth und Freudigkeit gab, als die gute Sturmin, wie eine Verzweifelte, zu uns hereinstürzte, wenn es nicht eben diese Wahrheit war, die ich jetzt so ganz vergessen zu haben schien!

Vater Roderich. Sturm, der fleißigste, geschickteste, redlichste Mann, wäre mit seinem guten Weibe im äußersten Elende gestorben, und seine Kinder würden wahrscheinlich das traurigste Schicksal gehabt haben, hätte ihn Gott nicht gerade zur rechten Zeit plötzlich zu sich gerufen. Seine Nachsicht gegen seine Kinder wäre sein und der Seinigen Verder-

ben geworden. Sein Tod öffnete allen die Augen und machte den Leichtsinnigsten unter seinen Söhnen zum ernsthaftesten, thätigsten, entschlossensten Retter seiner Familie! — Freilich ist es traurig, sehr traurig, wenn Kinder, wie die Sturmischen Kinder, erst auf eine solche Art zur Erkenntniß ihrer Thorheit und zu bessern Entschließungen gebracht werden können; — und wer möchte bey allem Guten, was sie nun zeigen, an ihrer Stelle zu seyn wünschen, oder wer könnte Kindern wünschen, daß sie ein solches Schicksal treffen möchte — aber wer kann die Hand Gottes in solchen Leitungen verkennen?

Schwiegertochter. Das ist jetzt auch der größte Kummer, der die gute Sturmin niederbeugt, daß ihr ältester Sohn sich seine vorige Aufführung — und vielleicht wohl gar den Tod seines Vaters, so sehr zu Gemüthe gezogen zu haben scheint. Er arbeitet mit der größten Anstrengung, selten überläßt er seinem Bruder ein Geschäft, und nur während der Arbeit scheint er heiter zu seyn. Bey Tische, des Abends, und besonders an Tagen, wo er sich wenig beschäftigen kann, ist er stumm, finster, niedergeschlagen. Er fordert oft seine

Mutter und Geschwister auf, sich ein Vergnügen zu machen; er selbst versagt sich Alles. Seine Mutter hat ihn einige Mal angelegentlichst gebeten, und auch mein Mann und ich haben es auf ihre Bitte thun müssen, — auf seine Verheyrathung zu denken. Und es ist herzerschütternd, was er nur neulich meinem Manne antwortete! — Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser — ich habe keinen Segen. Wenn mir Gott Söhne schenkte, ich würde sie dazu erziehen müssen, was ich war, damit ich fühlte, wie einem Vater zu Muthe ist, der bey aller Liebe für seine Kinder und bey allen Aufopferungen für sie, keinen Dank von ihnen bekäme! Ich werde nicht heyrathen. Ich habe eine Mutter, ich habe einen Bruder und drey Schwestern; ich habe genug zu versorgen! — Mein Mann sagte ihm darauf, was ihm ein wahrer Freund sagen kann, aber seit dieser Zeit vermeidet er uns ganz.

Vater Roderich. Fürchten Sie nichts für ihn, liebe Frau Tochter! Sein Gemüth wird sich wieder beruhigen, sobald er — vielleicht in einigen Jahren — durch fortgesetzten Fleiß seine Handlung wieder dahin wird gebracht haben, wo sie war, ehe er und seine

Ge-

Geschwister ihre Eltern zu dem Aufwande nöthigten, der sie fast dem Fall nahe brachte. Jetzt läßt sich schwerlich an ihn kommen, und das ist auch sehr gut. — Doch — wir armen kurzsichtigen Menschen, wie wollten wir auch alle Wege unsers guten Gottes kennen! Hinterher, wenn alles wieder auf ebenem Wege fortzugehen scheint, da, und kaum da, sehen wir ein wenig Licht. Für uns kann und muß das aber genug seyn. Wohl dem, der bey dem Schimmer dieses Lichts ruhig seinen Weg verfolgt! Einst wird es ja Tag werden!

Vater Roderich's Angesicht war, als er dieß langsam und abgebrochen sprach, wie das Angesicht eines Menschen, der schon hinter die Scheidewand geblickt hat, die Tod und Leben trennt. Man glaubte, er müsse schon mehr wissen, und er schweige nur davon, weil es noch nicht Zeit sey, es denen mitzutheilen, die ihn hörten. Alles war still um ihn her, und hieng an seinem Munde. — Da fuhr er nach einem Weilchen fort:

Unser verstorbener Freund war ein trefflicher Mensch, ein redlicher und geschickter Beamter, ein treuer Freund, ein gefühlvoller Theilnehmer an Allem, was das Wohl

seiner Mitmenschen angieng, — aber er war auch ein sehr nachsichtiger Vater, und ein Hausvater, der zu wenig für die Zukunft besorgt war. Seine Kinder verließen sich darauf, daß der Fürst ihm bald eine einträglichere Stelle übertragen würde; sie verließen sich für die Zukunft auf die Unterstützung seiner Freunde, und — vernachläßigten sich! Jetzt sind, mit seinem Tode, alle ihre Hoffnungen vernichtet. Sie sind ohne Vermögen, eine kleine Pension wird kaum für ihre Mutter hinreichen; die Töchter sind auf einen großen Fuß erzogen, und die Söhne — ich fürchte sehr, — haben nicht viel gelernt.

Sohn. Der älteste hat vortreffliche Anlagen.

Vater Roderich. Schade, daß er sie nicht benutzt hat, um jetzt nur zu etwas brauchbar zu seyn. Er spricht und schreibt leidlich französisch, macht einen leidlichen Vers, tanzt gut — wozu soll ihm das jetzt? Seine Schulwissenschaften sind sehr oberflächlich; er will, oder wollte auf eine Universität gehen; wer wird ihn unterstützen? — Der zweyte hatte Lust zur Handlung, aber die Lust allein macht ihn noch nicht brauchbar. Er ist ver-

zär-

zärtelt — und mit seinem Wissen sieht es schlecht aus. Er schreibt kaum eine leserliche Hand. — Wie? wäre es nun nicht leicht möglich, daß der unerwartete freilich für viele gute Menschen nur allzufrühe Tod ihres Vaters, gerade für sie sehr wohlthätig werden könnte*)? — Kinder, sagte er nach einem klei-

 nen

*) Der ehrwürdige Greis hatte sehr richtig geurtheilt, — bald hätte ich gesagt, — hatte die Wege Gottes sehr gut verstanden. Die Wittwe und Kinder des wackern Amtmanns waren freilich einige Zeit über den Tod ihres Versorgers sehr bestürzt; aber ihre traurige Lage selbst nöthigte sie, den weisen Rathgebungen, besonders unsers guten Vater Roderich's, früher Gehör zu geben, als man hätte von ihnen erwarten sollen. Die Mutter behielt ihre Töchter bey sich, und da sie ihnen den edlen Stolz einzuflößen wußte, bey einer vernünftigen Einschränkung, lieber von ihrer Hände Arbeit, als von der Gnade anderer zu leben, so gelang es ihnen sehr bald, für ihren künftigen Unterhalt ohne Sorgen zu seyn. Ihre Eingezogenheit, ihre Arbeitsamkeit, ihre gegenseitige Liebe und besonders ihre zärtliche Fürsorge für ihre Mutter, machte sie guten Menschen werth. Sie fanden beyde nach Verlauf von einigen Jahren

nen Stillschweigen, zu seinen Enkeln, die still dem Gespräch zugehört hatten, und es schien,

als

Jahren eine anständige Versorgung, und wetteifern jetzt, ihrer Mutter ihr Alter zu versüßen — Der älteste ihrer Söhne, den Vater Roderich mit väterlichem Ernst auf seine Untauglichkeit aufmerksam gemacht hatte, folgte seinem Rathe, besuchte noch ein halbes Jahr eine öffentliche Schule, an welcher der erste Lehrer ein naher Verwandter seiner Mutter war, und sein Fleiß und seine guten Anlagen kamen ihm so wohl zu statten, daß er darauf mit Nutzen die Universität beziehen konnte. Hier erhielt er durch Empfehlungen hinreichende Unterstützung, mehr aber empfahl er sich selbst durch seine Emsigkeit im Verfolg seiner Studien, und durch sein gutes Betragen. Er wurde in einem vornehmen Hause bekannt, hier lernte ihn ein Minister des Fürsten, als den Sohn des verdienten Amtmanns **, und als einen jungen Mann kennen, der um seiner selbstwillen verdiene, daß man Rücksicht auf ihn nehme. Mit den besten Zeugnissen seiner Geschicklichkeit und seines Wohlverhaltens versehen, kam er auf Einladung des Ministers in die Residenz, arbeitete hier eine Zeitlang unter den Augen dieses edlen Mannes, und rückte in kurzer

kurzer

als ob es der Großvater jetzt ganz von dem Gegenstande ablenken wollte, der alle in eine so traurige Stimmung versetzt hatte; Kinder, sagte er, ich bin euch noch eine Erzählung schuldig; der Abend ist zu kühl für mich, wollt ihr mit mir bey euren Eltern bleiben, so trage ich jetzt gleich meine Schuld ab.

O es fängt gar an zu regnen, sagte Lieschen, indeß sich ihre ernsthafte Miene, mit jedem Worte des Großvaters, bis zur größten Freundlichkeit aufgeheitert hatte, ich bleibe bey Ihnen.

Karl
ßeit in eine kleine Stelle ein, die ihm aber eine schöne Laufbahn geöffnet hat, in welcher er hoffen läßt, sich viele Verdienste um sein Vaterland zu erwerben. Sein jüngerer Bruder wurde von einem alten Freunde seines Vaters, der eine große Handlung in B. besitzt, in die Lehre genommen, und ist in diesem fremden Hause ein; ganz anderer Mensch geworden. Er hat das Versäumte rühmlich nachgeholt, ist durch anhaltende Thätigkeit gesund und stark geworden, und besitzt die Liebe seines Prinzipals, bey dem er, nach ausgestandenen Lehrjahren, schon sechs Jahre als Diener steht, und Hoffnung hat, mit einem seiner Söhne eine Handlung in Compagnie zu etabliren.

Karl. Ich auch, und nicht wahr (zu seiner Mutter, an deren Seite er bisher gestanden hatte), Mutterchen auch? damit Sie wieder hübsch heiter werden.

Mutter. Ja, recht gern, wenn unser guter Vater nur noch ein kleines Weilchen verziehen will, ehe er seine Erzählung anfängt; ich habe noch etwas im Hause zu besorgen.

Lieschen. O bitte, bitte Großväterchen, bis die Mutter wiederkommt.

Der Großvater sagte gern zu, und als sie sich in den gewohnten Kreis gesetzt hatten, fieng er, nach der Rückkunft der Mutter, seine Erzählung an.

Ihr wünschtet zu wissen, wer das reizende Mädchen war, die Moawi so unerwartet kennen lernte, und die ihn endlich mit ihrer Liebe beglückte? Ihre Schicksale sind sonderbar, und wenn ich auch hoffen dürfte, daß ihr mich niemals wieder an das Versprechen erinnern würdet, das ich Euch neulich gab, und das ich noch nicht erfüllen konnte, ich würde sie Euch doch erzählen, denn ihr könnet daraus manches Gute lernen, und ich erzähle sie Euch heute um so lieber, weil Euch bey der Erzählung derselben noch manches von dem deutlicher

werden

werden wird, worüber ich vorhin mit Euern Eltern sprach.

Olinde war die einzige Tochter eines Fürsten, der dem Könige der Roxolanen zinsbar war. Da sie, wie Ihr schon wisset, die reizendste Bildung hatte, so werdet ihr Euch um so weniger wundern, wenn diese Einzige der kleine Abgott ihrer Eltern wurde. Alles was nur einem Fürsten möglich ist, wurde aufgeboten, um ihre Kindheit zur Rosenzeit zu machen — gleich als hätte man geahndet, daß sie ihre Jugendzeit um so trauriger würde zubringen müssen. Tausend Augen lauschten Tag und Nacht auf jedes ihrer kleinsten Bedürfnisse und eben so viel Hände waren unaufhörlich beschäftigt, sie zu befriedigen. War sie unruhig oder fieng sie gar einmal an zu weinen, so war alles außer sich; kein Mensch am ganzen Hofe wagte es, nur eine ruhige Miene zu behalten, man würde ihm seine Gleichgültigkeit nie vergeben haben; war sie dagegen einmal heiter, zeigte sich gar auf ihrem Gesichtchen ein freundliches Lächeln, so war alles voll Jubel und man konnte nicht satt werden, sich es zu sagen, daß die Prinzessin freundlich gelächelt habe. Wer zumal so glücklich gewesen war, von ihr ange-

lächelt

lächelt zu werden, der schätzte sich glücklicher, als wenn er dem Fürsten den wichtigsten Dienst geleistet hätte, denn er konnte darauf rechnen, daß sein Name am Hofe und in der Stadt, von den fürstlichen Eltern, wie von dem ärmsten Bettler, an diesem Tage, doch von tausenden nicht ohne Neid, genennt werden würde. Man wußte bis in die entferntesten Gegenden des Reichs, wie viel Windeln täglich von der Prinzessin verunreinigt wurden, und wer so glücklich gewesen sey, sie rein zu legen.

So wie sie allmählich die Personen unterscheiden lernte, die bey ihr den Dienst hatten, so entstand nun erst ein vollkommner Wetteifer unter diesen, sich bey ihr beliebt zu machen. Denn wer hätte nicht wünschen sollen, der Günstling Olindens zu werden; da ihre Gunst ja nothwendig die Gunst ihrer fürstlichen Eltern nach sich zog. Kein Wunder, wenn daher alles bey ihrem Erwachen auf den Augenblick lauerte, wo man irgend einen Wunsch in ihren Augen lesen würde, und da man sie nicht selten falsch verstand, kein Wunder, wenn man sie oft, anstatt aufzuheitern, sehr übellaunig machte. Wie suchte man nun alles hervor, um sie wieder in guter Laune zu sehen, und wie suchte nun

immer eins die Schuld auf das andere zu schieben, wenn es doch nicht gelang, und Olinde endlich in lautes Geschrey ausbrach! Von hunderten, welche im ersten Jahre zu ihrem Dienste bestellt gewesen waren, fanden sich nach Verlauf desselben, kaum noch drey Personen, von welchen man glaubte, daß sie der Prinzessin nicht unerträglich wären; alle übrige waren nach und nach verabschiedet worden.

Lieschen. O das muß doch ein sehr eigensinniges Kind gewesen seyn!

Karl. Je nun! Wenn unser Mutterchen die gute Marie so oft hätte aus dem Dienste thun wollen, als eine gewisse kleine Person zu ihr gesagt hat: du bist auch recht garstig! ich kann dich gar nicht mehr leiden! — wie viel Marien —

Minchen. Ja wohl, lieber Karl — dann würde wenigstens unsere gute alte Marie lange schon nicht mehr da gewesen seyn, und das gute Lieschen würde nicht eine so gute Wärterin an ihr gehabt haben!

Karl wollte nicht zugeben, daß er jemals zu Marien etwas ähnliches gesagt habe, daher entstand ein kleiner Streit, der, ob er gleich nicht hitzig geführt wurde, doch nicht eher aufhörte,

hörte, bis der Großvater, der nicht wieder zum Wort kommen konnte, seinen Stuhl rückte, und Miene machte aufzustehen. Da besannen sich die kleinen Streiter, daß sie sehr unrecht gethan hätten, den Großvater so lange zu unterbrechen, und nun war Karl auch wieder der erste, der um Verzeihung bat; ihm folgten die übrigen, und Vater Roderich fuhr also fort:

Die verkehrte Art, mit der man Olinden als Kind behandelte, hatte die nothwendige Folge, daß sie das eigensinnigste kleine Geschöpf wurde, das mit seinen kleinen Grillen und Einfällen, den ganzen Tag lang, alle in Thätigkeit setzte, die das Glück oder Unglück hatten, um sie zu seyn. Ihr Vater war, wie alle Asiatische Fürsten, gewohnt, von seinen Unterthanen nicht wie ein Landesvater geliebt und verehrt, sondern sklavisch gefürchtet zu werden. Daran war also nicht zu denken, daß man seiner Tochter jemals nur gewagt hätte, zu sagen: daß sie sich die Liebe anderer zu erwerben suchen müsse. Sie sahe dagegen oft die sklavischen Demüthigungen, welche die Leute, die sie bedienten, ihren Eltern bezeigten; sie hörte oft, daß diese Leute sich auch ihre Sklaven nannten, und hatte schon oft erfahren, daß das gering-

ste

ste Versehen, welches sie begiengen, ja daß die kleinste Vernachlässigung, die sie in ihrem Dienste sich hatten zu Schulden kommen lassen, ihnen die härtesten Leibesstrafen zugezogen hatten. Niemand hatte überdieß sich noch jemals über harte Behandlung beklagt, wie hätte nicht Olinde bald auch eben so gebieterisch werden sollen, als sie es unter diesen Umständen werden mußte? Es setzte sich ja ihrem Eigenwillen nichts entgegen? — Und da sie wirklich schön war und überdieß bemerkte, wie viel Mühe man sich gab, durch die Kunst ihre Schönheit, wo möglich, noch bezaubernder zu machen, so werdet ihr leicht denken können, — daß sie von ihrer kleinen Person keine geringe Meynung bekommen mußte, wenn sie zumal fast täglich, sobald der kleine Affe angeputzt war, aus einem Munde von allen, die das Glück haben konnten, ihre Schönheit zu bewundern, mit den höchsten Betheurungen versichern hörte: daß es unter der Sonne nichts Reizenders und Entzückenderes geben könne, als Prinzessin Olinde. In ihrem siebenten Jahre war sie auch leider, unerachtet ihrer wirklich einnehmenden Schönheit, allen denen, die täglich um sie seyn mußten, eben so unausstehlich, als sie es vorher für das höchste

Glück gehalten hatten, so nahe ihre Reize zu bewundern. Ihr nie zu befriedigender Eigensinn, ihr unbändiger Stolz, ihre unaussprechliche Eitelkeit machten sie, nicht etwa lächerlich, wie sich etwa sonst Kinder durch diese Fehler lächerlich zu machen pflegen; sie machten sie furchtbar. Denn da ihr Vater ganz in ihr lebte, und jeder ihn selbst beleidigte, der seiner Tochter auch nur mit einer Miene zu dem kleinsten Verdruß Anlaß gab, so war auch oft eine einzige ungnädige Miene Olidens im Stande, ihren Vater in eine solche Wuth zu setzen, daß alles zitterte, unerachtet Niemand sich bewußt war, sie durch etwas beleidigt zu haben. Mehr als eine ihrer Kammerfrauen wurde so auf die unschuldigste Weise gemißhandelt, verstümmelt und

Karl. Verstümmelt?

Heinrich. Du hast ja neulich gehört, daß das noch jetzt, besonders in Asien und unter den sogenannten barbarischen Regierungen in Afrika, nichts ungewöhnliches ist? Erinnerst du dich nicht, daß den Staatsgefangenen in Siberien oft die Nasenlöcher aufgeschlitzt werden?

Ließchen

Lieschen. O pfuy. — Die Nasenlöcher aufgeschlitzt? — Ist das wahr, Großväterchen?

Vater Roderich. Leider! ist es wahr.

Lieschen. Aber das ist ja abscheulich! o wie das wehe thun muß! Und warum thun denn das die — garstigen Leute? das Gesicht so zu verunstalten!

Vater Roderich. Vermuthlich geschieht das nur solchen Staatsverbrechern, die auf Lebenszeit in Siberien bleiben sollen, und dann geschieht es wohl darum, damit sie sogleich erkannt werden, wenn es ihnen einmal einfallen sollte, zu entfliehen.

Lieschen. Aber wenn nun Olinde wußte — o! ich habe sie nun gar nicht mehr lieb — wenn sie nun wußte, daß es ihren Leuten so gehen würde? Warum bat sie denn nicht ihren Vater, daß er sie nicht so sehr bestrafen ließ?

Vater Roderich. Was meynst du wohl, Minchen, verdient wohl Olinde mehr unsern Haß oder unser Mitleiden?

Minchen. Gewiß mehr unser Mitleiden! Sie würde gewiß nicht ein so eigensinniges und stolzes und eitles Mädchen geworden seyn, und vielleicht — doch nein! gewiß würde sie Nie-

mand auf die Art unglücklich gemacht haben, wie Sie erzählen, wenn sie nur (sie küßte ihrer Mutter, neben der sie saß, die Hand) unser Schwesterchen gewesen wäre.

Vater Roderich. Das glaube ich auch, liebes Kind. Aber aus welchen Ursachen glaubst du sie wohl entschuldigen zu können, daß sie auch so grausam seyn konnte, Personen mißhandeln zu lassen, denen sie doch unfehlbar Liebe und Dankbarkeit schuldig geworden war?

Minchen. Es war auch eine Zeit, wo ich ein sehr eigensinniges Mädchen gewesen seyn muß, und von da her erinnere ich mich noch gar wohl, daß ich dem, wer weiß was hätte zu Leide thun können, der meinen Eigenwillen nicht befriedigen wollte. Wäre ich nun da an Olindens Stelle gewesen, wer weiß, ob ich nicht vielleicht sogar Freude daran gehabt haben würde, wenn man den auch noch so hart bestraft hätte, wider den ich aufgebracht war. Zum Glück für mich, mußte ich mich gewöhnlich mit meinem Eigensinn selbst bestrafen; denn ich behielt gewöhnlich bey meiner guten Mutter Unrecht, und der mußte Recht behalten, dem ich gern Unrecht gegeben hätte! Hätte Olinde eine solche Mutter gehabt, oder hätte ihre Mutter

sie nach ihren Wünschen erziehen können, so würde sie gewiß nicht so grausam haben handeln können.

Rater Roderich. Nicht übel! Deine Entschuldigung ist nicht nur wahr, sie hat noch mehr Verdienst, weil du dich selbst dabey nicht geschont hast. O gute Kinder, erkennet ja das Glück, Eltern zu haben, die mit so viel weiser Liebe Euch zu guten und zufriednen Menschen zu erziehen suchen! — Doch, lieber Heinrich, findest du nicht vielleicht auch noch in ihrer äußerlichen Lage eine Entschuldigung, besonders für die, bey Kindern freilich nicht unerhörte, aber doch auch nicht ganz gewöhnliche Gefühllosigkeit, die Olinde zu erkennen gab, wenn sie vielleicht gar dazu geflissentlich beytrug, daß so manche Person unglücklich wurde, der sie Dank und Liebe schuldig war?

Heinrich. Ich glaubte, eine gefunden zu haben, aber Sie haben mir sie schon zur Hälfte als unrichtig angezeigt. Ich dachte, Kinder wären gewöhnlich und zwar blos darum gefühllos bey den Leiden anderer, weil sie selbst noch nicht viel gelitten hätten; und daher hätte auch wohl Olinde aus diesem Grunde gefühllos bey solchen Leiden anderer bleiben können, die sie

noch nicht als so schmerzhaft kannte, wie sie freilich seyn mußten, ohne daß man sie darum für grausam halten mußte.

Vater Roderich. Du hast demungeachtet sehr richtig geurtheilt. Denn welche Kinder pflegen wohl bey den Leiden anderer mitzuleiden? Entweder die, welche schon ähnliche Leiden an sich selbst erfuhren, oder die, welche durch eine sorgsame Erziehung zum Mitleiden gewöhnt wurden. Bey Olinden traf weder das eine, noch das andere zu, und da sie, in der Heftigkeit ihres Eigensinnes, oder wenn ihr Stolz oder ihre Eitelkeit beleidigt wurde, leicht vergessen konnte, was sie dieser oder jener Person schuldig war; ja da sie schwerlich etwas davon wußte, daß sie denen etwas schuldig sey, die sie bedienten, — denn sie waren, nach der Meinung, die ihr diese guten Leute selbst von sich beigebracht hatten, ihre Sklaven, — wie leicht konnte sie da gefühllos bleiben, wenn diese Menschen um ihretwillen gemishandelt wurden. Ueberdieß war es an dem Hofe ihres Vaters nichts ungewöhnliches, Menschen ohne Ohren und Nasen zu sehen; denn auf das geringste Versehen, stand bey ihm die Strafe des Nasen- oder Ohren-Abschnei-

schneidens. Olinde konnte also wohl auch an den Anblick solcher verstümmelter Menschen schon gewöhnt seyn!

Lieschen. O daß muß aber doch ein böser Mann gewesen seyn!

Vater Roderich. Du hast Recht, er war es wirklich, unerachtet unter den Asiatischen Völkern diese Strafen etwas gewöhnliches sind. — Danket Gott, Kinder, daß ihr unter Menschen gebohren wurdet, unter welchen man eine solche Behandlung, und wenn sie auch gegen große Verbrecher verübt würde, für das erkennt, was sie ist, für barbarisch, für grausam; noch mehr danket ihm dafür, daß ihr Eltern und Freunde habt, die Euch schon von eurer zartesten Kindheit an das schöne menschliche Gefühl des Mitleidens für alles, was lebt und empfindet, einzuflößen suchen. — Olinden's Vater hatte dieses Glück nicht gehabt, darum war er in der That einer der grausamsten Fürsten seiner Zeit, der viele seiner Untergebenen, die er für nichts als Sklaven betrachtete, deren Leben und Gesundheit ganz in seiner Willkühr stehe, schon unglücklich gemacht hatte, und der vielleicht noch mehrere unglücklich gemacht haben würde, wenn nicht seine eigne

Grausamkeit ihn früher in das Verderben gestürzt hätte, das jeden solchen Wütherich, früher oder später, trift! — Doch ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Es war an dem Hofe dieses Fürsten von langen Zeiten her Sitte, daß die Söhne der Nairen, welche den vornehmsten Stand, oder den Adel des Landes ausmachten, vor den Zimmern desselben die Wache hatten. Sie waren prächtig gekleidet, und standen mit entblößtem Schwerd vor den Thüren der Zimmer, in welchen er sich aufzuhalten pflegte. Schon als ein Kind, das noch auf den Armen getragen wurde, hatte Olinde, diese schönen jungen Leute, denn nur die wohlgebildesten wurden zu dieser Ehrenwache des Fürsten ausgewählt, immer mit besondern Wohlgefallen betrachtet — so oft man sie zu ihrem Vater bringen mußte. Als sie ungefähr das sechste Jahr erreicht hatte, äußerte sie einmal den kindischen Wunsch: daß doch auch vor ihrer Thüre solche schöne geputzte Leute stehen möchten, vielleicht damit sie sie öfter sehen könnte, vielleicht auch — weil sie gehört hatte, daß das eine besondere Ehre sey, die nur ihrem Vater erwiesen werde. — Und ihr Vater, der ihr nichts abschla-

gen

gen konnte, und überhaupt gern jede Gelegenheit ergriff, wo er, und wär es auch nur vor einem Kinde gewesen, seine willkührliche Gewalt zeigen konnte, befahl sogleich, daß der junge Adel vor den Zimmern der Prinzessin Olinde, eben so, wie vor seinen eigenen, die Wache haben sollte.

Da durch diesen Befehl die Rechte des Adels gekränkt wurden, so verursachte er nicht nur ein großes Mißvergnügen, sondern veranlaßte auch eine Zusammenkunft der Nairen, die die nachtheiligsten Folgen für den tyrannischen Fürsten nach sich zog.

Karl. Die Rechte des Adels wurden gekränkt — was heißt denn das Großväterchen?

Vater Roderich. Nach der Verfassung des Landes, welches Olindens Vater beherrschte, war der vornehme Adel, außer in Kriegszeiten, ganz frey von allen solchen Diensten, welche bey uns das Militär verrichtet. Sie hatten andere Staatsämter zu verwalten und nur aus Achtung gegen den Fürsten hatten freywillig, von alten Zeiten her, die Söhne derselben die Wachen übernommen, welche unmittelbar um den Fürsten seyn mußten, theils zu seiner Sicherheit, theils um den Glanz sei-

nes Hofes zu vermehren. — Freyheit von militärischen Diensten, in Friedenszeiten, war also ein Recht der Nairen, ein Vorzug, den sie vor andern voraus hatten. Wenn nun der Fürst befahl, daß die Söhne der Nairen vor den Zimmern seiner Tochter die Wache haben sollten, so kränkte er sie in ihrem Rechte, er muthete ihnen etwas zu, das er ihnen von Rechtswegen nicht zumuthen konnte. Von Rechtswegen konnte er nicht einmal befehlen, daß sie vor seinen Zimmern wachen sollten, denn auch das thaten sie, wie ich schon sagte, freywillig!

Karl. Nun verstehe ich's; ich danke Ihnen liebes Großväterchen — und nun begreife ich auch, warum sich die Nairen versammelten! — Ey, ey! das kann schlimm werden!

Vater Roderich. Leider! wurde es sehr schlimm, für den Fürsten sowohl, wie für sein ganzes Land. Denn kaum hatte einer der ältesten Nairen, in der Versammlung, das Unrechtmäßige und Tyrannische des fürstlichen Befehls aus einander zu setzen angefangen, so erhoben sich von allen Seiten die bittersten Klagen und Beschwerden gegen die ganze tyrannische Regierung des Fürsten; kein einziger war zu-

gegen, der nicht persönlich von ihm wäre beleidigt worden — mehrere brachen in die heftigsten Verwünschungen gegen ihn aus, — es entstand ein allgemeiner Tumult. Nur mit Mühe konnten die ältesten und weisesten unter ihnen die jüngern dahin beruhigen, daß man vor der Hand nichts thun wolle, als dem Fürsten das Unrechtmäßige seines Befehls, mit Eherbietung, vorhalten, und dafern er ihrer Vorstellung kein Gehör geben sollte, — dann soll dem jungen Adel untersagt werden, dem Befehl zu gehorchen. Der Angesehenste unter ihnen übernahm den Auftrag, diesen Entschluß der Versammlung dem Fürsten bekannt zu machen und ihm die nöthigen Vorstellungen zu thun; zwey andere Vornehme begleiteten ihn. Aber so behutsam und ehrerbietig auch der alte ehrwürdige Greis ihm die Sache vortrug, so fand sich doch der Fürst schon durch den ihm unerträglichen Gedanken beleidigt: daß man einem seiner Befehle nicht gehorchen wolle. Ohne also weder auf die Gründe noch auf die Bitten des Greises zu hören, bestand er auf seinen gegebenen Befehl, und drohte, daß er dem ersten, der sich weigern würde, zu gehorchen, den Kopf vor die Füße legen lassen

wollen.

wolle. Und als ihm der Greis versicherte, daß das sehr traurige Folgen haben könne, weil der Adel fest entschlossen sey, — die gegen ihre hergebrachten alten Rechte gefoderten Wachen nicht zuthun — ward er so wüthend, daß er zwey neben ihm stehenden Offiziers von seiner gewöhnlichen Leibwache sogleich den schrecklichen Befehl gab, diesen alten Rebellen, wie er ihn nannte, in Stücken zu hauen — und da diese zögerten, die Hand an einen der ersten und geliebtesten Männer der Nation zu legen, so riß der Fürst dem ihn zunächst stehenden, das Schwerd von der Seite, und würde dem Greise mit eigner Hand den Kopf gespalten haben, wenn nicht seine Begleiter, die nun wohl sahen, daß alle Güte gegen einen solchen Tyrannen nichts helfen würde, ihm in die Arme gefallen und das Schwerd aus der Hand gewunden hätten. Jetzt brüllte er wie ein Unsinniger nach seiner Leibwache, die auf den Gängen des Schlosses zerstreut umher die Wache hatten — von allen Seiten stürzten sie herzu, — aber unterdessen war es den Abgesandten des Adels gelungen, sich aus dem Zimmer des Fürsten zu entfernen, und da der junge Adel, der im Pallaste an diesem Tage die Wache

hatte,

hatte, sich um sie her versammelte und Miene machte, sie gegen den Fürsten selbst zu vertheidigen, so wichen die ihnen nachgeschickten Wachen zurück — und sie entkamen glücklich aus dem Pallaste.

Lieschen, die sich während dieser Erzählung ängstlich an ihren Bruder Heinrich angeschmiegt hatte, rief, als der Großvater hier ein wenig ruhete: Ach! Gott sey Dank — ich dachte gewiß, die guten Leute würden ermordet werden!

Karl. O wer weiß, was noch geschieht. Es läßt sie gewiß aufsuchen, und dann —

Heinrich. Mir ist nicht leid um ihretwillen, — aber das arme Volk!

Vater Roderich. Ja wohl, lieber Heinrich, gewöhnlich leidet das am meisten, wenn sich die Großen raufen! So geschahe es denn auch hier. — Der Fürst war außer sich vor Wuth, als die von der Leibwache nachgeschickten Soldaten zurückkamen, und ihm meldeten, daß sie entkommen wären, und daß die adliche Wache zugleich mit ihnen abgezogen sey. Er versammelte sogleich seine aus mehrern tausend Mann bestehende Leibwache um sich, die aus einem Mittelstande, zwischen dem Adel und dem eigent-

gentlichen Gewerbe treibenden Bürgerstande, gewählt und in nahe um den Pallast liegenden Casernen einquartirt war.

Lieschen. Casernen, das sind wohl solche Gasthäuser, wie —

Karl (lachend). Warum nicht gar, die hießen ja Caravansereyen?

Heinrich. Casernen, liebes Lieschen, sind große Gebäude, in welchen nur Soldaten einquartiert werden. In großen Städten, in welchen, um der öffentlichen Sicherheit willen, viele Soldaten in Garnison, wie man es nennt, liegen, wie zum Beispiel in Berlin, und wo daher nicht alle Soldaten, wie etwa bey uns, in Bürgerhäusern untergebracht werden können, lassen die Fürsten solche Häuser erbauen.

Lieschen (zu Karl). Wer weiß, hast du das gewußt! Man kann ja wohl einen Namen vergessen! Nun will ich mir's gewiß merken. — Nun Großväterchen?

Vater Roderich. Mit seiner Leibwache wollte nun der Fürst sogleich über den Adel herfallen, hingegen dieser, der sogleich durch seine Abgeordneten von allem benachrichtigt worden war, und der vorher ahndete, was geschehen könnte, wartete die Ankunft seines Feindes

nicht

nicht ab, und war schon mit seinen Familien außer den Thoren der Stadt, ehe der Fürst noch den Pallast verließ. Der Adel in der Stadt fühlte sich zu schwach, dem Fürsten Widerstand zu thun, er hatte sich daher verabredet, in Verbindung mit dem ganzen Adel des Landes, an einem bestimmten Tage, in einer gewissen Gegend sich zu versammeln, und dann mit gewaffneter Hand den Fürsten zu zwingen, gerecht zu seyn. Der Fürst sandte sogleich mehrere Abtheilungen seiner Leibwache nach den Wohnungen der vornehmsten des Adels, mit dem Befehl, sie und ihre Kinder todt oder lebendig in den Pallast zu bringen. Er selbst rückte an der Spitze von tausend Mann vor das Versammlungshaus, in welchem der Adel seine Zusammenkünfte zu halten pflegte. Aber als er alle Thüren offen und selbst die gewöhnlichen Wachen, geschweige sonst jemand in demselben fand, und als nach und nach alle Truppenabtheilungen mit der Nachricht zurückkamen, daß der ganze Adel mit seinen Familien geflüchtet sey, gebot er sogleich im heftigsten Ingrimm, daß ihre Wohnungen geplündert, und nieder gebrannt werden sollten. Man stellte ihm die Gefahr dabey vor, der die Stadt ausgesetzt wer-

werden würde, — er stieß den Unglücklichen auf der Stelle nieder, der ihm diese Vorstellung zu machen wagte, und sein unmenschlicher Befehl wurde vollzogen. Ueber zweyhundert der prächtigsten Palläste und mehr als dreyhundert Wohnungen unschuldiger Bürgerfamilien, wurden dabey theils in die Asche gelegt, theils zerstört um die übrigen zu retten — drey Tage dauerte dieser fürchterliche Brand, die Stadt schien wie von einem Feinde eingenommen.

Unterdessen zog sich der Adel, etliche Meilen vor der Stadt zusammen, ein schönes Heer wackerer Streiter, alle brennend vor Begierde, einen Unmenschen in seinen Schranken zu weisen, und das ihrem ganzen Stande vielfache angethanene Unrecht zu rächen — denn schon wußten sie, was in der Hauptstadt mit den Wohnungen des dasigen Adels vorgegangen war. Drey tausend der auserlesensten jungen Mannschaft waren aufgesessen; die Häupter der Familien, alles alte versuchte Krieger, standen an ihrer Spitze. Ein Heer von wenigstens zehn tausend gut bewaffneter Sklaven begleitete sie. Sie rückten langsam vor, denn sie hatten erfahren, daß der Fürst seine ganze Armee gegen sie aufgeboten, und schon einen großen

Theil

Theil derselben, in der Nähe der Hauptstadt, zusammen gezogen habe.

Karl. Wie groß war denn die Armee des Fürsten?

Vater Roderich. Sie war groß genug, um den ganzen Adel aufzureiben, wenn es ihr nicht gerade an dem, was sie erst zu einer Armee machte, an guten Offiziers gefehlt hätte. Denn die obersten Stellen in der Armee waren alle von Adlichen besetzt, aber gern hätten diese ihren Würden entsagt, um ihre gemeinschaftliche Sache vertheidigen zu helfen.

Karl. Aber hätten nicht die Generals ihre Regimenter selbst gegen den Fürsten führen können? — Sie hätten ihnen ja nur sagen dürfen, wie ungerecht und grausam er sey, und daß es ihnen auch nicht besser gehen werde, wenn er nicht vernünftiger würde!

Vater Roderich. Lieber Karl, es mag wohl keine so leichte Sache seyn, ganze Regimenter zur Untreue gegen ihren Fürsten zu verführen, dem sie den Eid der Treue geschworen haben. Der gemeine Mann kennt seinen Fürsten nur als seinen obersten General und liebt ihn oft blos schon darum, wenn er nur ein tapferer Mann ist. Unter einem Regimen-

mente giebt es aber immer auch Leute, die gegen ihre Vorgesetzten eingenommen sind, und noch aus andern Ursachen lieber dem Fürsten, als dem General anhängen. Manche sehen es wohl gar gern, wenn der General, oder die obern Offiziers Fehler machen; sie hoffen vielleicht selbst vorzurücken. — Aber in jenem Lande, wovon wir reden, gab es gar keine stehende Armee, wie man es nennt; das heißt, die Regimenter waren nicht immer versammelt, und bekamen keinen Sold. Die Soldaten lebten in Friedenszeiten, wie andere Bürger, von ihrer Hände Arbeit, von ihren Geschäften und Handthierungen. Jährlich versammelten sie sich einmal auf einige Wochen, um die gewöhnlichen Kriegsübungen vorzunehmen, da sahen sie nur ihre Offiziers, sie kannten diese also zum Theil kaum. War die Uebungszeit vorüber, so giengen sie aus einander, jeder in seine Wohnung, an seinen Pflug, in seine Werkstatt. — Drohete aber dem Lande ein Krieg, dann ließ der Fürst, auf gewissen dazu bestimmten Bergen und Anhöhen, Lärmfeuer anzünden; auf dieses Zeichen versammelte sich alles, was als Soldat aufgeschrieben war, in der Nähe der Hauptstadt und erwartete hier

die

die weitern Befehle. Jeder Strich Landes hatte seine besondere Abzeichnung an den Waffen und der Kleidung; was überein gekleidet war, das machte ein Regiment aus, das gewöhnlich aus zwey bis dreytausend Mann bestand. Der Fürst wählte aus dem Adel die Offiziers — dießmal aber, da der ganze Adel gegen ihn selbst sich rüstete, wählte er sie theils aus seiner Leibwache, theils aus den ältesten und erfahrensten der sonst gewöhnlichen Unterbefehlshaber, die etwa unsern Corporals gleich kamen. Aber wenn ein tüchtiger Corporal nicht sogleich ein guter Hauptmann, und ein guter Hauptmann nicht darum auch ein geschickter General ist, so konnte es nicht fehlen, daß die Armee des Fürsten von solchen Officiers nur schlecht angeführt werden mußte. Das zeigte sich auch zum Unglück des Fürsten sehr bald.

Der Fürst war kaum mit Anordnung seines Heeres zu Stande, so kam schon ein Bote nach dem andern, der die Nachricht brachte, daß die Armee des Adels durch einen Umweg, den sie genommen, die Stadt von der mittäglichen Seite her zu überfallen drohe, indeß das fürstliche Heer sie von Mitternacht her erwartete.

Der Fürst warf auf diese Nachricht einen Theil seiner Armee in die Stadt, mit dem größten Theil derselben rückte er in zwey Abtheilungen, deren eine die Stadt von der rechten, die andere aber von der linken Seite umgiengen, dem Feinde entgegen. Der Adel, der aus Vorsicht von einem naheliegenden Berge Besitz genommen hatte, bemerkte diese Bewegung des fürstlichen Heers, und da er vermuthete, daß der Fürst die Leibwache selbst anführen werde, stürzte er sich auf die Abtheilung des Heers, unter welcher er die Leibwache bemerkte! — Es entstand ein schrecklicher Kampf, die Leibwache focht unter den Augen ihres Fürsten mit dem größten Muthe, dreymal wurde der Angriff des Adels zurückgeschlagen, aber als die übrigen, schlecht angeführten Regimenter des Fürsten, in Verwirrung gebracht waren, und unter der Leibwache Schutz suchten, wurde sie endlich bey dem vierten Angriff zersprengt und mußte mit dem Fürsten zugleich in der größten Unordnung die Flucht ergreifen, ehe noch die andere Abtheilung der Armee ihr zu Hülfe kommen konnte. — Dieser zweiten Abtheilung hatte der Adel die Hälfte seiner Sklaven entgegen geschickt, sie waren eben im Handge-

gemenge, als ein Trupp der adlichen Reiterey, mit der Nachricht von dem erfochtnen Siege, ihr zu Hülfe kam. Der Müth, mit dem jetzt diese Sklaven ihren Feind angriffen, würde auch auf dieser Seite den Sieg nicht lange zweifelhaft gelassen haben, wenn nicht eben, da er fast entschieden war, der Fürst mit dem in die Stadt geworfnen Theil seines Heers und den aus der verlohrnen Schlacht zusammengeraften Flüchtlingen, die sich mit dem Fürsten zugleich in die Stadt geflüchtet hatten, seinen schon wankenden Leuten zu Hülfe gekommen wäre. Er kam den Sklaven in den Rücken — aber noch hatte er sie nicht ganz erreicht, als der Adel, der das leicht vorhersehen konnte, in der schönsten Ordnung ihm selbst wieder in den Rücken kam. Das muthlos gewordene Heer des Fürsten, zumal der Theil, der schon einmal geschlagen war, hielt dem Adel zwar eine Zeit lang Widerstand, aber nicht lange. Der Adel verachtete den zusammen gelaufenen Schwarm übel angeführter Soldaten, und drang nur auf den Fürsten selbst ein. Dieser ward es nicht sobald gewahr, so versuchte er sich, da er sich zu weit vorgewagt hatte, zurück zu ziehen — seine Leute sahen dieß für ein Zeichen an, daß

ihre Lage bedenklich sey, sie zogen sich mit ihm zurück, und in wenig Minuten ward eine vollkommene Flucht daraus. Der Fürst mit seiner fast zur Hälfte geschmolznen Leibwache flohe zuerst — ihn verfolgte der Adel auf dem Fuße, — drang mit ihm zugleich in die Stadt und würde sogar mit ihm in den Pallast eingedrungen seyn, wenn nicht einer der traurigsten Gegenstände den Hauptanführer derselben aufgehalten hätte. — Drey junge Nairen, die bey der ersten Flucht des fürstlichen Heeres sich zu weit gewagt hatten, und von einem Trupp der fürstlichen Leibwache umringt und gefangen genommen worden waren, hatte der Tyrann sogleich auf dem größten Platze in der Stadt spießen lassen! — Einer derselben war der einzige Sohn des Hauptanführers des Adels!

Die Kinder bezeugten einmüthig ihr Entsetzen über diese Grausamkeit des Fürsten, und ihr Mitleid mit dem unglücklichen Vater.

Vater Roderich. Denkt Euch also selbst, wenn Ihr könnt, den Eindruck, den dieser Anblick auf das Herz dieses unglücklichen Vaters machen mußte, als er über diesen Platz hinweg nach dem Pallaste zu jagen wollte. Wie vom Blitz getroffen riß er sein schnaubendes Roß

zusammen, und in demselben Augenblick wäre er herabgesunken, hätten ihn nicht seine ihm nacheilenden Kampfgefährten, die seinen Zustand bemerkten und leicht die Ursache desselben sich erklärten, unterstützt. Ohne an ihren Sieg in diesem Augenblick zu denken, rissen sie die Leichname ihrer Brüder von den Schandpfählen herab, übergaben sie und den trostlosen Greis einigen ihrer Freunde, und nur um so wüthender stürmten sie nach dem Pallaste. Vergebens, denn die Pforten waren schon geschlossen und verrammelt und von den Dächern flog ein Hagel von Steinen und Pfeilen auf sie herab. Sie mußten sich zurück ziehen und sich begnügen, den Pallast von allen Seiten enge einzuschließen, bis sie ihre Sklaven und weitere Verstärkungen an sich gezogen hätten, um ihn mit Sturm wegzunehmen. Unterdessen verfolgten ihre übrigen Gefährten nebst den Skaven die außer der Stadt gebliebenen fliehenden Truppen des Fürsten und zerstreuten sie gänzlich. Eine schrecklichere Nacht folgte diesem heißen Tage — doch ehe sie einbrach, siehe, da schwebte Fee Lilla —

Die Kinder erhuben bey diesen Namen ein lautes Freudengeschrey, und da die Mutter

zugleich bemerkte, daß es schon spät werde, brach Vater Roderich seine Erzählung hier ab, um sie nach dem Abendessen, wo möglich, zu Ende zu bringen.

Schneller war noch nie von den Kleinen zu Abend gespeist, und schneller noch nicht der Tisch wieder abgeräumt worden, als es an diesem Abende geschah. Und noch war Minchen nicht mit der Mutter zurück, da hatte Karl schon wenigstens eine Frage vorzubringen, über einen Umstand in der Erzählung des Großvaters, der ihm dunkel geblieben war. Er hat e noch keinen Begriff von einer großen, weitläuftig gebauten Stadt, daher war es ihm unbegreiflich, wie ein so großes Heer, wie das Heer des Fürsten, das er wenigstens auf 30 bis 40000 Mann schätzte, sich nicht habe zu Hülfe kommen können, da es in drey Abtheilungen, von so verschiedenen Seiten, angerückt wäre!

Heinrich übernahm es, seine Bedenklichkeiten zu heben. — Du denkst dir vermuthlich die Hauptstadt eines asiatischen Fürsten so groß, wie etwa unser Städtchen?

Karl. Je nun, größer wohl, aber wäre sie auch so groß gewesen, wie uns der Großvater Berlin und Wien geschildert hat, so

glaube

glaube ich doch, daß sich die verschiedenen Abtheilungen hätten zu Hülfe kommen können.

Heinrich. In einer Stunde, lieber Karl, ist viel geschehen, und wenn nun, zum Beispiel, die Hauptstadt des Fürsten nur vier Stunden im Umfange hatte, so war es schon fast unmöglich, daß sich die beiden sich außen herumziehenden Abtheilungen einander so schnell, wie du glaubst, zu Hülfe kommen konnten. Denn eine Armee auf dem Marsche kann nicht so schnell fort, wie ein einzelner Mensch! Ueberdieß ziehen sich denn die Wege um eine Stadt so gerade fort, wie du etwa um Leipzig gesehen hast? — In jenen alten Zeiten waren aber gewiß die Wege in Asien noch nicht so gut beschaffen, als sie vielleicht jetzt hin und wieder in einigen Reichen seyn sollen, wenigstens die großen Landstraßen. Und wie ich gelesen und gehört habe, sind die Städte in Asien, zumal in ältern Zeiten, viel größer gewesen, als sie bey uns in Europa sind. Denn es waren nicht blos große Häuser und Palläste in eine Stadt eingeschlossen. Fast an jedem Hause waren große Höfe und Gärten, und zumal an den Pallästen der Vornehmen — oft drey und vier Höfe und mehrere weitläuftige Gebäude und Gärten.

Nun denke dir erst den Pallast eines Fürsten. Bitte nur einmal den Großvater, daß er dir die Abbildungen einiger asiatischen Städte zeigt, die er uns neulich vorzeigte, da du mit dem Vater weggefahren warst, und du wirst bald begreifen, wie es möglich war, daß eine Abtheilung der Truppen des Fürsten an der einen Seite der Stadt geschlagen werden konnte, ehe die zweite nur etwas davon erfuhr!

Karl. Ja, wenn es so gewesen ist? — Nun Großväterchen, nun sind sie alle da. Was war denn nun mit Fee Lilla?

Lieschen. Ach! mir ist so bange, wie es in der Nacht werden wird, ich fange doch bald an, den Fürsten zu bedauern.

Karl. Er hat sich ja sein Unglück selbst zugezogen. Die armen Leute, die um seinetwillen und mit ihm zugleich leiden mußten, wären wohl mehr zu bedauern.

Wohl war, sagte der Großvater, doch wir dürfen uns nicht weit von unserer Hauptsache verlaufen, wenn wir anders noch diesen Abend zu Ende kommen wollen. Ich fahr also fort, wo ich stehen blieb. Fee Lilla hatte die Gewohnheit, jährlich ungesehen diejenigen Reiche Asiens zu durchreisen, deren Bewohner von der Feenkönigin ihrem

besondern Schutze anvertraut waren, und wo sie nun glaubte, daß sie mit ihrer Macht einzelnen Menschen, oder ganzen Ländern nützlich seyn konnte, da weilte sie, bis sie ihre Absicht erreicht hatte. Schon bey der Geburt Olinden's hatte sie aus dem Buche des Schicksals, in welchem die Feen lesen konnten, erfahren, auf welche traurige Art die schönen Anlagen dieser Prinzessin durch eine thörichte Erziehung würden verunstaltet werden. Und wiewohl sie schon damals den Entschluß faßte, dieses arme Kind, sobald es das siebende Jahr erreicht haben würde, (denn eher erlaubte es ihr das Buch des Schicksals nicht,) in ihre Anstalt aufzunehmen, in welcher sie schon manche verzogene Prinzessin, zum Glück ihrer künftigen Unterthanen, gebildet hatte —

Lieschen. Ja, wie zum Beispiel die Prinzessin Nina!

Vater Roderich. Ja! — so hatte sie doch in der Folge ihren Entschluß wieder geändert. Olinde schien in ihrem sechsten Jahre schon zu sehr verdorben, als daß sie hätte hoffen können, sie blos durch die liebevollen Mittel zu bessern, die sie bey der Erziehung ihrer jungen Freundinnen anzuwenden pflegte. Sie

erkannte es für nöthig, sie durch härtere Erfahrungen von ihren großen Fehlern zu heilen, wenn sie einmal würdig werden sollte, wie es doch im Buche des Schicksals bestimmt war, die Liebe des Moawi zu verdienen, und ihn durch ihre Liebe für die Leiden zu belohnen, die, wie sie wußte, auch diesem Jünglinge bevorstanden. Olinde war jetzt in dem Alter, wo es der Fee Lilla erlaubt war, sich ihrer anzunehmen, und in der Absicht dieß zu thun, war sie eben an demselben Tage bey der Hauptstadt des Fürsten, ihres Vaters, angekommen, an welchem der Kampf des Adels mit diesem Fürsten vorfiel. Sie kam etliche Augenblicke zu spät, um die drey unglücklichen Jünglinge zu retten, die Euer Mitleiden so stark rege machten, und da sie dem Schicksale, das dem Fürsten drohete, seinen Lauf lassen mußte, schwebte sie indeß ungesehen über dem traurigen Schauspiele.

Indeß nun der Fürst an seiner Seite Anstalt machte, in der Nacht mit seiner Leibwache den Adel zu überfallen, und entweder ihn aufzureiben oder doch mit seiner Familie sich durchzuschlagen, um in den Provinzen seines Reiches eine neue Macht zu versammeln, und

dann

dann desto nachdrücklicher seine rebellischen Vasallen zu züchtigen; zog der Adel sich mit seinen von dem Verfolgen des geschlagenen Feindes zurückgekehrten Sklaven immer dichter um den Pallast zusammen. Ein großer Theil der Bürgerschaft, die eben so unzufrieden mit der Regierung ihres Fürsten war, als der Adel selbst, bot diesem seine Hülfe an. Der Adel lehnte sie zwar vor der Hand ab, nahm aber desto williger die Erfrischungen an, die ihm und seinen ermatteten Leuten von allen Seiten zugeführt wurden. (Der Großvater ließ sich ein Glas Wasser reichen, da fragte)

Karl. Vasallen, Großväterchen, das sind wohl auch die vornehmen Adlichen?

Vater Roderich. In ältern Zeiten mußten die Besitzer der Schlösser und Burgen, die wir jetzt fast ohne Unterschied Rittergüther nennen, ihren Landesherrn in den Krieg begleiten; einige allein, andere mit mehrern ihrer Leute. Wer diese Pflicht auf sich hatte, hieß ein Vasall. Daher heißen auch jetzt noch die Besitzer der Rittergüther die Vasallen ihrer Fürsten. Ich kann also wohl jenen Adel auch Vasallen ihres Fürsten nennen, denn sie waren gleichsam die gebohrnen Offiziere bey seiner

Ar-

Armee. — Doch weiter! Der Abend kam endlich unter gegenseitigen Zurüstungen heran. Der Adel kannte das ganze Innere des Pallastes, und wollte daher an der schwächsten Seite desselben einen Versuch wagen, durch seine bewaffneten Sklaven die Pforten mit Gewalt sprengen und die Mauern übersteigen zu lassen, indeß die übrigen Pforten mit hinlänglicher Bedeckung besetzt bleiben sollten. Von einem Ausfall des Fürsten befürchtete man nichts, doch hatte man Zeichen unter sich verabredet, die man sich in diesem Falle geben wollte, um sich dahin schnell zu versammeln, wo Gefahr seyn sollte.

Jetzt wurde, es war gerade beym Einbruch der Nacht, das Zeichen zum Angriff gegeben, aber unerwartet für den Adel, öffneten sich plötzlich auch alle Pforten des Pallastes, und so wie der Adel eindringen wollte, stürzten ihm die bereit stehenden bewaffneten Sklaven des Fürsten entgegen — ein mörderisches Blutbad erfolgte. Das Winseln und Geheul der Verwundeten und Sterbenden durchtönte grausend die Stille der Nacht. Im Heer des Adels war vollkommene Ruhe, man hörte nur das Stampfen ihrer Rosse und das Klirren ihrer

Waffen

Waffen, desto fürchterlicher brüllten die Sklaven. Jetzt war die eine Pforte vom Adel weggenommen, man sprengte in die Höfe — aber die innern Räume waren alle versperrt. Da hörte man außerhalb des Pallastes plötzlich ein verworrenes Geschrey: Der Fürst! Flucht! Flucht! Setzt ihm nach! Auf das gegebene Zeichen jagte der Adel nach dem Orte zu, woher dieß Geschrey kam, und hier erfuhr man, daß der Fürst mit seiner Familie, von wenigen Reutern begleitet, durch die Bemühungen seiner Leibwache, die sich durch die Sklaven einen Weg gebahnt hätten, entkommen sey. Ein Theil des Adels setzte ihm nach, indeß die Zurückbleibenden sich vollends des Pallastes bemächtigten, und die Leibwache, die noch tapfer sich vertheidigte, endlich nöthigten, sich zu ergeben. Sie besetzten nun mit ihren eignen Sklaven die Pforten und Höfe des Pallastes, und beschlossen, bis zur Rückkehr derer, die dem Fürsten nachgesetzt waren, von der Arbeit dieses harten Tagewerks auszuruhen.

Unterdessen eilte der Fürst in der finstern Nacht mit seinen Weibern und ihren Sklavinnen, die alle zu Pferde waren, nur von funfzig tapfern Leuten von seiner Leibwache begleitet,

gleitet, einer ihm vorzüglich ergebenen Provinz zu.

Lieschen. Und die Prinzessin Olinde? —

Vater Roderich. War nicht vergessen, liebes Lieschen. Ihre Mutter, ein treffliches Weib, die, wie gewöhnlich die Töchter vornehmer Personen, ganz gegen ihre Neigung mit dem Tyrannen verbunden worden war, den sie für ihren Gemahl erkennen mußte, hatte sie auf ihren Armen. Still und schweigend waren sie wohl schon eine Stunde fortgeritten, als sie hinter sich Pferdetritte vernahmen. Sie furchten sogleich, was es seyn könnte, und der Fürst befahl, daß seine Weiber mit ihrer Begleitung halten, und — wenn sie nicht anders könnten, sich ergeben sollten; er selbst ritt nur noch von vieren seiner Getreuen begleitet schnell davon. — Der Fürst war kaum einige hundert Schritte vorwärts geritten, als die Begleiter der Weiber mit verhängtem Zügel, ein Theil rechts, der andere links das freye Feld suchten. Die Weiber erhuben ein fürchterliches Geheul, als sie, von ihren Begleitern verlassen, ihren Feinden sich Preis gegeben sahen. Auch sie wollten fliehen, aber des Reitens ungewohnt und auf unbekannten Wegen, in der

Nacht

Nacht — wie weit würden sie gekommen seyn? — Die Fürstin rieth, geduldig ihre Ankunft abzuwarten, sie thaten es, und sie allein ritt ihnen entgegen. Wir sind Weiber, rief sie den ersten zu, die von edeln Männern Schutz, aber keine Mishandlungen befürchten. — Vor Mishandlungen seyd Ihr sicher, erwiederte ihnen der Anführer, aber schützen können wir Euch nicht. Reitet ruhig zurück nach der Hauptstadt, dort werdet ihr Schutz finden. Da ihr aber einen kürzern Weg habt, als wir, so steigt ab, nehmt Pferde von uns, die ermüdet sind, und gebt uns die Eurigen! — Sie thaten es — die Verfolgenden, mehrere hundert, sprengten weiter — aber die guten Weiber waren nicht im Stande, die unruhig gewordenen Pferde, die den Verfolgenden nachwollten, zu bändigen. Sie mußten wieder absitzen, und — wie trostlos war nun ihre Lage. Sie mußten sich entschließen, die Nacht unter den Bäumen zu bleiben, die sie zufällig in der Gegend fanden, wo sie abgestiegen waren. Hier wollten sie den Morgen erwarten. Eine lange traurige Nacht, für Personen zumal, die eines solchen nächtlichen Aufenthaltes wohl nicht gewohnt seyn konnten! — Der

Morgen fieng endlich an zu dämmern und nun wollten sie, wenn es ihnen möglich wäre, versuchen, die Hauptstadt zu Fuße zu erreichen, denn ihre Pferde hatten sich in der Nacht verlaufen! Sie hofften von der Großmuth des Adels wenigstens Schutz und ein anständiges Unterkommen zu erhalten. Aber wie bald mußten sie diese, in ihrem traurigen Zustande, süße Hoffnung aufgeben. Sie waren nur wenige Schritte gegangen, so stießen sie auf zerstreute Haufen flüchtender Einwohner aus der Hauptstadt, die ihnen die schreckliche Nachricht entgegen brachten: daß alles in derselben in Aufruhr sey, daß man senge und morde, daß der fürstliche Pallast in Flammen stehe, und daß sie nur mit großer Gefahr dem allgemeinen Schicksale entgangen wären, ausgeplündert oder ermordet zu werden. Alles sey wider einander, man wisse nicht, wer Freund, wer Feind sey!

Karl. Aber woher kam denn das? Sie sagten ja, der Adel hätte sich im Pallast ruhig verhalten wollen, bis die dem Fürsten Nachsetzenden zurück gekommen wären?

Vater Roderich. Das war allerdings der Entschluß des Adels, allein die Sachen änder-

änderten sich sehr bald. Es war bey der Finsterniß der Nacht einem Theil der Leibwache gelungen, aus der Stadt zu kommen und da sie die Absicht des Fürsten wußten, wollten sie ihm nach. Sie suchten durch Schleifwege den Nachsetzenden auszuweichen und vielleicht dem Fürsten noch zuvor zu kommen, aber sie waren noch keine halbe Stunde fortgeritten, so stießen sie auf einen großen Haufen Bewaffneter, die, von einem entschlossenen Manne auf der Flucht aufgesammelt und angeführt, den Vorsatz hatten, sich bey der Nacht in die Stadt zu werfen, und den Fürsten zu befreyen, den sie noch in seinem Pallaste eingeschlossen glaubten. Auf die Nachricht von seiner Flucht und der Einnahme des Pallastes durch den Adel waren sie erst Willens, wie die Flüchtigen von der Leibwache, dem Fürsten nachzufolgen, aber bald änderten sie ihren Entschluß, und faßten nun den verwegenen Anschlag, sich in der Stille der Stadt zu nähern, und durch einen ihnen bekannten offnen Theil der Mauer einzudringen, um den Pallast zu überrumpeln. Still und rasch führten sie ihr Vorhaben aus. Mit Hülfe einiger Leitern, die sie aus einem benachbarten Dorfe mit sich schleppten, waren

sie, an einem unbewachten Theile des Pallastes, in einem der Höfe des Pallastes, ehe noch die wachenden Sklaven das Mindeste wahrgenommen hatten. Sie stießen die ersten Wachen nieder, drangen tiefer in den Pallast, jetzt erst ward Lärmen, und nun erfolgte allerdings einer der schrecklichsten Auftritte. Das furchtbare Getöse weckte die Bewohner der Stadt, die Bürger versammelten sich auf dem Marktplatze, noch unentschlossen, ob sie ruhig bleiben, oder welche Parthey sie ergreifen sollten. Ein Theil war für, ein anderer gegen den Adel, alle waren gegen den Fürsten. Laßt uns erst die Tyrannenknechte bändigen helfen, rief endlich eine Stimme, dann wollen wir sehen. Auf! dem Adel zu Hülfe. Tausende stürzten sich wüthend nach dem Pallaste, aber indem sie versuchten, die Pforten zu öffnen, loderte plötzlich eine Flamme über ihren Häuptern auf. — Die Sklaven des Adels, um dem unsichern Gemetzel zu wehren, da in der Finsterniß oft der Freund gegen den Freund kämpfte, hatten den hintern Theil des Pallastes in Brand gesteckt. Die Flamme griff in den hölzernen Gebäuden schnell um sich, erstickender Dampf erfüllte die Höfe, in welchen der

Adel

Adel, hier und da zerstreut und zu Fuß, sich nur noch schwach vertheidigte. Was vermochten wenige hundert ermüdete Kämpfer gegen Tausende, die als Meuchelmörder auf sie eindrangen. Jetzt eilten ihnen die Bürger von außer her zu Hülfe, aber sie selbst mußten nun die Pforten öffnen, und das Gefecht zog sich vor dem Pallast und in die Straßen der Stadt. Die Soldaten des Fürsten, da sie die Bürger gegen sich fechten sahen, schonten nun nicht. Truppweise entzogen sie sich dem Gefechte und steckten ihre Häuser, an mehrern Ecken, in Brand. Unter den Bürgern gab es noch einzelne Freunde des Fürsten, sie warfen sich auf die Seite der Fürstlichen; fast zwey Stunden dauerte das wüthendste Gefecht. Endlich gelang es dem Adel, der durch seine Sklaven seine Pferde aus dem Pallaste in einen entfernten Theil der Stadt hatte retten lassen, bey der Flamme der angezündeten Bürgerhäuser sich zu sammeln, und in guter Ordnung sich bis zu den Pferden zurück zu ziehen. Hier stellten sich ihre Sklaven ihnen zur Brustwehr, sie saßen auf und in wenig Minuten war der Sieg auf ihrer Seite. Sie verjagten die zerstreuten Fürstlichen aus der Stadt, und über-

ließen diese ebenfalls ihrem traurigen Schicksal, um sich zu einem neuen Kampfe gegen den Fürsten, den sie unfehlbar gerettet glaubten, zu rüsten.

In der Stadt war nun freilich alles gegen einander, Bürger gegen Bürger, und Leute, die nichts zu verliehren hatten und anderes liederliches Gesindel, das sich bey solchen Gelegenheiten bald einzufinden pflegt, raubten und sengten und brennten, bis an den hellen Morgen. Da erst gelang es den ältesten und verständigsten unter den Bürgern, ihre Mitbürger aus einander zu bringen, um gemeinschaftlich zum Löschen des immer weiter um sich fressenden Brandes und dem Rauben des liederlichen Gesindels Einhalt zu thun. Mit Jammer erblickten sie jetzt erst die Tausende Erschlagner und Verwundeter, die auf den Straßen und vor dem in heller Flamme stehenden Pallaste umher lagen. Und welch' eine Zukunft sahen sie vor sich, da sie nicht zweifeln konnten, der Fürst werde zunächst seine Hauptstadt wieder in seine Gewalt zu bekommen suchen, und sonach werde auch der Schauplatz des ausgebrochnen Krieges immer in ihrer Nähe oder wohl gar in ihren Mauern bleiben!

Noch ehe der Morgen anbrach, hatten sich viele Familien aus der Stadt geflüchtet, ein Theil dieser Flüchtenden war es, der der Fürstin mit ihren Begleiterinnen diese schrecklichen Nachrichten hinterbrachte. Was sollte sie nun anfangen? Sie bat die Flüchtenden, sich ihrer und ihres Kindes zu erbarmen, und sie nach einem nahe liegenden Schlosse zu begleiten, das dem Fürsten zugehörte; aber jedes war nur auf seine Rettung bedacht, man sagte ihr den Weg dahin, das war alles. Ermattet von Kummer und von Hunger und Durst geplagt, da sie auch am vorigen Tage nichts hatten genießen können, — wie hätten sie es auch in einer solchen Lage gekonnt? schlichen sie durch einen Wald der Gegend zu, in welcher das fürstliche Schloß liegen sollte. Hier fanden sie hin und wieder einige wilde Beeren, die sie zu ihrer Erquickung heißhungerig speisten. Wie fremd kam das alles Olinden vor, sie hörte nicht auf zu jammern; und doch war das nur ein Schatten von dem, was sie noch erfahren sollte! Mit dem zunehmenden Tage wurde die Hitze immer drückender, sie mußten endlich der Ermattung unterliegen! Da lagerten sie sich im Schatten, und wünschten durch

ein wenig Schlaf sich erquicken zu können; es gelang ihnen unerachtet des Ungeziefers, das sie umkroch und in jedem Angenblicke durch die empfindlichsten Stiche sie aus dem Schlummer wieder erweckte. Einige Stunden hatten sie geruht, da wurden die Sklavinnen ausgeschickt, um von allen Seiten sich umzusehen, ob sie nicht irgend eine Hütte fänden, oder wenigstens einen Quell, um ihren stechenden Durst zu löschen. Aber trostlos kam ein Theil nach dem andern zurück. Wenige Beeren und wilde Früchte war alles, was sie mitbrachten. Der Wald, sagten sie aus, scheine kein Ende zu haben. Sie brachen dem ungeachtet wieder auf, und nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde fortgegangen waren — welche Freude! da sahen sie in einiger Entfernung Zelte aufgeschlagen. Sie hielten sie für die Zelte der fürstlichen Hirten, die vielleicht in diesen Gegenden mit den Heerden sich aufhielten. Aber ach! wie schnell schwand ihre Freude, als sie sich den Zelten näherten, und nun entdeckten, daß es eine Horde lumpigen Zigeuner-Gesindels sey, die hier ihre Hütten und Zelte aufgeschlagen hatten!

Lieschen. Ach! Zigeuner! Pfuy die garstigen Menschen, die so gelb und schmuzig aussehen? O! es ekelt mir noch, wenn ich daran denke, wie mir einmal eine solche alte häßliche Zigeunerin in die Hand sehen wollte!

Karl. Und du wolltest doch gern wissen, was sie dir wahrsagen könnte!

Lieschen. Ja! die dummen Leute, die werden auch wahrsagen können. Es war nur mein Scherz. Nicht wahr, Großväterchen, die Zigeuner können nicht wahrsagen?

Vater Roderich. Warum trauest du es denn den Zigeunern nicht zu? Weil sie so schmuzig und gelb aussehen, und gewöhnlich sehr zerlumpte Kleider tragen? — Denn daß sie dumm wären, das glaubst du wohl selbst nicht, du nanntest sie wohl nur aus Uebereilung so! — Erinnerst du dich wohl noch, wie manche kluge Leute, wenigstens, die sich für sehr klug halten, von ihnen hintergangen wurden?

Karl. Aber es war doch immer unbegreiflich, woher sie so vieles wissen konnten? Zum Beispiel, von unserer Marie. Sie hatten sie doch in ihrem Leben nicht gesehen!

Vater Roderich. Höre, lieber Karl, du bist wohl diesen Abend nicht in den Garten gekommen?

Karl. Ein kleines Weilchen, ehe es anfieng zu regnen.

Vater Roderich. Hast du dir nicht den Aepfelbaum besehen, der rechter Hand im hintersten Gange steht?

Karl (ward etwas verlegen — und stotterte) — Es kann wohl — Ja ich erinnere mich — ich habe ihn heute angesehen.

Vater Roderich. Hatte der Wind viel Aepfel heruntergeworfen?

Karl. Nein! ich habe nicht viel ge —

Vater Roderich. Du hast dir sie wohl aufgehoben, damit sie vollends reif werden?

Karl (beschämt) Es waren nur zwey, ich habe sie noch in der Tasche —

Lieschen. Sieh' du hast ja gesagt, du willst allemal mit mir theilen?

Vater Roderich. Das wird Karl gewiß thun, er hat es vermuthlich bisher vergessen. Aber siehst du wohl, lieber Karl, wie man hinter deine Geheimnisse kommen kann? Ich habe nicht wissen können, daß du heute Aepfel aufgelesen hast, und gleichwohl —

Karl. Ja, ich konnte es Ihnen ja nicht leugnen, da sie mich fragten.

Vater Roderich. Und wenn du mir es auch hättest leugnen wollen, du hättest nicht gekonnt, dein Gesicht, deine Sprache hätte dich verrathen. Sieh das ist aber auch die ganze Kunst, deren sich die Zigeuner bedienen, wenn sie gutmüthige Leute vor sich sehen, die schon dadurch ihre Leichtgläubigkeit und ihre Einfalt verrathen, daß sie sich von Menschen ihr künftiges Schicksal vorhersagen lassen wollen, die ihr eignes künftiges Schicksal nicht wissen. Denn daß die Zigeuner das auch nicht wissen, das muß dir wohl begreiflich werden, wenn du dich nur an die Mißhandlungen erinnerst, die dieses Gesindel von den Barischen Bauern erfuhr, da sie den Versuch gemacht hatten, ihnen etliche Gänse wegzustehlen. Sie würden gewiß an diesen Gänsen sich nicht vergriffen haben, wenn sie vorher gewußt hätten, daß zwey von ihnen halb todt geschlagen werden sollten! Du erinnerst dich noch an diesen Auftritt?

Karl. O ja! der eine wurde ja noch auf einer Trage zum Chirurgus geschaft!

Vater Roderich. Und wenn ich Eurem Lehrer zutraue, daß er Euch alle davon beleh-

ret

ret hat, daß Gott, aus sehr weisen Ursachen, uns allen die Zukunft verschlossen hat, und daß mithin auch der weiseste Mensch nichts von der Zukunft vorher wissen kann, außer was er etwa aus Vernunftgründen, oder aus einer langen Erfahrung für die Zukunft vorher vermuthet — wie sollten wir solchen rohen ungebildeten und unsittlichen Menschen zutrauen, daß sie das Vermögen besitzen könnten, die Zukunft vorher zu wissen. Dieß Vermögen mußte ihnen ja Vorzugsweise vor allen andern Menschen von Gott verliehen seyn, denn alle andere, noch so weise und noch so gute Menschen haben es nicht — und überlege noch das! Was ist es, was diese Menschen vorher wissen wollen? Lauter Possen, Kleinigkeiten, Läppschereyen! Erinnere dich nur, was sie allen denen gesagt haben, die sich von ihnen haben wahrsagen lassen? Und zu solchen Späßen, die obendrein zum Theil sehr unsittlich sind, sollten sie von Gott Vorzugsweise dieses Vermögen erhalten haben? Ich dächte, der müßte sich schämen, der so etwas glauben wollte.

Minchen. Und doch weiß ich sehr hübsche Leute, die noch heute fest daran glauben.

Vater Roderich. Ich kann mir's denken, liebes Kind, ich habe selbst oft unter Leuten, die sich unter die gebildetsten rechneten, ähnliche Vorurtheile gefunden! Aber eben dadurch beweisen sie, daß sie wirklich nicht unter die Gebildetern gehören. Doch —

Heinrich, der bemerkte, daß der Großvater in seine Erzählung einlenken wollte, ergriff ihn bey der Hand. Erlauben Sie mir nur noch eine Frage. Aus welchem Lande kommt denn eigentlich dieses Gesindel zu uns? Sie heißen, denke ich, auch Aegyptier, und im Französischen — Böhmen. —

Vater Roderich. Aus der Verschiedenheit der Namen, die man ihnen beylegt, kannst du schon beurtheilen, daß man wohl über das Vaterland derselben nicht recht einig seyn möge. Und so ist es auch. Jetzt sind die Zigeuner freylich fast durch ganz Europa verbreitet. In Asien und Afrika mögen sie wohl auch nicht selten seyn, nur von Amerika bin ich nicht gewiß, ob sie auch schon da sich eingenistet haben. In Europa erschienen sie, nach den genauesten Untersuchungen, die darüber angestellt worden sind, ungefähr zu Anfange des funfzehenten Jahrhunderts, und zwar

in einzelnen Haufen, die unter besondern Anführern standen und sich zum Theil Herzoge nannten. Schon damals, ob sie gleich hin und wieder viel Mitleiden und gute Aufnahme fanden, weil sie sich für Leute ausgaben, die um der Religion willen ihr Vaterland hätten verlassen müssen, nahm man an ihnen ihren entschiedenen Hang zum müßigen Umherstreifen und — zum Stehlen wahr, und eben so waren sie schon damals als Leute bekannt, die sich besonders mit Wahrsagen abgaben. Sie selbst gaben sich für Vertriebene aus Klein-Aegypten aus, einem Lande, das kein Geopraph kennt; betrachtet man aber ihre Sprache, ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften, ihren Namen, ihre Sitten, ihre Lebensart, ihre Gesinnungen in Absicht auf Religion, etwas genauer, so könnten wohl diejenigen der Wahrheit am nächsten kommen, welche meynen, daß sie aus Hindostan ausgewandert sind, und wahrscheinlich aus der niedrigsten Classe, oder Kaste der Indianer, aus der Kaste der Pareier oder Suder abstammen. Doch darüber muß ich Euch an Euern Lehrer verweisen, der Euch mancherley Merkwürdiges von den verschiedenen Kasten der Indianer sagen kann.

kann. — Welche Lebensart die Zigeuner führen, das habt ihr zum Theil an denen bemerken können, die sich vor einigen Monaten in unserer Gegend eingeschlichen hatten, — denn bey uns wird ihnen kein Aufenthalt gestattet, und vielleicht werdet ihr noch manches davon in der Folge meiner Erzählung hören. —

Wir verließen die Fürstin, als sie sich eben mit ihren Sklavinnen einigen Zelten einer Zigeuner-Horde nahete. Da sie dieses Gesindel kannten, wären sie lieber wieder zurückgegangen; inzwischen, da sie schon von ihnen bemerkt worden seyn konnten, so faßten sie sich ein Herz, und giengen auf sie zu; sie hofften vielleicht von ihnen einen Weg aus diesem Walde nach irgend einer bewohnten Gegend zu erfahren. Sie fanden in den Hütten und Zelten Niemand, als ein Paar alte Weiber, die eben ihre Mittags-Ruhe hielten, — die übrige Horde mochte vermuthlich in der Hauptstadt, bey der allgemeinen Verwirrung, ihrem Handwerke nachgegangen und noch nicht wieder zurück seyn. Die Fürstin bat um einen Trunk Wasser, und sie erhielt einen ganzen Krug voll für ein kleines Geschenk; sie erkundigte sich nach der Gegend, wo sie wären — und

die

die Zigeunerinnen sagten ihr, daß sie selbst die Gegend nicht kennten, und da die Fürstin weiter fragte, ob sie nicht einen Weg wüßten, der sie bald aus diesem Walde führte; — so zeigte ihr die älteste, nachdem sie eine gute Weile sich mit der etwas jüngern besprochen hätte, eine Gegend, nach der sie gehen müsse, da werde sie in weniger als einer Stunde ein Schloß erreichen, das dem Fürsten zugehöre! Wer war froher als die Fürstin und ihre Leute, gern gab sie ihrer vermeyntlichen Wegweiserin noch ein kleines Geschenk, um welches sie gebeten hatte, und gieng nun der Gegend zu, wo sie gewiß ihr eignes Schloß zu finden hoffte.

Lieschen. Die arme Frau! Nun ich bin recht froh, daß sie endlich sich aus dem garstigen Walde findet.

Karl. Das glaub' ich noch nicht! du hast nicht Achtung gegeben. Der Großvater sagte: sie hätte ihrer vermeyntlichen Wegweiserin etwas geschenkt; wer weiß, welchen Weg sie ihr angegeben hat.

Lieschen. Ach! warum nicht gar! — Nein, Großväterchen! Nicht wahr, sie findet sich aus dem Walde heraus?

Vater

Vater Roderich. Du wirst es gleich hören! — Die Fürstin war wohl schon eine gute halbe Stunde fast über ihr Vermögen fortgegangen, als sie bemerkte, daß der Wald anstatt lichter zu werden, immer dichter und finsterer, und der Boden, auf dem sie giengen, immer morastiger wurde. Sie wußten nicht, was sie davon denken sollten, doch giengen sie noch einige hundert Schritte weiter, — da wurde aber der Boden unter ihnen immer unsicherer, sie sanken immer tiefer in Schlamm und Morast, sie standen unschlüssig, die Sklavinnen suchten einen bessern Weg, eine derselben entdeckte endlich einen Fußsteig, froh eilte sie zu ihrer Gebieterin — und nun verfolgte man den schmalen Pfad, der sie endlich vor eine Menge Gruben und Löcher führte, die ihnen leider! zu erkennen gaben, daß wahrscheinlich hier dieselben Zigeuner oder andere eine Zeit lang ihren Aufenthalt gehabt hätten. Das einzige, was sie hier freute, war eine Quelle, die von einem kleinen Hügel herabfloß. Sie setzten sich hier, und die Sklavinnen giengen wieder aus, um einen Weg oder einige Früchte zu finden, kamen aber, nach langem Suchen, trostlos wie das erste Mal zurück. Ach! wie

seufzte hier Olinde nur nach einem einzigen Bissen, mit dem sie oft ihr Schooßhündchen gefüttert hatte, wie beneidete sie die schmuzigen Zigeunerinnen, die doch wenigstens ein Zelt und darin ein Lager hatten, auf dem sie ruhen konnten! — Die Noth flößte allen Kräfte ein, um das Möglichste zu versuchen; sie giengen noch weiter, aber immer dichter ward der Wald, — und schon fieng die Sonne wieder an zu sinken. — Kraftlos warfen sie sich bey schon einbrechender Nacht auf die bloße Erde hin, und der Trost der Müden, ein süßer Schlummer, machte sie auf einige Zeit alles Kummers vergessen. Aber ach! welch' ein Erwachen für eine Mutter, wie die Mutter Olindens! Sie war auf ihrem Schooß eingeschlummert, und — wo ist meine Tochter? fragte sie, als sie die Augen aufschlug, umhersahe, alle ihre Sklavinnen im Schlummer liegend fand, und Olinden vermißte. — Wo ist Olinde? wo ist meine Tochter? schüttelte sie ängstlich rufend die Sklavinnen aus ihrem Schlummer — sie lief umher, schrie nach ihrem Kinde, die Sklavinnen mit ihr — sie war nirgends zu sehen, noch zu hören — jetzt vermißte sie ihren Halsschmuck und ihre Ohrringe —

ge — da entsank ihr der Muth, sie ahndete Olindens Schicksal. Mit einem lauten Schrey sank sie in eine Ohnmacht.

Lieschen. Ach! — was ist denn mit ihr geworden? wo ist sie denn hingekommen?

Vater Roderich. In jenen Zeiten hatte man häufige Beyspiele, daß die Zigeuner Kinder, besonders schöne Kinder, wegstahlen und sie als ihre eignen mit sich herum schleppten. Da die Fürstin ihren Schmuck vermißte, so furchte sie, die Zigeuner möchten sie in der Nacht bestohlen und zugleich Olinden mit sich weggeschleppt haben.

Lieschen. Ach! das arme Kind! — die arme Mutter; (die Thränen traten ihr in die Augen) Nun, sagte Karl — warum willst du denn weinen? Es ist ja nur eine erdichtete Geschichte, und wenn sie auch wahr wäre, du weißt ja noch nicht, ob sie wirklich von den Zigeunern gestohlen ist. Vielleicht hat sie Fee Lilla entführt und da geht es ihr gewiß gut!

Vater Roderich. Nein! lieber Karl, dieses Mal hast du nicht gut errathen. Erinnerst du dich an die beyden alten Zigeunerinnen? Sie hatten beyde Lust zu Olinden bekom-

men, darum zeigten sie der Fürstin einen falschen Weg. Sie sahen vorher, was geschehen könnte. Eine derselben schlich ihnen nach, die andere blieb zurück, und so wie die Horde, die aus zehen Familien bestand, Abends zurückkehrte, schickte diese etliche Zigeuner ihnen nach, sie fanden sich zu der alten Zigeunerin, und als die Fürstin noch im ersten Schlafe lag, schlichen sie sachte hinzu, bestahlen sie, steckten Olinden ein Tuch in den Mund, und brachten sie, trotz alles ihres Sträubens, still und sicher zu ihren Zelten zurück. Ehe der Morgen anbrach, zogen sie in eine andere Gegend — und Olinde blieb ihnen zur Beute!

Lieschen. O die abscheulichen Menschen! Aber was machten sie denn mit ihr?

Vater Roderich. Als sie sie in ihre Zelte gebracht hatten, zogen sie ihr natürlich ihre feinen, theuern Kleider aus, und legten ihr dafür, sie mochte weinen, so viel sie wollte, ein Paar schmuzige, zerrissene Lumpen an, durch die ihre schöne weiße Haut überall hindurch schimmerte; und damit sie nicht zu sehr vor den übrigen sich auszeichnete, hatten sie eine hübsche gelbgraue Farbe bereit, womit sie ihr am Gesicht und an allen Theilen des

Kör-

Körpers, die Haut ein wenig Zigeunergelb färbten, und als der Morgen graute, nahm sie eine ihrer neuen Freundinnen bey der Hand, und führte sie barfuß der Horde nach, die mit schnellen Schritten, lustig und guter Dinge, weiter zogen.

Lieschen. Aber das ist doch in Wahrheit recht grausam! O das arme Kind! Und was wurde denn nun aus der Mutter?

Karl. O laß du doch den Großvater lieber selbst weiter erzählen, du thust ja so ängstlich, daß mir bald selber anfängt bange zu werden.

Lieschen. Ja, aber es ist auch eine so traurige Geschichte; wenn ich nur erst wüßte, wie es noch würde.

Vater Roderich. Nun sieh', jetzt ist's halb neun Uhr, ehe es noch ganz schlägt, sollst du alles wissen! — Die Sklavinnen waren noch sum ihre Gebieterin beschäftigt, um sie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken, da trat unvermuthet ein freundliches altes Mütterchen zu ihnen hin, die am Stabe gieng, und einen grünen Zweig in der Hand hatte.

Lieschen. Ach! Fee Lilla! O nun bin ich froh!

Vater Roderich. Das freundliche Mütterchen —

Lieschen. Je! Großväterchen! Es ist gewiß Fee Lilla!

Vater Roderich. Nun, wenn du deiner Sache so gewiß bist! — Fee Lilla berührte die Fürstin mit ihrem Zweige — und sogleich öffnete sie ihre Augen. Ihre Sklavinnen waren ängstlich um sie beschäftigt, sie sahe verwundert um sich her, und schien vergessen zu haben, was sie in diese Lage versetzt habe. Was bringst du uns, gute Mutter, redete sie die Fee an, als sie jetzt sie bemerkte; du kannst mir meine Olinde auch nicht wieder geben! — Ihre Thränen flossen sanft, als sie dieß sagte. — Nein, erwiederte Lilla, nein, liebe Tochter, das kann ich nicht; aber zu deinem Troste kann ich dir sagen, daß du sie nach wenigen Prüfungsjahren liebenswürdiger wieder finden wirst, als du sie jetzt, nach dem Willen eines höhern Schicksals, verlohren hast. Denke jetzt nicht weiter an sie, sey wenigstens unbekümmert um ihr Schicksal, ein mächtiges, wohlthätiges Wesen sorgt für sie, und sendet mich zu dir, um dich von alle deinem Kummer zu befreyen. Du hast bisher im Glanze eines

Hofes,

Hofes, als Gemahlin eines grausamen Fürsten das Glück nicht finden können, nach dem dein Herz sich sehnte, überlaß diesen Tyrannen, dem du nur aus Pflicht deine Hand gabst, seinem Schicksale. In dieser Stunde stürzt er sich, verlassen von allen seinen Begleitern, und in Gefahr, von seinen Feinden umringt und ihrer Rache aufgeopfert zu werden, in sein eignes Schwerd! Sein Land wird durch seine eignen unglücklichen Bewohner, die gegen einander die Waffen ergreifen, drey Jahre lang ein Schauplatz der schrecklichsten Verheerungen und Mordscenen seyn; dann wird es sich selbst dem Könige der Roxolanen ohne Bedingung übergeben. Du — wähle dir eine einzige aus deinen Sklavinnen und eile mit ihr, um deinem Vater — Gott! rief die Fürstin, mein Vater? — lebt er noch? o wo find ich ihn! — Er ist glücklich den Nachstellungen deines Gemahls und seiner übrigen Feinde entgangen. Nach der unglücklichen Schlacht, die er verlohr, die ihn um sein kleines Fürstenthum brachte und in welcher er selbst geblieben seyn sollte, floh er unerkannt, mit einem einzigen seiner Unglücksgefährten zu einem alten Freunde, der in der Nähe der Hauptstadt des Königs der

Roxolanen lebte; hier entschloß er sich, seine alten Tage, im Schooß der Freundschaft, ruhig zu enden. Noch genießt er dieser Zufriedenheit, die nichts trübt, als der Gedanke, dich seine einzige Tochter einem Undankbaren gegeben zu haben, der ihren Werth nicht zu schätzen wußte, und der fähig war, seinen Wohlthäter wie einen Feind zu behandeln, blos — weil er ihm zu lange lebte. Eile daher und erheitere seine letzten Tage. Sieh' dieses Hündchen, (hier zeigte sie auf ein kleines schneeweißes Hündchen, das sie begleitet hatte,) wird dich bis vor die Wohnung deines Vaters sicher geleiten. Sorge nicht weder für deinen Unterhalt auf der Reise, die du in weniger als acht Tagen beendigen wirst, noch für dieses kleine Thier. Da, wo er sich niederlegen wird, da ruhe, und du wirst um dich her so viel finden, als du mit deiner Gefährtin bedarfst. Für deine übrigen Begleiterinnen will ich selbst sorgen.

Die Fürstin stand, wie von einer höhern Macht gestärkt, auf, fiel der Fee, ihrer Wohlthäterin, um den Hals, dankte ihr für ihre Theilnahme und für ihre zum Theil so beruhigenden und erfreulichen Nachrichten, bat sie

um ihren fernern Schutz, — und wählte die gewesene Amme Olinden's, eine junge, ihr sehr ergebene Sklavin, zu ihrer Begleiterin, und kaum war diese Wahl geschehen, so befand sie sich, mit ihrer nunmehrigen Gefährtin und dem Hündchen allein, das sogleich vor ihnen her lief und sie auf einen ziemlich betretenen Fußsteig führte. Sie giengen munter einige Stunden fort, ohne Ermüdung zu spüren, und kürzten sich den Weg mit Gesprächen über die Vergangenheit; da legte sich gegen Mittag ihr kleiner Wegweiser im Schatten eines Baumes nieder, und als sich die Fürstin umsahe, entdeckte sie in der Nähe eine köstliche klare, frische Quelle, und mehrere Feigen- und Dattelbäume, die ihnen die schönsten Früchte darboten. Sie schöpften mit den Händen sich einen labenden Trunk, pflückten so viel Früchte, als sie genießen konnten, und ruhten die Mittagshitze über unter dem Schatten des Baums, an dem ihr lieber kleiner Wegweiser sich hingelagert hatte. Nach einem kleinen erquickenden Schlummer bemerkten sie, daß ihr Wegweiser schon vor ihnen stand und sie durch Springen und Wedeln zum Weitergehen einlud. Sie folgten ihm, giengen unter den schönsten schat-

tigten Bäumen, ohne daß ihnen das mindeste aufgestoßen wäre, bis zur Abendkühle weiter, und ehe sie sich es versahen, standen sie am Fuß eines kleinen Hügels, in welchem eine Grotte eingegraben war, und in die sie durch ihren kleinen Führer eingeladen wurden. Ein weiches Lager von Moos und abgefallenem, hier gleichsam für sie zusammen gewehten Laube, bot ihnen einen bequemen Ruheplatz an. Um den Hügel her standen Fruchtbäume, und mancherley wohlschmeckende Beere; sie stillten ihren Hunger und Durst, legten sich darauf ruhig nieder und schliefen ungestört, bis sie mit Anbruch des Tages ihr Wegweiser durch sein immer lauter werdendes Gebelle weckte. Sie verstanden ihn, und nachdem sie zuvor sich mit einigen Früchten versehen hatten, folgten sie ihm weiter. So reiseten sie sieben Tage lang, fanden es fast an einem Tage, wie an dem andern, vermißten nichts, nur daß ihre Kleidungen und Wäsche anfiengen etwas unsauber zu werden. Doch sie trösteten sich mit der Hoffnung, daß sie bald das Ziel ihrer Reise erreicht haben würden. Sie stunden am achten Tage so munter auf, als am ersten, aber wie erstaunten sie, als sie um sich her sahen, und neben je-

jedem Lager gerade das fanden, wornach sie allein sich noch gesehnet hatten — für jede ein passendes sauberes Kleid und die benöthigte Wäsche! Feiner und kostbarer war das für die Fürstin, aber nicht viel weniger schön war auch das für ihre Begleiterin. Sie vermutheten bald, woher ihnen dieses erfreuliche Geschenk käme, und dankten mit gerührtem Herzen ihrer unsichtbaren Wohlthäterin. Jetzt, nachdem sie sich umgekleidet hatten, folgten sie ihrem lieben kleinen Führer, und ehe der Abend noch ganz einbrach — standen sie vor einer zwar kleinen, aber sehr niedlich erbauten Hütte. Wie klopfte der Fürstin das Herz! Noch war sie unschlüssig, ob sie hineingehen, oder in einer Laube, die an der Seite der Hütte stand, warten sollte, bis jemand herauskäme. Doch indem sie noch sich bedachte, öffnete sich die Thür — und ein ehrwürdiger Greis, den sie, unerachtet ihn Alter und Unglück fast unkenntlich gemacht hatten, sogleich für ihren Vater erkannte, trat ihr entgegen. Sie konnte sich nicht halten, sie flog in seine Arme, mein Vater! mein theurer, geliebter Vater! rief sie mit vor inniger Freude fast erstickter Stimme. — Erschüttert stand der Greis und hielt sie fest an sich ge-

drückt

drückt — Du, meine Tochter? hier? — Ja! du bist es, ich fühle es an der wohlthätigen Wärme, die mein fast erstarrtes Blut einmal wieder durchdringt? — so sprach er, und küßte sie mit Inbrunst. Welches Schicksal, fragte er, führt dich zu deinem alten Vater, der diese Freude nicht zu erleben hoffte? — O ein glückliches Schicksal, erwiederte die Fürstin, da es mir vergönnt, ihnen den Abend ihres Lebens zu versüßen. Nie, nie werde ich mich wieder von ihnen trennen! — Ach! ich ahnde es, liebe Tochter! doch wie es sey, — ich verehre deine Wege, Unerforschlicher, — betete der Greis, und sein Blick schwamm in Thränen. Diese Nacht nahmst du mir den einzigen Freund, der mir auf dieser Welt übrig war, ich glaubte mich schier von dir verlassen — ach! wohl mir, daß ich an deiner weisen Güte nicht verzweifelte! — diesen Abend sendest du mir meine Tochter, zum Trost meines Alters!

Er führte hierauf seine Tochter und ihre Gefährtin in seine Hütte, und hier theilten sie sich einander ihre gehabten Schicksale mit, bis das Grauen des Morgens sie erinnerte, daß es Zeit sey, ihren ermüdeten Körpern,

pern einige Ruhe zu gönnen! — Lassen wir nun die Fürstin ihre Pflichten als Tochter gegen ihren Vater erfüllen, und sehen wir uns wieder nach Olinden um, die wir in Gesellschaft der Zigeuner, unterwegens nach einem neuen Aufenthals-Orte verlassen hatten.

Lieschen. Nun das ist recht gut, ich dachte, Sie würden sie ganz vergessen! Ach! wenn sie nur schon von den garstigen Zigeunern wieder weg wäre!

Vater Roderich. Erinnerst du dich noch an Olinden, als sie noch in ihres Vaters Hause war? — Und wie gefiel sie dir denn da?

Lieschen. Ja freylich, da war sie kein hübsches Mädchen!

Vater Roderich. Könntest du ihr nun nicht wünschen, daß sie sich besserte? —

Lieschen. Aber unter solchen schlechten Menschen?

Vater Roderich. Wir wollen sehen! — Sie war kaum eine halbe Stunde unter Weinen und Schreyen an der Hand ihrer alten Gefährtin, mehr fortgezogen worden als gegangen, als sie durchaus nicht weiter wollte. Die Zigeuner pflegen sonst ihre eignen Kinder nicht zu züchtigen, aber anders verfahren sie

mit

mit solchen weggestohlnen, wie Olinde. Als gute Worte nicht mehr halfen, band ihr die Alte ein Tuch um den Leib, und zog sie, unter manchen unsanften Stößen mit Gewalt weiter. Ein starker junger Mann von der Horde hatte endlich Mitleid mit ihr, nahm sie auf die Schultern und trug sie so weiter. O wie lernte sie da schon diesen kleinen Dienst schätzen. Dieser junge Zigeuner, ob er gleich nicht reinlicher oder sonst besser gekleidet war, als die übrigen alle, wurde ihr von Stunde an lieb. Nach etlichen Stunden kamen sie in einen dichten Wald, hier, in der Nähe eines kleinen Baches, schlugen sie ihren neuen Wohnplatz auf. Kaum war das geschehen, so nahm man ein gutes Frühstück ein, das in saurer Milch bestand, worein schlechtes Brod gebrockt war. Wiewohl Olinde nie etwas ähnliches genossen hatte, schmeckte es ihr doch, der Hunger würzte die schlechte Kost. Nach dem Frühstücke legte sich alles zur Ruhe, nur wenige ausgenommen, die zum Theil ausgiengen, dürres Holz zu sammeln, theils entfernte Anhöhen bestiegen, um von da aus zu beobachten, ob sich ihnen etwas Gefährliches oder auch wohl eine gute Beute nahe. Olinde

war

war müde, und legte sich zu ihrer Alten, und schlief auf der bloßen Erde, auf die ein Stück altes Fell hingeworfen war, sanft ein. Sie wachte erst gegen Abend wieder auf, eben da die Zigeuner ihr Abendbrod schon verzehrt hatten. Ein Trunk Wasser und ein Rindchen Brod, wozu sie sich selbst einige Beeren pflücken konnte, stillten ihren Hunger. Sie sah sich jetzt die Männer mit allerley lustigen Schwänken unterhalten, bis sie auf ein in der Ferne vernommenes Zeichen plötzlich einer einen Stock, der andere ein altes Schwerd, der dritte noch etwas anderes ergriffen, und schnell nach dem Orte zuliefen, von woher das Zeichen gehört worden war. Einige Weiber schlichen hinterher, sie mußte mit den übrigen, worunter sie jetzt auch mehrere Kinder zum ersten Mal bemerkte, zurückbleiben. Der Mond schien hell, da ermunterten die Weiber ihre Kinder, ihrer neuen Schwester ihre Künste zu zeigen. Eine alte Zigeunerin langte eine Zither, eine andere einen Triangel hervor; sie fiengen an aufzuspielen, und nun begannen die Kinder einen Tanz, der allerdings, anstatt die Prinzessin zu vergnügen, sie in Furcht und Schrecken setzen und ihr das Traurige ihrer

jetzigen

jetzigen Lage nur um so fühlbarer machen mußte. Denket euch einen Kreis von zehen bis zwölf Kindern, davon die ältesten schon über zwölf Jahr, die jüngsten etwa sechs Jahr alt waren, halb nackend, und was ihre Blöße noch deckte, zerfetzt und in Lumpen umherflatternd, die in wilden, ganz ausgelaßnen Sprüngen, und mit einem schneidenden Gekreisch, jetzt sich im Kreise umdrehen, jetzt die Hände los lassen, und nun in Gesichterschneiden, in den ungezogensten Stellungen und Entblößungen einander zu übertreffen suchen, — und diese schöne Gruppe, schwach vom Monde, etwas stärker von einem in der Nähe brennenden Wachtfeuer erleuchtet; denkt euch dazu die schmuzige gelbe Hautfarbe, das zottigte, durch den sogenannten Tanz noch mehr umhergesträubte Haar dieser Zigeuner Jugend, — und ihr werdet euch nicht wundern, wenn Olinde die Hände vor die Augen hielt, und theils vor Ekel, theils vor Furcht und vielleicht auch vor Schaam — unter heftigen Weinen in ihre schmuzige Hütte zurück kroch! — Ein großes Gelächter folgte ihr nach, als die alten Zigeunerinnen ihr Weinen und ihre Entfernung und die wahrscheinliche Ursache derselben

bemerk-

bemerkten. Doch ließen sie es dießmal gut seyn. Schlaf Närrchen, rief ihr eine derselben zu, du wirst schon auch lustig seyn lernen! Ach! nimmermehr, seufzte Olinde. Wenn meine Mutter, wenn mein Vater das wissen sollte! Sie verglich nun still weinend ihre jetzige Lage mit ihrer vorigen; sie dachte nach, wie sie sich wieder von diesen Menschen entfernen könnte! Aber ach! da fiel ihr ein, daß sie ja nicht wisse wohin, daß sie weder ihren Vater, noch ihre Mutter werde finden können. Und wenn ich sie fände, sagte sie sich, wer weiß, wie unglücklich sie sind. Mit solchen traurigen Gedanken beschäftigt, schlief sie endlich ermattet ein. — Da däuchte es ihr, sie befinde sich mitten in der Hauptstadt ihres Vaters, sie eilt durch die Straßen nach dem Pallaste — Gott! welch ein Schauspiel, — er liegt in Asche und mitten auf dem Steinhaufen steht ein Schandpfahl, auf dem sie den Kopf ihres Vaters deutlich erkennt. Vor Entsetzen sinkt sie nieder, da richtet sie ein freundliches Mütterchen auf. Verzage nicht, Olinde, spricht sie zu ihr, du siehst freylich, daß du auf den Mann, der ehemals diesen Pallast bewohnte, nicht mehr deine Hoffnung setzen kannst, ihn hat

sein Schicksal erreicht; aber — erinnerst du dich noch deiner Mutter? — Bemühe dich, ihr ähnlich zu werden! Trage geduldig, was du nicht ändern kannst, suche dir die Liebe der Menschen zu erwerben, unter denen du lebst, laß dich keine Noth zu etwas Bösem verleiten, wovor dich die Stimme deines Herzens warnt, und dann traue dem weisen Regierer deiner Schicksale — du wirst deine Mutter wieder finden, und findest du diese, dann denke, daß deine Prüfung aus ist! — Als sie das gesagt hatte, und Olinde sie um das Schicksal ihrer Mutter fragen wollte, sahe sie ihre Trösterin nicht mehr — ein starkes Geräusch vor ihrem Zelte weckte sie aus ihrem Schlummer und aus einem Traume, der ihr ihr ganzes künftiges Schicksal vorher zu verkündigen schien. Er kam ihr nicht wieder aus den Gedanken. Aber daß sie unter diesen Menschen — wer weiß, wie lange, würde leben müssen! Daß sie sich die Liebe solches Gesindels zu erwerben suchen sollte, das sich sonst nicht vor ihren Augen hätte zeigen dürfen, das beugte sie tief nieder. Und doch erfuhr sie täglich, daß sie durch Ungefälligkeit, durch widerspenstiges Verweigern der kleinsten Dienste, die von ihr verlangt

wur=

wurden, nur ihre Lage verschlimmere. Man züchtigte sie zwar nicht, aber, wer nicht arbeitet, oder wer nichts lernen will, der soll auch nicht essen! Und so mußte Olinde oft mit einem trocknen Rindchen Brod vorlieb nehmen, wenn alle übrige die schönsten Früchte, Honig oder Milch zur Zukost bekamen. Sie folgte endlich der Stimme der tröstenden Freundin, die ihr im Traume erschienen war, sie wurde gefällig, sie wurde sogar zuvorkommend, und lernte alles, was man wollte, so schwer es ihr auch oft fiel; — nur zu den unzüchtigen Tänzen wollte sie sich nicht verstehen, und das sah man ihr nach, weil sie allmählich, eben von jenem jungen Zigeuner, der sich so mitleidig gegen sie bewiesen hatte, die Zither, nach den Begriffen eines Zigeuners, vortrefflich schlagen lernte. Wenn daher die Horde mit ihren Kindern in den benachbarten Städten und Dörfern umherzog, und die Kinder mit ihren schnöden Tänzen die Augen des zusammengelaufenen Volkes belustigten, schlug Olinde die Zither dazu, — und da sie immer die Augen von diesem ekelhaften Schauspiel abwendete, oder niederschlug, so zog sie nicht selten, auch wegen ihrer schönen Bildung, die durch ihren

Schmuz hindurch leuchtete, die Augen manches aufmerksamen Zuschauers auf sich, und empfieng oft für sich allein mehr Geschenke, als alle übrige zusammen.

Lieschen. Die Kinder tanzten wohl für's Geld, so wie etwa die Seiltänzer und Luftspringer, die auch so herumziehen.

Vater Roderich. Die Zigeuner nehmen, was man ihnen giebt. Milch, Eyer, Mehl, alte Lumpen, Früchte, und dergleichen mehr. Geld bekommen sie selten. Doch diese Betteley ist gewöhnlich das wenigste, worauf die Zigeuner bey ihrem Umherziehen ausgehen. Sie verursachen durch die unsittlichen Tänze ihrer Kinder, und durch das Wahrsagen, womit sich besonders ihre Weiber abgeben, daß sich viel Volk um sie her versammelt. Unter einer solchen Menge Menschen haben sie die schönste Gelegenheit, ihre Kunst zu üben — den Leuten die Taschen zu leeren, oder in die von Menschen leergewordenen Häuser zu schleichen, und da sich zu nehmen, was ihnen beliebt. Daher war ihnen Olinde so lieb. Ueberall, wo sie die Zither spielte, und dazu sang, strömte das Volk herbey, um das schöne Zigeunermädchen spielen und singen zu hören,

Denn

Denn nach und nach lernte Olinde alles, womit sie sich ihren Gefährten angenehm machen konnte, sie lernte sogar wahrsagen!

Lieschen. Aber das war doch nicht recht! Sie mußte ja wohl wissen, daß sie die Leute damit betrog!

Vater Roderich. Ich freue mich, daß du das bemerkst. Ja wohl, würde sie gefehlt haben, wenn sie so, wie die übrigen Zigeuner, gewahrsagt hätte. Aber unerachtet sie jedem vorhersagte, daß sie nicht viel von dieser Kunst verstehe, und ohnerachtet sie Niemand mehr sagte, als er sich selbst hätte sagen können, so gefiel doch die Art, wie sie das that, jedem, und jeder reichte ihr daher gern seine Hand hin, und gab ihr mehr, als sie sonst bekommen hätte, blos um sie sprechen zu hören.

Lieschen. Je nun! so laß ich's gelten! Und da möchte ich schon auch gehört haben, was sie etwa mir hätte sagen können.

Vater Roderich. Das könnte ich dir allenfalls wohl sagen!

Lieschen. Wirklich? Nun, sagen sie doch! Hier ist meine Hand!

Vater Roderich (besieht scherzend ihre flache Hand.) Liebes blankes Schwesterchen —

Lieschen (lachend.) Nun, warum denn blankes Schwesterchen?

Vater Roderich. Blank soll vermuthlich so viel heißen, als weiß — und du hast doch wohl ein weißeres Gesichtchen, als ein Zigeunermädchen! —

Lieschen. Nun weiter!

Vater Roderich. Liebes blankes Schwesterchen, du bist noch sehr jung; sieh' dich ja vor, daß du dir nicht durch deinen Leichtsinn schadest! Du hast ein kleines schelmisches Auge, nimm dich in Acht, du kannst leicht Verdruß haben. Wirst du ein gutes sanftes Mädchen werden, so braucht dir dein liebes Gesichtchen einmal nicht zur Empfehlung dienen. Die guten Mädchen hat man lieb; die hübschen Mädchen nicht immer, wenigstens nicht lange, wenn sie nicht auch gut sind!

Lieschen. Nun das hat wohl ein Zigeunermädchen nicht so sagen können, Großväterchen!

Vater Roderich. Warum nicht? Wenigstens Olinde, die in ihrer Lage wohl oft, schon als ein so junges Mädchen, zum ernsthaften Nachdenken hatte kommen können. Sie hatte ja an sich selbst schon so manches erfahren.

ihre Stimme. — Die Umstehenden hörten das, und jeder war begierig, mehr zu wissen. Die Zigeuner bemerkten das kaum, so suchten sie Olinden den Augen der Neugierigen zu entziehen; sie drängten sich um sie, und wollten gleich mit ihr weiter. — Die zusammengelaufne Menge glaubte daraus um so sicherer schließen zu können, daß dieß Mädchen gewiß von den Zigeunern gestohlen sey, — man wollte sie aus ihren Händen befreyen, allein einer der stärksten von diesen nahm sie auf seine Schultern, und trug sie im schnellsten Laufe, indeß ihn die Menge verfolgte, aus der Stadt nach ihren Zelten. Hier fanden sich die übrigen Zigeuner bald ein, man machte Olinden Vorwürfe, drohete ihr mit den härtesten Züchtigungen, wenn sie noch einmal so unvorsichtig seyn, und ihres vorigen Zustandes vor Fremden gedenken würde, und sogleich wurden die Zelte abgebrochen und in einer Entfernung von etlichen Meilen von diesem Orte ein neuer Aufenthalt gewählt.

Der Auftritt in dem Landstädtchen, die Vorwürfe und Drohungen der Zigeuner und die härtere Behandlung, die sie einige Tage darauf erfahren mußte, machten Olinden auf lange Zeit die Zigeuner wieder sehr verhaßt,

und sie brach in heiße Thränen und in die heftigsten Verwünschungen gegen sie auf, als sie nun auch erfuhr, daß sie in Zukunft nie wieder mit auf die Dörfer oder in die Städte würde mitgenommen werden. Die Zigeuner lachten freilich über ihr ohnmächtiges Schimpfen. Wie? sagte ihr aber auch eine Alte, dankst du uns so? Würdest du nicht vor Hunger haben umkommen müssen, oder würdest du nicht vielleicht von einem wilden Thiere zerrissen worden seyn, wenn wir uns deiner nicht angenommen hätten? Wir haben dich wie unsere Kinder gehalten, du hast unser Brod gegessen, du hast Milch und Honig und alle gute Speise mit uns genossen, du hast unter unsern Zelten geschlafen, und bist gesund und stark worden; gesunde Kräuter hast du kennen lernen und Salben daraus bereiten, und bist geschickt worden, wie eine von uns, und nun dankst du uns so? — Olinde mochte freilich von dem allen nichts hören, sie wünschte vielmehr, daß man sie hätte im Walde bey ihrer Mutter umkommen lassen — aber als sie ihren ersten Schmerz ausgeweint hatte, und ihr wieder einfiel, was man ihr vorgeworfen hatte, fühlte sie doch, daß die Zigeuner nicht ganz

Un-

Unrecht haben möchten. Denn sie hatte ein natürlich weiches sanftes Herz, und noch war sie nicht im Stande, zu unterscheiden, ob die Zigeuner sie wirklich aus Mitleiden, oder aus Eigennutz zu sich genommen hätten. Am allerwenigsten konnte sie wissen, daß Lilla dabey mit im Spiele sey. — Sie dachte daher von nun an oft darüber nach, und da sie jetzt eben so wie sonst von ihnen wieder behandelt wurde, unerachtet sie nicht mehr auf den Dörfern mit umher zog, um etwas zu verdienen, ward sie ihnen wieder gut, und aus Dankbarkeit suchte sie sich ihnen, wie und womit sie nur konnte, gefällig zu machen.

Um diese Zeit ungefähr war es, als ihre Horde noch mit zwey Zigeuner-Familien vermehrt wurde, unter welchen sich ein Alter befand, den alle übrige mit besonderer Ehrerbietung behandelten. Ein freundlicher Greis, der sich gern mit den Kindern beschäftigte, ihnen oft Geschichten aus seiner Jugend erzählte und nach seinen Erzählungen weite Reisen gemacht und viele Menschen kennen gelernt haben mußte. Was Olinde noch nie unter den Zigeunern bemerkt hatte, und wovon sie sich jetzt nur wieder aus ihrer frühern Zeit, doch

nur

nur schwach, erinnerte, das sahe sie an diesem Alten — er nahm oft eine Pergament-Rolle, setzte sich allein, und las! Olinde schlich oft an ihn hin, denn sie hatte ihn liebgewonnen, und der Alte sahe sie gern. Sie erkundigte sich nach dem, was er machte — und er suchte es ihr deutlich zu machen. Sie begriff ihn und nun erwachte sogleich in ihr der heiße Wunsch — auch so lesen zu können.

Karl. Eine Pargamentrolle? Also ist diese Geschichte noch aus den Zeiten vor Erfindung der Buchdruckerkunst!

Heinrich. Die Buchdruckerkunst konnte in Europa lange erfunden seyn, ehe man in Asien gedruckte Bücher haben konnte; da man zumal gewiß nicht so gleich im Anfange die schwere arabische Schrift wird gedruckt haben. Denn vermuthlich war die Schrift Arabisch, die der Alte hatte!

Vater Roderich. Ja, es war eine Abschrift vom Koran.

Karl. Weißt du, was das ist? (zu Lieschen).

Lieschen. Nun, was ist's denn?

Karl. Was uns Christen die Bibel ist, das ist den Muhamedanern ihr Koran. Er enthält die Lehren des Muhamed!

Vater

Vater Roderich. Erkläre das deinem Schwesterchen ein andermal; jetzt laß mich weiter erzählen, du siehst wohl, daß die Mutter schon Anstalten zum Aufbruch macht. Der Alte hatte eine große Freude, daß Olinde Lust bezeigte, Lesen zu lernen. Er sagte ihr freilich, daß das keine so leichte Sache sey, aber da sie nicht abließ, ihn zu bitten, daß er nur einen Versuch mit ihr machen möchte, so gab er nach und bemerkte mit Vergnügen, daß seine Schülerin nicht nur viel Lust, sondern auch viele Fähigkeit habe, das einmal Gesagte fest zu halten. Da der Alte eben so wie Olinde nicht mit auf den Dörfern umher zog, so hatten beide Zeit genug, er zum Lehren und sie zum Lernen, und ehe daher ein halbes Jahr vergieng, war Olinde schon im Stande, für sich allein sich zu üben. Diese Beschäftigung hatte den zwiefachen großen Nutzen für sie, daß sie nicht nur die Einsamkeit nicht fühlte, in der sie jetzt mehr als jemals leben mußte, sondern daß sie zugleich mit vielen vortrefflichen Wahrheiten bekannt wurde, mit welchen man in ihrem väterlichen Hause nicht nöthig geglaubt hatte, sie bekannt machen zu müssen, und die sie unter den Zigeunern noch weniger würde kennen gelernt haben. Hein-

Heinrich. Aber, wenn Sie mir noch diese Frage erlauben, wie kam dieser Alte, der doch vermuthlich auch ein Zigeuner war, wie alle übrige, wie kam der zu einem Koran und zu der Geschicklichkeit, ihn lesen zu können? Man sagt ja, die Zigeuner hätten gar keine Religion! und wären nicht geneigt, sich solche Geschicklichkeiten zu erwerben, die nur einigen Fleiß und Anstrengung kosteten.

Vater Roderich. Im allgemeinen ist diese Behauptung freilich wahr, allein es giebt auch hier, wie überall, Ausnahmen. Die Zigeuner haben wahrscheinlich keine eigne Religion; gerade wie die Suders in Indien sind sie in diesem Stücke höchst unwissend und unbekümmert, daher scheint es mehr aus Klugheit zu geschehen, wenn sie überall, wo sie hinkommen, vorgeben, sich zu der Landes-Religion zu bekennen. Sie sind Muhamedaner unter Muhamedanern, Christen unter Christen, und entweder griechische, oder katholische, oder protestantische Christen, wie man's haben will, aber keine Parthey hat sich auf ihr Bekenntniß etwas einzubilden. Sie beobachten das Aeußere der Religion, vom Geiste derselben wissen sie nichts. Die Zigeuner, unter welchen

Olinde lebte, waren vermuthlich Muhamedaner, wie das schon ihr vieles Waschen und Baden beweist, da Reinlichkeit sonst eben ihre Sache nicht ist. Eben so wahr ist es, daß sie alle mühsame Anstrengung scheuen, um irgend eine Geschicklichkeit zu erwerben, womit sie sich auf eine anständige Weise ihren Unterhalt verdienen könnten. In Siebenbürgen und Ungarn, wo sich wahrscheinlich gegen hunderttausend dieses Gesindels aufhalten, hat man sich alle mögliche Mühe gegeben, sie zu einem ordentlichen Leben zu gewöhnen, man hat ihre Kinder mit Gewalt zur Schule und zu Erlernung nützlicher Gewerbe angehalten, aber es ist sehr wenig ausgerichtet worden. Die besten unter ihnen sind Geldwäscher, — wobey sie wieder ihr müßiges Leben fortsetzen können, wenige sind taugliche Schmiede geworden; die übrigen brauchbaren dienen bey Vornehmen als Pferdeknechte, oder geben sich mit Pferdehandel und Pferdebändigen ab, laufen als Roß- und Viehärzte herum, und der größte Theil — ist noch, was er war, ein Gesindel, das dem Lande, wo es sich aufhält, zur Last ist. Inzwischen haben doch einzelne Zigeuner bewiesen, daß es ihnen nicht an

Fähigkeit fehlt, in Künsten und Wissenschaften etwas vorzügliches zu leisten. Besonders haben sich mehrere derselben als Musiker Achtung und Ruhm erworben. Mehrere berühmte Kapellen der Oesterreichischen und Ungarischen Großen zählen unter ihren vorzüglichsten Mitgliedern auch Zigeuner. Man hat auch Beispiele, daß sich Jünglinge dieses Volks auf den Schulen, in die sie aufgenommen wurden, rühmlichst ausgezeichnet haben, — aber sie sind in der Folge gewöhnlich wieder zu ihrer alten Lebensart zurückgekehrt. Jener Alte konnte also wohl auch, wer weiß unter welchen Umständen, zu der Geschicklichkeit gelangt seyn, die dich an ihm befremdet hat. Sein Alter, seine Erfahrung hatten ihm die Religion werth machen können, zu der er sich Anfangs vielleicht blos wie seine übrigen Volksverwandten bekannt hatte, als ein guter Moslem las er daher gern im Koran, um sich zu erbauen, — und wahrscheinlich machte ihn nicht nur sein Alter, sondern auch gerade diese unter Zigeunern seltne Geschicklichkeit und Frömmigkeit zu einer Art Heiligen unter seinen Landesleuten, die überdieß, als Muhamedaner, jedem Frommen besondere Ehrerbietung schuldig zu seyn glaubten.

Heinrich. Sie sollen mich nicht umsonst auf dieses Volk wieder aufmerksam gemacht haben, ich muß bekannter mit ihm werden.

Vater Roderich. Erinnere mich daran, ich kann dir selbst etwas über seine Geschichte mittheilen; es ist immer gut, wenn man nicht auf halbem Wege stehen bleibt. — Ich fahre jetzt fort — und, um mich so kurz als möglich zu fassen, übergehe ich die einzelnen Schicksale, die Olinde ferner unter diesem Volke erfuhr. Sieben Jahre hatte sie schon unter demselben gelebt, und die letztern Jahre besonders mit wahrer Zufriedenheit, und ohne daß ihr weiter etwas ausgezeichnet Merkwürdiges begegnet wäre, als ein bedenklicher Vorfall ihre Ruhe auf einmal störte.

Sie saß eines Morgens vor ihrer Hütte und übte auf ihrer Zither ein neues Liedchen, das sie ihrem Alten zu gefallen lernen sollte, — er saß neben ihr, und alle übrige Zigeuner, Alte und Junge, Weiber und Kinder schnarchten in ihren Zelten, weil sie spät in der Nacht von einem ihrer Züge zurückgekehrt waren, — da griff ihr der Alte plötzlich in die Hände, und machte sie auf ein Geräusch aufmerksam, das ihnen nahe zu kommen schien, und ihnen

wie Pferdetritte vorkam. Sie hatten sich nicht geirrt, ehe sie sich noch aufrichten konnten, sahen sie von der Seite her drey Männer zu Pferde auf sich zukommen, davon der eine ein junger vornehmer Herr, die andern beiden seine Diener zu seyn schienen. In einer Olinden ganz unbekannten Sprache redete der Herr den Alten an, und aus seinen Gebehrden zu schließen, erkundigte er sich nach dem Wege. Unterdessen krochen die Zigeuner aus ihren Hütten hervor, und fiengen nach ihrer Gewohnheit an, den Fremden um ein kleines Geschenk zu bitten. Aus einer Börse, die er im Gürtel trug, zog er eine Hand voll Silbermünze hervor, und warf sie ihnen hin. Aus Dankbarkeit mußten die Kinder tanzen, und da Olinde die Zither gerade in der Hand hatte, mußte sie dazu spielen und singen. Da wurde der Fremde auf sie aufmerksam, ritt zu ihr hin, schien sie zu loben, und da sie dieß bemerkte, erröthete sie und wendete das Gesicht von ihm. — Dieß mußte seine Neugier um so mehr reizen, da er ein ähnliches Betragen bey einer Zigeunerin wohl noch nie gefunden haben mochte, er erkundigte sich also bey dem Alten näher nach ihr — sie sprachen lange,

endlich kam er wieder zu ihr, und redete sie in der ihr bekannten Sprache an, sagte ihr viel Schmeichelhaftes über ihre angenehme Stimme, daß es Schade sey, wenn ein so hübsches Mädchen länger so in der Verborgenheit bleiben sollte, und fragte sie endlich, ob sie wohl Lust hätte, mit ihm zu gehen, wenn es ihre Pflegeeltern erlaubten; er würde sie wie seine Schwester halten, ihr eine angenehme Wohnung und schöne Kleider geben und dergleichen mehr. Olinde sahe sich nach ihrem Alten um, — und der saß still, mit fest auf den Boden gehefteten Augen — sie sahe nach den übrigen hin — und diese schienen neugierig und voll Erwartung, was sie antworten würde, jedoch ohne Unruhe, vielmehr glaubte sie auf dem Gesichte einiger, Spuren eines geheimen Vergnügens zu bemerken. —

Ich kenne dich nicht, sagte sie endlich zu dem Fremden, aber ich kenne diese guten Leute als meine Freunde, ich werde sie erst fragen, und was sie mir rathen, das werde ich thun. Ist es dein Ernst, dich einer unglücklichen Waise anzunehmen, so kommst du wohl wieder zu uns, und dann will ich dir antworten.

Der Fremde lobte ihre Vorsicht, sprach wieder mit den Zigeunern in der ihr unbekannten Sprache, er schien nicht recht mit ihnen zufrieden, dann kam er wieder zu ihr, und sagte ihr, daß er in zwey Tagen wieder kommen wolle.

Der Fremde war den Zigeunern, kaum aus dem Gesicht, so wendete sich Olinde mit der Bitte an ihren Alten, ihr zu rathen, und ihr zu erklären, wie dieser Fremde zu einem so edeln Entschluß komme, und wie ihre Freunde dießmal so bereitwillig schienen, sie von sich zu lassen? Aber in diesem Augenblicke erhob sich unter den übrigen Zigeunern ein lebhafter Streit, daß der Alte nicht schnell genug aufstehen und mit seinem Ansehen Ruhe gebieten konnte. — Eine Alte nahm hierauf Olinden bey der Hand, und führete sie unter dem Vorwande, mit ihr dürres Holz zu lesen, weit von den Zelten weg. Olinde bemerkte wohl, daß es in der Absicht geschehe, damit sie nichts von dem hören möchte, was jetzt unter ihnen gesprochen wurde. — Doch folgte sie ihr willig, denn sie wünschte, da sie nicht mit ihrem Alten sprechen konnte, allein zu seyn, um über das, was ihr begegnet war, und noch mehr, was ihr vermuthlich bevorstund, nachzu-

denken.

denken. Sie hatte gute Zeit dazu, denn ihre Begleiterin legte sich bald hin, um zu schlafen und rieth ihr ein Gleiches zu thun. Olinde setzte sich neben sie, aber indem sie nun über ihre Lage nachdachte, fühlte sie erst, wie schwer es sey, sich selbst zu rathen. Ihr Alter hatte ihr oft mancherley von dem erzählt, wie es unter den übrigen Menschen zugehe. Wie? fragte sie sich, wenn du dem Fremden blos wegen deiner Gestalt gefallen hättest. Wenn du in der Folge ihm nicht mehr gefielest, was würde dann aus dir werden? Als eine Schwester will er dich halten, ach! wird er das? Er schien wohl gütig gegen dich, aber wie verzog sich auch sein Gesicht, als meine Freunde ihm wahrscheinlich nicht so antworteten, als er wünschte? — Wie? wenn er jemals dir auch so begegnete? Unter diesen Zigeunern hast du nur Freundschaft und Liebe erfahren, wie traurig würde dein Loos seyn, wenn dieser Mann dich hart behandeln sollte! Und warum wählt er gerade dich? warum nicht die schlanke Waty, (eine junge Zigeunerin) die schöner ist als du? — Aber wenn er mich vielleicht zu meiner Mutter brächte? — Dieser Gedanke erweckte tausend andere, ihr Traum erwachte

wieder in ihr. Was soll ich thun? Wird es recht seyn, wenn ich ihm folge? So besprach sie sich mit sich selbst, ohne zu einem Entschluß zu kommen, bis die Zigeunerin erwachte, und nun giengen sie wieder zu den Zelten zurück. Sie suchte ihren Alten, aber sie fand ihn nicht. Sie trauete den übrigen nicht recht, daher schwieg sie, ob sie schon oft gefragt wurde, was sie thun wolle, und alle ihr versicherten, sie werde es gut haben, wenn sie dem Fremden folgen wolle.

Der Tag verstrich, ihr Alter war nirgends zu sehen. Es ward Nacht und jeder eilte seinem Lager zu. Olinde that dasselbe, aber sie konnte nicht schlafen. Sie stand wieder auf, und als sie vor das Zelt trat, bemerkte sie an dem Wachtfeuer, das alle Nächte vor den Zelten brannte, daß jener junge Zigeuner die Wache habe, zu dem sie immer viel Zutrauen gehabt hatte. —

Lieschen. Ach! gewiß der, der sie auf seine Schultern genommen hatte, da sie nicht mehr fortkonnte und —

Vater Roderich. Ja, mein Kind, derselbe. Sie gieng zu ihm. Ich kann nicht schlafen, sagte sie zu ihm, laß mich das Feuer

unterhalten, und schlafe du, wenn du willst. — Ich mag auch nicht schlafen, antwortet ihr Nagy (dieß war der Name des Zigeuner's) und ist dir's recht, so magst du das Feuer unterhalten! Olinde setzte sich neben ihn hin, und nahm dürres Holz auf ihren Schooß! Nagy, sagte sie zu ihm, du bist gut, willst du mir wohl rathen, was ich thun soll? — Still! sagte Nagy — und schlich umher, um zu sehen, ob alles ruhig sey! Was ich dir rathen soll, sagte er, als er zurück kam, weiß ich wohl, aber du wirst mir nicht folgen. Laß hören, guter Nagy, antwortet ihm Olinde, ich glaube, du wirst mir gut rathen. Bleib bey uns Olinde! fuhr Nagy fort. Sieh' wir haben dich alle lieb, und damit du wissest, daß ich dich lieb habe — wo jemand hört, daß ich dir ein Wort sage, so werde ich ausgestoßen, denn sie haben sich alle beredet — und ich will dir alles sagen. Die Heschine, die du deine Mutter nennst, will dich dem Fremden verkaufen, er will dich zu seiner Sklavin machen, aber nicht anders, als wenn du freywillig ihm folgst. Die Heschine federt viel — aber ob du gleich mehr werth bist, will der Fremde nicht so viel geben. Bleib

bey uns Olinde! Sieh' wir haben dich alle lieb, und ich habe dich mehr lieb, als alle, darum sage ich dir, was ich nicht sollte. — Ist das wahr, fragte Olinde, was du mir sagst? — Sieh', erwiederte Nagy, ich sagte wohl, du würdest mir nicht folgen! O du wirst freilich schöne Kleider bekommen, und eine schöne Wohnung, aber du wirst doch nur seine Magd seyn. Und wenn er dich nicht mehr mag, verkauft er dich weiter, und du wirst wieder eine Magd seyn! — Und hier haben wir dich alle lieb, du bist wie wir, und wenn du willst — Nagy stockte — Nun? fragte Olinde! Ich will dir alles sagen. Gehst du nicht mit dem Fremden, so sollst du — (er hielt inne) die Frau des Dajid werden — aber nimm ihn nicht — Dajid ist nicht gut, ob er gleich schön ist. Er hat schon um dich bey deiner Mutter angehalten. (Olinde erschrak, als sie das hörte, sie zitterte vor Furcht und Ekel, wenn sie daran dachte, das Weib eines Zigeuners zu werden, denn im Stillen hatte sie immer noch bisher die Hoffnung bey sich unterhalten, daß sie ihre Mutter finden und noch ein günstigeres Loos haben werde, als unter Zigeunern zu sterben.) Du bist ängstlich geworden. Sage, was dir

ist, bat Nagy — Nagy ist gut! Olinde schwieg, unruhig und unentschlossen, was sie thun sollte, stand sie auf. — Da sahe sie, daß Nagy weinte. — Ich habe dir alles gesagt, sprach er wehmüthig, aber du hast Nagy nicht lieb. — Laß mich ein wenig mit mir allein, guter Nagy, bat ihn Olinde, du hast mir viel gesagt, aber du kannst mir nicht rathen, denn du weinst. Morgen will ich dir sagen, was ich thun will. — Olinde merkte wohl, daß Nagy noch etwas auf dem Herzen hatte, aber sie wünschte es nicht zu hören.

Lieschen. Aber warum denn nicht? Er meynte es gewiß gut mit ihr.

Heinrich. Du hörtest ja, daß Olinde keine Lust hatte, einen Zigeuner zu heyrathen, und gewiß wollte ihr Nagy sich selbst antragen, das wünschte sie aber zu vermeiden, weil sie ihm nicht wehe thun wollte; denn sie hätte es ihm doch auch abschlagen müssen, darum wich sie seiner Erklärung aus.

Karl. Aber sie war ja nur noch ein Kind — höchstens vierzehn Jahr!

Vater Roderich. Unter diesem Volke heyrathen, besonders die Mädchen, sehr jung, wie überhaupt bey Asiatischen und andern Nazionen,

zionen, die in wärmern Gegenden leben — daher auch jetzt noch die Juden sehr zeitig heyrathen. Ueberdieß war Olinde für ihr Alter, das du ziemlich richtig angegeben hast, groß und ausgebildeter, als manches Mädchen von achtzehen Jahren unter uns kaum es ist. Die gesunde Lebensart, die sie führte, hatte auf das Wachsthum und die Bildung ihres Körpers, und die besondere Lage, unter ganz fremden Menschen, die ihr zwar wohlwollten, weil sie alles gern that, was man von ihr forderte, denen sie aber doch nie ganz trauete, vornehmlich aber die täglichen Unterhaltungen mit ihrem Alten, der sie wie sein Kind liebte, hatten auf die Bildung ihrer Vernunft den wohlthätigsten Einfluß gehabt. Mit den Jahren hatten sich ihre Gesichtszüge fester gebildet, sie war, auch unter dem scheinbaren Schmuze, der ihre Haut überzog, ein sehr schönes Mädchen geworden. Nehmt nun ihre Geschicklichkeiten hinzu, durch welche sie sich vor allen Zigeunerinnen auszeichnete; so wird es Euch nicht wundern, wenn die jungen Zigeuner Absichten auf sie hatten, obschon sie sich sonst nicht gern mit andern, als mit Mädchen ihres Volkes verheyrathen. — Olinde hatte von dem

allen

allen nichts bemerkt, denn ihr war nichts weniger eingekommen, als daß sich ein Zigeuner um sie bewerben könne. Aber eben, da sie nicht so, wie die übrigen Mädchen, zu gefallen suchte, gefiel sie allen nur um so mehr; und wenn sie zwar oft gehört hatte, daß dieser und jener, und besonders Dajid, der für den schönsten jungen Zigeuner gehalten wurde, ihr etwas Verbindliches sagte, so hatte sie auch gehört, daß Dajid und andere dieselben Artigkeiten andern Mädchen eben so oft sagten. Sie war daher nicht wenig betroffen, als ihr Nagy, dem sie vollkommen zutrauete, daß er ihr keine Unwahrheit sagen könne, die Bewerbung des Dajid um sie entdeckte, und noch empfindlicher war es ihr, da sie deutlich genug bemerkte, daß Nagy selbst Absichten auf sie habe, zumal wenn sie sich nun erinnerte, wie er sich von jeher bemühet hatte, sich ihr gefällig zu machen. Sie bedauerte Nagy, aber sie verabscheute nun fast den Dajid, der, so schön er andern vorkommen mochte, ihr nie gefallen hatte, weil er sehr roh, und im Trunke besonders, den er sehr liebte, einer der ungesittetsten jungen Zigeuner war. Sie schlich sich vom Nagy weg, und setzte sich vor das Zelt ihrer

sogenannten Mutter — und ein Strom von Thränen floß über ihr bekümmertes Gesicht, als sie jetzt ihre traurige Lage überdachte. Nichts beruhigte sie jetzt, und sie dankte Gott kindlich dafür, als daß sie durch ihren Alten Gott, den sie als Muhamedanerin unter dem Namen Allah verehrte, kennen gelernt hatte. Ihr Kummer wurde gemildert, wenn sie bedachte, daß Allah die Guten liebe, und daß er sie höre, wenn sie zu ihm beten. Das that sie, und ihr wurde so leicht, als sie mit ihrem Angesichte sich von dem Boden erhob, (so pflegen die Muhamedaner ihr Gebet zu verrichten,) daß sie nun weit ruhiger über ihre Lage nachdenken konnte. Oft schien es ihr, als ob eine unsichtbare Gewalt sie dringe, sogleich zu entfliehen, dann fiel ihr ihr guter Alter wieder ein; und endlich entschloß sie sich, noch den nächsten Tag abzuwarten, um ihn, der ihr immer wohl gerathen hatte, um seinen Rath zu fragen. Dadurch beruhigter schlief sie ein— und erwachte erst spät, da alle übrige schon aufgestanden, und bis auf eine alte Zigeunerin und einem andern Zigeuner, der die Zelte bewachen sollte, — in die benachbarten Dörfer ausgezogen waren. —

Sie erkundigte sich sogleich nach ihrem Alten, und erfuhr: daß er dem Fremden nachgegangen sey, der sie zu sich nehmen wolle; weiter erfuhr sie nichts. Gegen Mittag kam ein Theil der Horde zurück, und diese scherzten mit Olinden über ihre baldige Entfernung von ihnen; aber diese Scherze gefielen ihr so wenig, daß sie vielmehr auf's Neue dadurch beunruhiget wurde. Unter andern sangen sie ein Liedchen, das Olinde selbst oft gesungen hatte, und das jetzt ganz auf ihre Lage zu passen schien, worüber sie in die größte Bekümmerniß gerieth. Das Liedchen erzählte die Schicksale eines Mädchens, das wegen ihrer Schönheit von einem reichen Manne zum Weibe gewählt, aber dann sehr hart von ihm behandelt worden sey. Da nun die Zigeunermädchen, statt des Namens dieses Mädchens, Olindens Namen sangen, und die Worte des Liedchens: Olinde ward sein Weib, — so abänderten: Olinde ward seine Magd — so würde sie das schon sehr bekümmert haben, weil ihr dabey wieder einfiel, was ihr der gute Nagy gesagt hatte, wenn nicht auch die Zigeunermädchen zugleich bey diesen Worten in ein schallendes Gelächter ausgebrochen wären,

und diese Worte so oft wiederholt hätten, bis sie selbst des Singens überdrüßig waren. — Nach Mittags kamen die übrigen Zigeuner zurück, und, welche Freude, unter ihnen auch ihr Alter. Sie sprang auf ihn zu, beklagte sich, daß er so lange von ihr gegangen sey, und versicherte ihm, daß sie mit herzlicher Sehnsucht seine Rückkunft erwartet hätte. — Die Zigeuner neckten sie deshalb, und schienen ihr zu verstehen zu geben, daß sie es wohl nicht erwarten könne, bis sie der Fremde abhole. Unter allen war Dajid der schlimmste! Olinde that, als ob sie nichts hörte, sie wünschte nichts, als nur ein Paar Minuten mit ihrem Alten allein seyn zu können; aber es war unmöglich. Die Zigeuner schienen sich verabredet zu haben, sie nicht mit ihm allein zu lassen. Sie gaben ihr tausenderley kleine Verrichtungen auf, die sie von ihm entfernten, und wenn sie zu ihm zurück kam, war er nie allein. Endlich erhäschte sie einen Augenblick, wo sie ihm ihren Wunsch zu erkennen geben konnte. Er sahe sie schweigend an, und dann grub er mit einem Stöckchen, das er in der Hand hatte, mancherley Figuren in den Sand. Olinde bemerkte nichts, bis ihr der Alte heimlich

zu-

zurief: lies — indem er unbemerkt mit dem Stöckchen auf die Figuren zeigte. Jetzt verstand ihn Olinde, sie las — aber wie ward ihr zu Muthe, als sie die Schrift gelesen hatte: Folge deinem Schicksale! — Das war der Inhalt der Schrift. Bestürzt sahe sie den Alten an, er wich ihr aus, stand auf und sagte, daß er nun ruhen wolle, weil er in voriger Nacht nicht geschlafen habe. Olinde durfte ihm nicht folgen — trostlos gieng sie nun umher; sie suchte ein einsames Plätzchen, wo sie ungestört, und befreyt von den fortdauernden Neckereyen der Zigeuner, ihrem Kummer nachhängen könnte! Was sollte sie nun anfangen? Wie sollte sie den Wink ihres alten Freundes verstehen? Sie entfernte sich in Gedanken von den Zelten, dachte an alles, was ihr Nagy gesagt hatte, — und sie sah überall ein trauriges Schicksal vor sich. — Ja, sagte sie sich, dieser Fremde kauft dich nur zu seiner Magd, du wirst ihm nichts als eine erkaufte Sklavin seyn, und Olinde die Sklavin eines Mannes, der vielleicht kein guter Mann ist? — Und wenn du ihm nicht folgst — was soll hier aus dir werden? Nein! — (ein ekelhaftes Grausen durchdrang ihre Glie-

der) das Weib eines Zigeuners kannst du nie werden! — Sie sank vor Schmerz nieder und weinte heftig. Das Bild ihrer Mutter schwebte ihr jetzt so täuschend vor Augen, daß sie einigemal unwillkührlich die Arme nach ihr ausstreckte. Sie stand wieder auf, und entfernte sich in Gedanken immer weiter von den Zelten — da hörte sie wie im Traum ihren Namen nennen, — sie hörte es noch einmal — sahe sich um — und welche Erscheinung! Das alte freundliche Mütterchen stand vor ihr, die sie einst im Traume gesehen, die sie nicht wieder vergessen, und an die sie in eben diesem Augenblicke gedacht hatte. O Allah! rief Olinde halb erschrocken, halb erfreut aus, bist du es? oder betrügt mich mein Auge? — Nein! sagte freundlich Fee Lilla, du täuschest dich nicht. Deine Prüfungszeit geht zu Ende. Fliehe, Olinde, und eile in die Arme deiner Mutter. O wo ist sie? bringe mich zu ihr, wo ist sie? — sprach Olinde hastig. — Folge diesem Wegweiser, sagte Lilla, er wird dich führen, und als Olinde sich nach dem Wegweiser umsah, und wieder zu Lilla zurückkehren wollte — war sie allein, und ein kleines weißes Hündchen stand

vor ihr und wedelte, und schien sie einzuladen, ihm zu folgen. —

Lieschen und Karl. O das ist allerliebst — nun kommt sie gewiß zu ihrer Mutter.

Vater Roderich. Olinde folgte ihrem Wegweiser, er leitete sie so gut, wie er ihre Mutter ehemals geleitet hatte, und ehe noch die Nacht völlig einbrach, kam sie zu der Hütte, die wir schon kennen. Ihr Führer krazte an der Thüre, sie öffnete sich, und Fee Lilla an der Hand der Fürstin traten heraus. Olinde erkannte ihre Mutter auf den ersten Blick, und o mit welchem Entzücken flog sie in ihre Arme. Sprachlos hieng sie an ihr, und drückte sie so fest an sich, daß nur die Liebe einer Mutter nicht dadurch beschwert werden konnte! — Nimm sie hin, sagte Lilla nach den ersten Ergießungen der Freude und des Dankes gegen Allah! — Du wirst an ihr eine Tochter finden, wie du deinem Vater eine Tochter gewesen bist. Sie hat ein hartes Schicksal gehabt, aber es war nöthig, wenn sie deiner Liebe und der Liebe dessen würdig werden sollte, für den sie be-

stimmt ist! Lilla berührte hierauf Olinden mit ihrem grünen Zweige, und die gelbe Farbe ihrer Haut, die fast eingeätzt war, schwand, und im Glanz der Jugend und Schönheit, und mit einem reinlichen weißen Kleide angethan, erkannte nun erst die Fürstin ihre Tochter. — Wie vieles hatten sich nun Mutter und Tochter zu sagen; Lilla fühlte das — und verließ sie. Seyd glücklich, rief sie ihnen segnend zu, und genießt jetzt und in der Zukunft das Glück der Guten, das ihr in dem Glanze, zu dem ihr geboren schienet, nie genossen haben würdet. Lilla bleibt eure Freundin. O verlaßt uns nicht, riefen Mutter und Tochter ihr zu, wohlthätige Freundin! Wir sehen uns wieder, sagte Lilla, und — wir wissen nun schon, bey welcher Gelegenheit das geschahe.

Zwey Jahre lebte Olinde mit ihrer Mutter und der einzigen Sklavin, der Amme Olindens, die sie begleitet hatte, in der glücklichsten, seligsten Ruhe. Was der Alte und die mannichfaltigen Erfahrungen, die sie unter den Zigeunern gemacht hatte, bey Olinden angefangen hatten, das vollendete ihre Mutter.

ter, sie ward ein vortreffliches Mädchen, und werth, eine Fürstenkrone zu tragen, wenn Fürstenkronen allein glücklich machen könnten. Sie sollte es werden, wie sie es verdiente. Moawi ward ihr Gemahl, und Almanzor, der in der Mutter Olindens die Gemahlin des Fürsten sehr bald wieder erkannte, dessen verwüstetes Land ihm von den Bewohnern desselben selbst ohne Bedingung übergeben worden war, trat mit Freuden dem edlen Führer seiner Jugend ein Land ab, auf das er als Gemahl Olindens die gerechtesten Ansprüche hatte.

Moawi trat unter bangen Erwartungen seines Volks die Regierung an, aber in wenigen Jahren verwandelte sich seine Furcht in die reinste Liebe zu seinem Fürsten. Almanzor und Moawi wurden die glücklichsten und geliebtesten Fürsteu ihrer Zeit, und ihre Gemahlinnen, vereint durch das Band der zärtlichsten Freundschaft, flößten ihren Kindern die fürstlichen Gesinnungen ein, die auf Jahrhunderte ihren Familien, und den Völkern, die sie beherrschten, das dauerhafteste Glück versprach.

Vater Roderich endete hier seine Geschichte. Was meynt Ihr nun, Kinder, fragte er am Schluß derselben: War es wohl ein Unglück für Olinden, daß sie in der zartesten Kindheit ein von allen Seiten so hartes Schicksal erfahren mußte?

246

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kleine Geschichten für Kinder von 6 - 10 Jahren die gern etwas lesen was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist

Bd.: 6

Leipzig 1801

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.438(6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301578-8
VD18 1550803X-001